

PRESTON
& CHILD



ATTACK

UNSICHTBARER FEIND

Ein neuer Fall für
Special Agent Pendergast

THRILLER

DROEMER*

Douglas Preston /

Lincoln Child

Attack —

Unsichtbarer Feind

Ein neuer Fall für Special
Agent Pendergast

Inhaltsübersicht

- Dank
- Widmung
- Prolog
- 1. Kapitel
- 2. Kapitel
- 3. Kapitel
- 4. Kapitel
- 5. Kapitel

- 6. Kapitel
- 7. Kapitel
- 8. Kapitel
- 9. Kapitel
- 10. Kapitel
- 11. Kapitel
- 12. Kapitel
- 13. Kapitel
- 14. Kapitel
- 15. Kapitel
- 16. Kapitel

- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel
- 27. Kapitel

- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel
- 34. Kapitel
- 35. Kapitel
- 36. Kapitel
- 37. Kapitel
- 38. Kapitel

- 39. Kapitel
- 40. Kapitel
- 41. Kapitel
- 42. Kapitel
- 43. Kapitel
- 44. Kapitel
- 45. Kapitel
- 46. Kapitel
- 47. Kapitel
- 48. Kapitel
- 49. Kapitel

- 50. Kapitel
- 51. Kapitel
- 52. Kapitel
- 53. Kapitel
- 54. Kapitel
- 55. Kapitel
- 56. Kapitel
- 57. Kapitel
- 58. Kapitel
- 59. Kapitel
- 60. Kapitel

- 61. Kapitel
- 62. Kapitel
- 63. Kapitel
- 64. Kapitel
- 65. Kapitel
- Epilog
- Danksagung
- Über die Autoren
- Die Pendergast-Romane in
der inhaltlich
chronologischen

Reihenfolge

- Unsere anderen Romane

Die Autoren danken dem Conan Doyle Estate Ltd für die Genehmigung, Figuren aus den Sherlock-Holmes-Geschichten zu verwenden, die Sir Arthur Conan Doyle geschaffen hat.

*Lincoln Child widmet dieses Buch
seiner Tochter*

VERONICA

Douglas Preston widmet dieses Buch

DAVID MORRELL

Prolog:
Eine wahre
Geschichte
30. August 1889

Der junge Arzt verabschiedete sich von seiner Frau auf dem Bahnsteig in Southsea, stieg in den 16.15-Uhr-Schnellzug nach London und kam drei

Stunden darauf in der Victoria Station an. Nachdem er sich einen Weg durch das lärmende Treiben gebahnt hatte, trat er aus dem Bahnhofsgebäude und winkte eine Droschke herbei.

»Zum Hotel Langham, bitte«, sagte er zum Kutscher und bestieg durchdrungen von einem Gefühl der Vorfreude das Abteil.

Er lehnte sich in den abgewetzten Ledersitz zurück, während der Kutscher über den Grosvenor Place fuhr. Es war ein schöner Spätsommerabend, ein seltenes Ereignis in London. Die

abendlichen Sonnenstrahlen fielen in die von Droschken verstopften Straßen und auf die rußgeschwärzten Gebäude und überzogen alles mit ihrem goldenen Glanz. Jetzt, um halb sieben, wurden die ersten Straßenlaternen gerade erst angezündet.

Da der Arzt kaum einmal Gelegenheit hatte, nach London heraufzukommen, sah er voll Interesse aus dem Fenster der Hanson-Droschke. Als der Kutscher rechts auf den Piccadilly Circus bog, kamen der in die Abendröte des Sonnenuntergangs getauchte St.-James-

Palast und die Königliche Akademie in Sicht. Die Menschenansammlungen, der Lärm und der Gestank der Stadt waren so ganz anders als das Land, auf dem er lebte, und erfüllten ihn mit Kraft und Energie. Unzählige beschlagene Pferdehufe klapperten auf dem Kopfsteinpflaster. Auf den Bürgersteigen drängten sich Menschen aus allen Schichten der Gesellschaft: Büroangestellte, Rechtsanwälte und Flaneure mischten sich unter Schornsteinfeger, Straßenverkäufer und Tierfutter-Händler.

Am Piccadilly Circus bog die Droschke scharf links in die Regent Street ab, passierte die Carnaby Street und den Oxford Circus, bis sie schließlich auf der Wagenauffahrt des *Langham* zum Stehen kam. Es war das erste Grandhotel, das in London gebaut wurde, und bis zum heutigen Tag das eleganteste. Während er den Droschkenkutscher bezahlte, blickte der Arzt an der reich verzierten Sandsteinfassade mit ihren französischen Fenstern und Balkonen aus Gusseisen, ihren hohen Giebeln und Balustraden

hinauf. Er interessierte sich ein wenig für Architektur und nahm an, dass es sich bei dem Bau um eine Mischung aus Beaux Arts und Norddeutscher Neorenaissance handelte.

Als er das große Eingangsportal betrat, schallte ihm Musik entgegen: Ein versteckt hinter einem Schutzschirm aus Gewächshaus-Lilien verborgenes Streichquartett spielte Schubert. Er blieb stehen und sah sich in der prächtigen Eingangshalle um, voll mit Männern in Ohrensesseln, die frisch gebügelte Ausgaben der *Times* lasen und Portwein

oder Sherry tranken. Der Qualm teurer Zigarren erfüllte die Luft und vermischte sich mit dem Geruch von Blumen und Damenparfüm.

Am Eingang zum Speisesaal empfing ihn ein kleiner, recht korpulenter Mann in einem Gehrock aus feinem schwarzen Tuch und graubrauner Hose, der ihm mit raschen Schritten entgegeneilte. »Sie müssen Doyle sein«, sagte er und ergriff seine Hand. Er hatte ein freundliches Lächeln und sprach mit breitem amerikanischem Akzent. »Ich bin Joe Stoddart. Wie schön, dass Sie kommen

konnten. Kommen Sie rein – die anderen sind eben erst eingetroffen.«

Der Arzt folgte Stoddart, während sich dieser einen Weg zwischen den mit weißem Leinen gedeckten Tischen hindurch zu einer entlegenen Ecke des Saals bahnte. Das Restaurant war noch prachtvoller als die Eingangshalle. Vertäfelung aus olivefarben gebeiztem Eichenholz, ein cremefarbener Fries und eine Decke mit Stuckverzierungen. Neben einem opulent gedeckten Tisch, an dem bereits zwei Männer saßen, blieb Stoddart stehen.

»Mr. William Gill, Mr. Oscar Wilde«, sagte Stoddart. »Darf ich vorstellen: Dr. A. Conan Doyle.«

Gill – ein bekannter

Parlamentsabgeordneter für Irland, den Doyle vom Sehen her kannte – stand auf und verbeugte sich mit gutgelaunter Gewichtigkeit. Vor seiner gut gefüllten Weste hing eine schwere goldene Uhrenkette. Wilde, der gerade dabei war, einen Schluck Wein zu nehmen, betupfte sich mit einer Damastserviette die ziemlich vollen Lippen und bedeutete Conan Doyle, auf dem leeren

Stuhl neben ihm Platz zu nehmen.

»Mr. Wilde hat uns gerade mit Anekdoten über die Teegesellschaft unterhalten, zu der er heute Nachmittag eingeladen war«, sagte Stoddart, als sie Platz nahmen.

»Im Hause von Lady Featherstone«, sagte Wilde. »Sie ist kürzlich verwitwet. Die Arme – ihr Haar ist vor lauter Kummer ganz golden geworden.«

»Oscar«, sagte Gill und lachte, »du bist wirklich schlimm. Auf eine solche Art von einer Dame zu sprechen.«

Wilde winkte ab. »Die Dame würde

es mir danken. Es gibt nur eines im Leben, was schlimmer ist, als dass über einen geredet wird – dass nicht über einen geredet wird.« Er sprach schnell, mit leiser Stimme, ein wenig maniert.

Doyle betrachtete Wilde verstohlen. Der Mann war eine auffällige Erscheinung. Er war von enorm großer Statur, trug altmodisch langes Haar, in der Mitte gescheitelt und achtlos nach hinten geworfen, und hatte ausgeprägte Gesichtszüge. Die Wahl seiner Kleidung war so exzentrisch, dass es fast schon an Verrücktheit grenzte. Er trug eine Jacke

aus schwarzem Samt, die am mächtigen Leib eng anlag, die Ärmel waren mit floralen Mustern bestickt und an den Schultern gepufft. Um den Hals trug er eine schmale, dreireihige Rüschenkrawatte aus dem gleichen Brokatstoff wie an den Manschetten. Wilde war in modischer Hinsicht so kühn, dass er Kniehosen trug, ebenso eng anliegend, dazu Strümpfe aus schwarzer Seide und Slipper mit Ripsbandschleifen. Vor der hellbraunen Weste hing, als *boutonnière*, eine immens große weiße Orchideenblüte,

die aussah, als würde im nächsten Augenblick ihr Nektar heraustropfen. An den manikürten Fingern glitzerten schwere Goldringe. Trotz der höchst eigenwilligen Kleidung hatte Wilde milde Gesichtszüge, was den scharfen Ausdruck in seinen wachen braunen Augen ausglich. Und dennoch bewies der Mann eine erstaunliche Zartheit des Gefühls und des Takts. Seine merkwürdig präzisen Äußerungen begleitete er mit kleinen Gesten, die die Bedeutung seiner Worte unterstreichen sollten.

»Sie sind außerordentlich freundlich, uns auf diese Art und Weise zu bewirten«, sagte Wilde jetzt. »Und dann auch noch im Langham. Ich wäre sonst völlig aufgeschmissen. Nicht, dass mir das Geld zum Abendessen fehlte, natürlich nicht. Schauen Sie, nur Menschen, die ihre Rechnungen begleichen, haben kein Geld, und ich, verstehen Sie, bezahle nie meine Rechnungen.«

»Ich fürchte, Sie werden feststellen, dass meine Beweggründe ausschließlich pekuniärer Art sind«, erwiderte

Stoddart. »Und ich will Ihnen auch nicht verhehlen, dass ich nach England gekommen bin, um eine britische Ausgabe der Monatszeitschrift *Lippincott's Monthly* herauszubringen.«

»Philadelphia ist Ihnen nicht groß genug?«, fragte Gill.

Lächelnd blickte Stoddart erst Wilde und dann Doyle an. »Ich habe die Absicht, noch ehe wir unser Mahl beendet haben, mir von jedem von Ihnen einen neuen Roman zu sichern.«

Als er das hörte, war Doyle wie elektrisiert. In seinem Telegramm war

Stoddart hinsichtlich der Gründe, warum er ihn gebeten hatte, zum Dinner nach London zu kommen, vage geblieben. Doch der Mann war ein bekannter amerikanischer Verleger, und genau dies hatte Doyle zu hören gehofft. Seine Arztpraxis war langsamer angelaufen, als ihm lieb war. Um die freie Zeit auszufüllen, hatte er, während er auf Patienten wartete, damit begonnen, Romane zu schreiben. Die letzten Geschichten waren Achtungserfolge gewesen. Stoddart war genau der Mann, den er brauchte, um seine literarische

Karriere zu befördern. Doyle fand ihn angenehm, ja sogar charmant – für einen Amerikaner.

Das Dinner erwies sich als ein köstliches Vergnügen.

Gill war ein amüsanter Bursche, aber Oscar Wilde war absolut erstaunlich. Wildes anmutige Gesten, die lässige Ausdrucksweise, die sehr lebhaft wurde, wenn er seine kuriosen Anekdoten oder amüsanten *bons mots* zum Besten gab, faszinierten Doyle. Es kam fast einem Wunder gleich, überlegte er, dass er dank der modernen Technik in wenigen

Stunden von einem verschlafenen Städtchen an der Küste an diesen gediegenen Ort befördert worden war und nun zwischen einem bedeutenden Verleger, einem Mitglied des Parlaments und dem berühmten Hauptvertreter des Ästhetizismus speiste.

In schneller Folge wurden die Speisen serviert: eingelegte Garnelen, Galantine vom Huhn, Kutteln, in Teig gebraten, Hummersuppe. Zu Beginn des Abends hatte man Rot- und Weißwein kredenzt, und es war immer großzügig nachgeschenkt worden. Erstaunlich, wie

viel Geld die Amerikaner hatten; Stoddart war dabei, ein kleines Vermögen auszugeben.

Die Wahl des Zeitpunkts war ausgezeichnet. Doyle hatte eben mit einem neuen Roman begonnen, der Stoddart sicher gefallen würde. Sein vorletztes Werk, *Micha Clarke*, war gut besprochen worden, auch wenn sein jüngster Roman, über einen Detektiv, dessen Porträt zum Teil auf seinem ehemaligen Universitätsprofessor Joseph Bell beruhte, nach dem Erscheinen in *Beeton's Christmas Annual* eher

enttäuschend rezensiert worden war ...

Er versuchte, sich wieder auf das Tischgespräch zu konzentrieren. Gill, der irische Parlamentsangehörige, stellte gerade den Satz in Frage, wonach das Glück von Freunden einen selbst unzufrieden mache.

Als er dies hörte, erschien ein Funkeln in Wildes Augen. »Als Satan«, erwiderte er, »einmal die Wüste durchquerte, gelangte er an einen Ort, wo ein paar kleine Teufel gerade einen heiligen Eremiten quälten. Der Mann wies ihre bösen Einflüsterungen

mühe los zurück. Satan sah zu, wie ihre Bemühungen fehlschlügen, dann trat er vor, um ihnen eine Lektion zu erteilen.

›Was ihr da tut, ist zu grob‹, sagte er.

›Gewährt mir einen Augenblick.‹ Und damit flüsterte er dem Heiligen zu:

›Dein Bruder ist gerade zum Bischof von Alexandria ernannt worden.‹ Sogleich verdunkelte ein Ausdruck böseartigen Neids das ruhig-heitere Gesicht des Eremiten. ›Das‹, sagte Satan zu seinen Teufelchen, ›ist genau das, was ich euch empfehle.‹«

Stoddart und Gill lachten aus vollem

Herzen, dann entspann sich ein Streitgespräch über politische Fragen. Wilde wandte sich Doyle zu. »Sie müssen es mir verraten: Werden Sie für Stoddart ein Buch schreiben?«

»Ich glaube schon. Tatsächlich habe ich bereits mit der Arbeit an einem neuen Roman begonnen. Ich habe mir überlegt, ihm den Titel *Ein verhedderter Strang*, vielleicht auch *Das Zeichen der Vier* zu geben.«

Entzückt legte Wilde die Hände zusammen. »Mein lieber Freund, das ist eine wundervolle Nachricht. Ich hoffe

doch, dass es sich dabei um eine weitere Holmes-Geschichte handelt.«

Doyle sah ihn verwundert an.

»Wollen Sie damit sagen, Sie haben *Eine Studie in Scharlachrot* gelesen?«

»Mein lieber Junge, ich habe den Roman nicht gelesen. Ich habe ihn *verschlungen*.« Wilde griff in seine Weste und zog die ›Ward, Lock & Co.<-Ausgabe mit ihrer vage orientalischen Schrift hervor, die gerade so *en vogue* war. »Ich habe ihn sogar ein zweites Mal gelesen, als ich hörte, dass Sie heute Abend mit uns dinieren.«

»Sie sind sehr freundlich«, sagte Conan Doyle, dem keine bessere Antwort einfiel. Er war überrascht und dankbar, dass der Fürst der britischen Dekaden seine Freude an einem bescheidenen Detektivroman hatte.

»Ich finde, dass Sie mit Holmes die Voraussetzungen für eine großartige Romanfigur geschaffen haben. Aber ...« Und hier hielt Wilde inne.

»Ja?«, sagte Doyle.

»Am bemerkenswertesten fand ich die *Glaubwürdigkeit* des Ganzen. Die Einzelheiten der polizeilichen

Ermittlungsarbeit, Holmes’
Nachforschungen – alles sehr erhellend.
In dieser Richtung kann ich viel von
Ihnen lernen. Schauen Sie, zwischen mir
und der Welt liegt immerzu ein Nebel
aus Worten. Um einer Formulierung
willen lasse ich jede Wahrscheinlichkeit
sause, und die Gelegenheit zu einem
Epigramm lässt mich den Boden der
Wahrheit verlassen. Diese Schwäche
haben Sie nicht. Und doch ... und doch
glaube ich, Sie könnten mit Ihrem
Holmes noch mehr leisten.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn

Sie das erläutern könnten«, sagte Doyle.

Wilde trank einen Schluck Wein.

»Wenn er ein wahrhaft bedeutender Detektiv, ein bedeutendes *Ich* werden soll, muss er exzentrischer sein. Die Welt braucht keinen weiteren Sergeant Cuff oder Inspektor Dupin. Nein, sorgen Sie dafür, dass sein Menschsein der Größe seiner Kunst nachstrebt.« Er hielt kurz inne, dachte nach und strich gedankenverloren über die Orchidee, die aus seinem Knopfloch hing. »In *Scharlachrot* nennen Sie Watson »äußerst faul«. Meiner Ansicht nach

sollten Sie die Tugenden der Zerstreuung und des Müßiggangs auf Ihren Romanhelden übertragen, nicht seinen Botenjungen. Und machen Sie Holmes reservierter. Schreiben Sie nicht *Entzücken zeichnete sich auf seinen Gesichtszügen ab*, lassen Sie ihn auch nicht in *lautes Lachen ausbrechen*.«

Doyle errötete, als er die klischeehaften Formulierungen wiedererkannte.

»Sie müssen ihn mit einem Laster ausstatten«, fuhr Wilde fort.

»Tugendhafte Menschen sind so banal.«

Er hielt erneut inne. »Nicht nur mit einem Laster, Doyle, sondern mit einer *Schwäche*. Lassen Sie mich nachdenken – ah, ja! Ich erinnere mich.« Er schlug sein Exemplar von *Eine Studie in Scharlachrot* auf, blätterte schnell darin, fand eine Stelle und begann, Dr. Watson zu zitieren: »Ich hätte annehmen können, dass er nach dem Gebrauch irgendeines Narkotikums süchtig war, hätte sich wegen der Enthaltbarkeit und Reinlichkeit seiner ganzen Lebensweise ein derartiger Gedanke nicht verboten.« Wilde steckte

das Buch zurück in seine Westentasche.

»Na bitte – Sie hielten die perfekte Schwäche in Händen, aber Sie haben sie fallenlassen. Nehmen Sie sie wieder auf! Liefern Sie Holmes der Gefährdung durch irgendeine Sucht aus. Opium, beispielsweise. Aber nein, Opium ist so furchtbar gewöhnlich heutzutage, es wird von den unteren Schichten in Mengen konsumiert.« Plötzlich schnippte er mit dem Finger. »Ich hab's!

Kokainhydrochlorid. Das wäre eine originelle und elegante Schwäche, die Sie verwenden könnten.«

»Kokain«, wiederholte Holmes ein wenig verunsichert. Als Arzt hatte er einigen Patienten, die an Erschöpfungszuständen oder Depressionen litten, eine siebenprozentige Lösung verschrieben, doch die Idee, Holmes zu einem Süchtigen zu machen, war auf den ersten Blick völlig absurd. Obgleich er Wilde um seine Meinung gebeten hatte, reagierte er doch etwas pikiert, als der ihn tatsächlich kritisierte. Auf der anderen Seite des Tisches setzten Stoddart und Gill ihr gutmütiges

Streitgespräch fort.

Wilde trank noch einen Schluck Wein und warf die Haare in den Nacken.

»Und wie steht's mit Ihnen?«, fragte Doyle. »Wollen Sie denn für Stoddart ein Buch schreiben?«

»Ja. Und ich werde dabei unter Ihrem Einfluss – besser gesagt, unter Holmes' Einfluss – stehen. Wissen Sie, ich habe immer gefunden, dass es so etwas wie ein moralisches oder unmoralisches Buch nicht gibt. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben, das ist alles. Aber ich bin fasziniert von der Idee, ein Buch

über Kunst *und* Moral zu schreiben. Ich habe vor, es *Das Bildnis des Dorian Gray* zu nennen. Und wissen Sie, ich glaube, es wird eine recht schaurige Geschichte. Nicht eine Gespenstergeschichte, nicht direkt, sondern eine, in der die Hauptfigur ein abscheuliches Ende findet. Die Art von Geschichte, die man bei Tageslicht und nicht beim Schein einer Lampe lesen möchte.«

»Eine solche Geschichte scheint eigentlich nicht auf der gleichen Linie mit Ihren anderen Werken zu liegen.«

Wilde blickte Doyle etwas belustigt an. »Ach ja? Haben Sie denn geglaubt, dass ich – als einer, der sich freudig auf dem Scheiterhaufen des Ästhetizismus opfern würde – das Antlitz des Grauens nicht erkenne, wenn ich hineinstarre? Lassen Sie mich Ihnen sagen: Der Schauer der Angst ist ebenso sinnlich, wenn nicht sinnlicher, als der Schauer der Lust.« Dies unterstrich er abermals mit einer knappen Geste. »Im Übrigen wurde mir einmal eine Geschichte erzählt, die in den Einzelheiten und im Ausmaß des dargestellten Bösen so

furchterregend, so erschütternd ist, dass ich heute wahrhaft glaube, dass nichts, was ich höre, mich je wieder ängstigen kann.«

»Wie interessant«, erwiderte Doyle ein wenig geistesabwesend, weil er noch immer über Wildes Kritik an Holmes nachgrübelte.

Wilde betrachtete ihn. Auf seinen großen, blassen Gesichtszügen zeigte sich ein leises Lächeln. »Möchten Sie die Geschichte hören? Sie ist aber nichts für Zartbesaitete.«

So, wie er die Frage gestellt hatte,

klang das wie eine Herausforderung.

»Ich bitte darum.«

»Sie ist mir vor einigen Jahren während meiner Lesereise durch Amerika erzählt worden. Auf dem Weg nach San Francisco machte ich halt in einer recht armseligen, aber pittoresken Bergbausiedlung namens Roaring Fork. Ich hielt meine Lesung ganz unten in der Mine, und sie wurde außerordentlich gut aufgenommen von den Herren Bergleuten. Nach der Lesung kam einer der Bergleute auf mich zu, ein älterer Bursche, den der Alkohol zum

Schlechten oder vielleicht auch zum Guten verändert hatte. Er nahm mich beiseite und sagte, meine Geschichte habe ihm so gut gefallen, dass er mir eine seiner eigenen erzählen wolle.«

Wilde hielt inne, befeuchtete seine dicken roten Lippen und nippte nur zart an seinem Wein. »Kommen Sie, wenn Sie sich etwas näher zu mir herüberbeugen, ja, so ist's recht, dann erzähle ich Ihnen die Geschichte genau so, wie sie mir zugetragen wurde ...«

Zehn Minuten später hätte ein Gast im Restaurant des Hotels Langham

überrascht bemerken können, wie –
inmitten der leisen Klänge höflicher
Konversation und des Klirrens von
Besteck – ein junger Mann im Aufzug
eines Landarztes jäh und blass im
Gesicht vom Tisch aufstand. In seiner
Aufregung stieß der Mann einen Stuhl
um, legte eine Hand an die Stirn und
verließ unsteten Schritts den Saal, wobei
er das Tablett mit feinen Speisen, das
ein Kellner gerade hereintrug, beinahe
umgestoßen hätte. Und während er in
Richtung der Herrentoilette verschwand,
spiegelten sich in seiner Miene Abscheu

und Entsetzen.

1

Gegenwart

Corrie Swanson betrat zum dritten Mal die Damentoilette, um ihr Aussehen zu überprüfen. Vieles hatte sich verändert, seit sie zum Beginn ihres zweiten Studienjahrs aufs John Jay College of Criminal Justice gewechselt war. Im John Jay ging es ziemlich zugeknöpft zu. Eine Zeitlang hatte sie sich dagegen gewehrt, aber schließlich doch erkannt,

dass sie erwachsen werden und das Spiel des Lebens spielen musste, statt sich für immer wie eine Rebellen aufzuführen. Verschwunden waren die lila Haare, die Piercings, die schwarze Lederjacke, der dunkle Lidschatten und die anderen Requisiten ihrer Gothic-Vergangenheit. Gegen die Möbiusband-Tätowierung im Nacken war allerdings nichts zu machen, außer das Haar nach hinten zu kämmen und hohe Kragen zu tragen. Aber eines Tages würde auch die verschwinden müssen.

Wenn sie bei dem Spiel schon

mitspielen musste, dann würde sie es gut spielen.

Leider hatte ihre persönliche Transformation nach Meinung ihres akademischen Betreuers – ein ehemaliger Cop der New Yorker Polizei, der wieder zur Uni gegangen und schließlich Professor geworden war – zu spät stattgefunden. Corrie hatte das Gefühl, dass sein erster Eindruck von ihr der einer jugendlichen Straftäterin war und dass nichts, was sie in dem Jahr seit ihrer ersten Begegnung getan hatte, dazu beigetragen hatte,

diesen Eindruck zu zerstreuen. Keine Frage, er hatte sie auf dem Kieker. Bereits ihren ersten Themenvorschlag für die Rosewell-Semesterarbeit hatte er abgelehnt. Dafür hatte sie nach Chile reisen wollen, um dort eine Perimortem-Analyse der Skelettreste durchzuführen, die man in einem Massengrab mit kommunistischen Bauern entdeckt hatte, die vom Pinochet-Regime in den 1970er Jahren ermordet worden waren. Zu weit weg, hatte er gesagt, zu teuer für ein Forschungsprojekt, und überhaupt sei das Schnee von gestern. Als Corrie

entgegnete, dass es genau darum gehe – dass es sich um alte Gräber handele, die spezielle forensische Verfahren erforderten –, hatte er irgendetwas dahingehend geantwortet, sie solle sich nicht in außenpolitische Kontroversen einmischen, vor allem nicht kommunistisch gesteuerte.

Jetzt hatte sie eine neue Idee für ihre Semesterarbeit, eine noch bessere, und sie war bereit, fast alles zu tun, um sie zu verwirklichen.

Sie betrachtete sich im Spiegel, arrangierte ein paar Haarsträhnen um,

zog sich die Lippen mit einem unauffälligen Lippenstift nach, zupfte ihr graues Kammgarnjackett glatt und puderte sich die Nase. Sie erkannte sich kaum wieder. Gott, man hätte sie für ein Mitglied der Jungen Konservativen halten können. Umso besser.

Sie verließ die Damentoilette und ging forschen Schritts über den Flur, wobei ihre konservativen Pumps berufsmäßig auf dem harten Linoleumboden klapperten. Wie üblich war die Tür ihres Dozenten geschlossen. Sie klopfte an, kurz und selbstbewusst.

Von drinnen rief eine Stimme: »Herein.«

Sie trat ein. Wie immer war das Büro absolut sauber und aufgeräumt, die Bücher und Fachzeitschriften in den Bücherregalen waren auf Kante gerückt, die bequemen, maskulin wirkenden Ledermöbel spendeten eine behagliche Atmosphäre. Professor Greg Carbone saß hinter seinem großen Schreibtisch, dessen riesige polierte Mahagoniplatte frei von Büchern, Zeitungen, Fotos von Familienangehörigen oder Schnickschnack war.

»Guten Morgen, Corrie«, sagte

Carbone, erhob sich und knöpfte seinen blauen Serge-Anzug zu. »Bitte nehmen Sie Platz.«

»Vielen Dank, Professor.« Sie wusste, dass er sich gerne so anreden ließ. Wehe dem Studierenden, der ihn mit Mr. Carbone oder, schlimmer noch, Greg anredete.

Er setzte sich wieder, sie nahm Platz. Carbone war ein auffallend gutaussehender Mann mit graumelierten Haaren, strahlend weißen Zähnen, schlank und fit, gut gekleidet, eloquent, leise und zurückhaltend, intelligent und

erfolgreich. Alles, was er tat, machte er gut, und als Folge davon war er ein komplettes Arschloch.

»Nun, Corrie«, begann Carbone, »Sie sehen heute gut aus.«

»Vielen Dank, Professor Carbone.«

»Ich bin gespannt, von Ihrer neuen Idee zu hören.«

»Danke.« Corrie öffnete ihre Aktentasche (Rucksäcke waren am John Jay nicht gestattet), zog einen braunen Ordner hervor und legte ihn auf ihre Knie. »Sie haben sicherlich schon von der archäologischen Ausgrabung unten

im City Hall Park gehört. Unweit der Stelle, wo das alte Gefängnis stand, im Volksmund als ›Tombs‹ bekannt.«

»Erzählen Sie mir davon.«

»Mitarbeiter der Parkverwaltung haben einen kleinen Friedhof mit hingerichteten Straftätern ergraben, um Platz für einen neuen U-Bahn-Eingang zu schaffen.«

»Ach ja, ich habe davon gelesen«, sagte Carbone.

»Der Friedhof war zwischen 1858 und 1865 in Betrieb. Nach 1865 wurden alle nach Hinrichtungen Bestatteten nach

Hart Island verlegt, und es gibt bis heute keinen Zugang zu ihnen.«

Langsames Nicken seitens Carbone. Er wirkte interessiert; sie fühlte sich ermuntert, weiter auszuholen.

»Ich glaube, dass die Ausgrabung eine großartige Gelegenheit bietet, eine osteologische Untersuchung dieser Skelette vorzunehmen – um festzustellen, ob eine gravierende Mangelernährung während der Kindheit, die, wie Sie wissen, osteologische Marker hinterlässt, möglicherweise mit kriminellen Verhalten im späteren

Leben korreliert.«

Noch ein Nicken von Carbone.

»Ich habe das alles hier skizziert.«

Sie legte ihr Konzept auf den Tisch.

»Hypothese, Methodologie,

Kontrollgruppe, Beobachtungen und
Analyse.«

Carbone legte eine Hand auf die
Mappe, zog sie zu sich heran, klappte sie
auf und blätterte darin herum.

»Es gibt mehrere Gründe, warum es
sich hier um eine großartige Gelegenheit
handelt«, fuhr sie fort. »Erstens besitzt
die Stadt brauchbare Unterlagen über

die meisten dieser hingerichteten Straftäter – Namen, Vorstrafenregister und Prozessakten. Über diejenigen, die im Arbeitshaus Five Points aufwuchsen – ungefähr ein halbes Dutzend –, gibt es zudem einige Unterlagen über ihre Kindheit. Alle diese Straftäter wurden auf dieselbe Weise hingerichtet – durch Erhängen –, so dass die Todesursache identisch ist. Und der Friedhof wurde nur sieben Jahre lang genutzt, deshalb stammen alle sterblichen Überreste ungefähr aus dem gleichen Zeitraum.«

Sie hielt inne. Carbone blätterte langsam um, eine Seite nach der anderen, und las anscheinend. Was er dachte, war nicht zu erkennen; seine Miene blieb völlig ausdruckslos.

»Ich habe ein paar Nachforschungen angestellt, und wie es scheint, hätte die Parkverwaltung nichts dagegen, die sterblichen Überreste von einer Studentin des John Jay untersuchen zu lassen.«

Das langsame Umblättern hörte auf.

»Sie haben die bereits kontaktiert?«

»Ja. Ich habe nur mal vorgefühlt ...«

»Vorgefühlt ... Sie haben eine andere städtische Behörde kontaktiert, ohne vorher meine Genehmigung einzuholen?«

Oh-oh. »Natürlich wollte ich Ihnen nicht ein Projekt vorstellen, das später womöglich von einer anderen Behörde abgesägt wird. Hm, war das falsch?«

Langes Schweigen, und dann: »Haben Sie denn nicht Ihr Handbuch für Studierende gelesen?«

Corrie wurde bang zumute. Natürlich hatte sie es gelesen – als sie zum Studium zugelassen wurde. Aber das lag jetzt ein Jahr zurück. »Nicht in letzter

Zeit.«

»Darin steht völlig unmissverständlich: Studierende dürfen sich an andere städtische Behörden ausschließlich auf dem Dienstweg wenden. Und zwar, weil wir eine städtische Einrichtung sind, wie Sie wissen, eine Fachhochschule der städtischen Universität von New York.« Das sagte er in mildem, beinahe freundlichem Tonfall.

»Ich ... Na ja, es tut mir leid, mir war entfallen, dass das im Handbuch steht.« Sie schluckte und spürte eine

aufsteigende Angst – und Wut. Das hier war ein schier unglaublicher Bullshit. Aber sie zwang sich, ganz cool und ruhig zu bleiben. »Ich habe nur einige Telefonate geführt, nichts Offizielles.«

Ein Nicken. »Ich bin mir sicher, dass Sie nicht *absichtlich* gegen die Regularien der Universität verstoßen haben.« Er fing wieder an umzublättern, langsam, eine Seite nach der anderen, ohne sie dabei anzusehen. »Wie dem auch sei. Ich habe noch andere Probleme mit dem Konzept Ihrer Arbeit.«

»Ja?« Corrie wurde mulmig zumute.

»Diese Vorstellung, dass Mangelernährung zu einem kriminellen Leben führe ... Das ist eine alte Idee – und eine wenig überzeugende.«

»Also, mir scheint sie es wert, überprüft zu werden.«

»Damals waren fast alle Leute unterernährt. Aber nicht jeder ist kriminell geworden. Außerdem schmeckt die Idee – wie soll ich es ausdrücken? – nach einer gewissen Weltanschauung, wonach sich kriminelles Verhalten generell auf bedauerliche Kindheitserlebnisse

zurückführen lässt.«

»Aber Unterernährung – schwere Unterernährung – kann durchaus neurologische Veränderungen, ja sogar regelrechte Schäden verursachen. Das ist keine Weltanschauung, das ist wissenschaftlich belegt.«

Carbone hielt ihr Konzeptpapier in der Hand. »Ich kann das Ergebnis bereits vorhersagen: Sie werden herausfinden, dass diese hingerichteten Straftäter als Kinder tatsächlich unterernährt waren. Die *wahre* Frage aber lautet: Warum hat von all diesen

hungrigen Kindern nur ein kleiner Prozentsatz später im Leben ein Kapitalverbrechen begangen? Und die wird in Ihrem Konzept nicht thematisiert. Tut mir leid, das genügt nicht. Ganz und gar nicht.«

Und indem er die Hand öffnete, ließ er ihre Mappe sachte auf seinen Schreibtisch fallen.

2

Das berühmte – manche würden wohl sagen: berüchtigte – »Rote Museum« am John Jay College of Criminal Justice hatte als einfache Sammlung von alten Ermittlungsakten, Asservaten, Besitztümern von Gefangenen sowie Erinnerungsstücken begonnen, die fast hundert Jahre zuvor in einem Saal der

alten Polizei-Akademie in einer Vitrine ausgestellt worden waren. Seither hatte es sich zu einem der größten und besten kriminologischen Museen des Landes entwickelt. Die Crème de la Crème der Sammlung wurde in einer modernen Ausstellung im Skidmore Owings & Merrill Building der Akademie in der Tenth Avenue der Öffentlichkeit gezeigt. Der Rest – riesige verrottende Archive und schimmelnde Asservate längst vergessener Verbrechen – wurde weiterhin im grässlichen Untergeschoss des Gebäudes der alten Polizei-

Akademie in der East 20th Street
aufbewahrt.

Corrie hatte das Archiv schon zu
Beginn ihres Studiums entdeckt. Es war
eine Fundgrube voller Schätze – sobald
sie sich mit dem Archivar angefreundet
hatte und sich zwischen den
ungeordneten Schubfächern und
überladenen Regalen voller Sachen
auskannte. Oft hatte sie die Archive des
Red Museum aufgesucht, um Themen für
Seminararbeiten oder Projekte zu
recherchieren, zuletzt auf ihrer Jagd nach
einem Thema für ihre Rosewell-Arbeit.

Sie hatte viel Zeit mit den Akten der ungelösten Fälle zugebracht, jenen Fällen, die so uralt waren, dass alle Beteiligten (einschließlich der möglichen Täter) definitiv und hundertprozentig verstorben waren.

Einen Tag nach der Besprechung mit ihrem akademischen Betreuer stand Corrie Swanson in einem knarrenden Fahrstuhl und fuhr in das Untergeschoss des Gebäudes. Sie war verzweifelt auf der Suche nach einem neuen Thema für ihre Semesterarbeit, bevor es zu spät wurde, das komplette

Zulassungsverfahren zu durchlaufen. Es war bereits Mitte November, und sie hoffte, die Wintersemesterferien mit Recherchen und dem Zusammenschreiben ihrer Arbeit zu verbringen. Sie bekam ein Teilstipendium, aber Agent Pendergast hatte den Differenzbetrag beglichen, und sie war absolut entschlossen, keinen Penny mehr als nötig von ihm anzunehmen. Wenn sie mit ihrer Arbeit den mit 20000 Dollar dotierten Rosewell-Preis gewann, würde sie das nicht tun müssen.

Die Fahrstuhltür ging auf, und der vertraute Geruch schlug ihr entgegen, diese Mischung aus Staub und säuerndem Papier, unterlegt vom Geruch nach Nagetierurin. Sie durchquerte den großen Vorraum, bis sie zu einer verbeulten zweiflügeligen Metalltür kam, auf der ein Schild mit der Aufschrift ARCHIV DES ROTEN MUSEUMS prangte, und drückte die Klingel. Aus dem antiquierten Lautsprecher drang ein unverständliches Krächzen; sie nannte ihren Namen, ein Summer ertönte, und sie trat ein.

»Corrie Swanson? Wie schön, Sie wiederzusehen!«, ertönte die heisere Stimme des Archivars Willard Bloom. Er erhob sich in einem Lichtkegel von seinem Schreibtisch, wie ein Wächter über die Tiefen des Lagerraums, der sich bis weit in die Dunkelheit hinter ihm erstreckte. Bloom war ein ziemlich ausgemergelter Typ, stockdünn, mit langem grauem Haar, der sich Corrie gegenüber charmant und großväterlich benahm. Dass sein Blick nicht selten über gewisse Körperteile wanderte, wenn er glaubte, sie bemerke das nicht,

machte ihr nichts aus.

Bloom trat um den Schreibtisch herum und streckte ihr seine geäderte Hand entgegen, die sie schüttelte. Die Hand war überraschend warm, so dass Corrie ein wenig zusammenschrak.

»Kommen Sie, nehmen Sie Platz. Trinken Sie einen Tee.«

Vor seinem Schreibtisch standen ein paar Stühle und ein Beistelltisch. Dazu kam ein ramponiertes Schränkchen mit einem elektrischen Kocher, einem Wasserkessel und einer Teekanne darauf, was eine informelle Sitzecke

inmitten des Staubs und der Dunkelheit ergab. Corrie ließ sich auf einen der Stühle fallen und legte ihre Aktentasche laut und vernehmlich auf den Stuhl neben sich. »Pfui Teufel!«

Bloom hob die Brauen in stummer Frage.

»Carbone. Er hat wieder mal einen Entwurf für meine Semesterarbeit abgelehnt. Jetzt muss ich wieder ganz von vorn anfangen.«

»Carbone«, sagte Bloom mit seiner hohen Stimme, »ist bekanntermaßen ein Arsch.«

Das weckte Corries Interesse. »Sie kennen ihn?«

»Ich kenne jeden, der hier runterkommt. Carbone! Er stellt sich immer an, dass er nur kein Stäubchen auf seine Ralph-Lauren-Anzüge bekommt, und nervt mich, weil er mich ständig ins Archiv schickt, um irgendetwas zu holen. Darum kann ich nie was für ihn finden, der arme ... Aber Sie kennen sicherlich den wahren Grund, weshalb er die Ideen für Ihre Semesterarbeit immer wieder ablehnt, oder?«

»Weil ich Studentin im Grundstudium

bin, nehme ich an.«

Bloom legte einen Finger an die Nase und nickte verständnisvoll. »Genau. Außerdem ist Carbone von der alten Schule, ein Paragraphenreiter.«

Davor hatte Corrie Angst gehabt. Der Rosewell-Preis für die beste Semesterarbeit des Jahres war am John Jay heiß begehrt. Gewonnen wurde er häufig von älteren Semestern, die später äußerst erfolgreich Karriere bei der Polizei machten. Soweit sie wusste, hatte noch nie jemand aus dem Grundstudium den Preis gewonnen, mehr

noch: Diese Studierenden wurden insgeheim entmutigt, ihre Arbeit einzureichen. Allerdings gab es auch keine Vorschrift dagegen; und Corrie lehnte es ab, sich von solchen bürokratischen Hürden abschrecken zu lassen.

Bloom hielt die Teekanne hoch und lächelte sein Gelbzahn-Lächeln. »Tee?«

Sie betrachtete die eklige Teekanne, die offenbar seit Jahren nicht mehr abgewaschen worden war. »Das ist eine Teekanne? Ich habe sie für eine Mordwaffe gehalten. Sie wissen schon,

gefüllt mit Arsen und bereit, eingesetzt zu werden.«

»Immer eine schlagfertige Antwort parat. Aber Ihnen ist sicher bewusst, dass die meisten Giftmörder Frauen sind. Wäre ich ein Mörder, würde ich das Blut meines Opfers sehen wollen.«
Er schenkte den Tee ein. »Carbone hat also Ihr Konzept abgelehnt. Welch Überraschung! Und wie lautet Ihr Plan B?«

»Das war mein Plan B. Ich hatte gehofft, Sie könnten mir ein paar neue Ideen vorschlagen.«

Bloom setzte sich in seinem Stuhl zurück und schlürfte geräuschvoll seinen Tee. »Mal sehen. Wenn ich mich recht entsinne, ist Ihr Hauptfach forensische Osteologie, nicht wahr? Wonach genau suchen Sie denn?«

»Ich muss einige menschliche Skelette untersuchen, die Antemortem- oder Perimortem-Verletzungen aufweisen. Haben Sie vielleicht Fallakten, die auf irgendwas in der Art hindeuten?«

»Hm.« Sein ramponiertes Gesicht legte sich in Falten der Konzentration.

»Das Problem ist, an menschliche Überreste ist schwer ranzukommen. Es sei denn, ich gehe ganz weit zurück. Aber damit mache ich eine andere Büchse der Pandora auf, nämlich was die Empfindlichkeiten der amerikanischen Ureinwohner betrifft. Und ich suche nach Überresten, für die es verwertbare schriftliche Aufzeichnungen gibt. *Historische* Überreste.«

Noch einmal schlürfte Bloom ausgiebig seinen Tee. Ein nachdenklicher Ausdruck trat in sein

Gesicht. »Knochen. Ante- oder Perimortem-Schäden. Historisch. Gute Aufzeichnungen. Zugänglich.« Er schloss die Augen; seine Lider waren so dunkel und geädert, dass sie aussahen, als wäre er geschlagen worden. Corrie wartete und lauschte den tickenden Geräuschen im Archiv, dem leisen Summen der Lüftungsanlage und einem Getrappel, von dem sie fürchtete, es könnte von Ratten stammen.

Bloom schlug die Augen wieder auf. »Mir ist gerade was eingefallen. Haben Sie schon mal was von den Baker Street

Irregulars gehört?«

»Nein.«

»Das ist ein sehr exklusiver Club von Sherlock-Holmes-Anhängern.

Alljährlich veranstalten sie in New York ein Galadiner und veröffentlichen alle möglichen Arten von Holmes-Forschungen, wobei sie behaupten, bei Holmes habe es sich um eine wahre Person gehandelt. Nun, einer dieser Burschen ist vor ein paar Jahren gestorben, und seine Witwe, die nicht wusste, was sie damit anfangen sollte, hat seine ganze Sammlung mit

Sherlockiana an uns verschifft.

Vielleicht war sie sich nicht im Klaren darüber, dass Holmes ein *erfundener* Detektiv ist und wir hier uns nur mit *Fakten* befassen. Jedenfalls habe ich hin und wieder einen Blick hineingeworfen. Wertloser Kram, größtenteils.

Allerdings befand sich auch eine Kopie von Doyles Tagebuch darunter – leider nur als Fotokopie –, eine interessante Lektüre für einen alten Mann, der in einem undankbaren Job in einem staubigen Archiv versauert.«

»Und was genau haben Sie da

gefunden?«

»Etwas über einen Menschenfresser-Bären.«

Corrie runzelte die Stirn. »Einen Menschenfresser-Bären? Ich bin nicht sicher ...«

»Kommen Sie mal mit.«

Bloom ging zu einer Reihe von Lichtschaltern und legte alle gleichzeitig mit seinem Handballen um. Das Archiv verwandelte sich dadurch in ein Meer grell flackernder Neonlampen. Während die Neonröhren in einem Gang nach dem anderen ansprangen, glaubte Corrie, die

Ratten kreischend davonhuschen zu hören.

Sie folgte dem Archivar, der durch lange Gänge zwischen staubigen Regalen und Holzschränken schritt, bis er schließlich in einen Bereich gelangte, wo Bibliothekstische mit Pappkartons darauf standen. Drei große Kartons standen dicht nebeneinander, beschriftet mit den Initialen *F. B. S.* Bloom ging zu einem Karton, kramte darin herum, zog einen Ziehharmonika-Ordner hervor, blies den Staub davon ab und begann, die Unterlagen durchzusehen.

»Ah, da hab ich's.« Er hielt eine alte Fotokopie hoch. »Doyles Tagebuch. Richtigerweise sollte man den Mann natürlich ›Conan Doyle‹ nennen, aber das klingt so vollmundig, oder?« Im trüben Licht blätterte er in den Seiten, dann begann er, laut vorzulesen:

»... Ich weilte in London in literarischen Geschäften. Stoddart, der Amerikaner, erwies sich als ausgezeichnete Bursche und hatte zwei Freunde zum Dinner eingeladen. Gill, einen überaus unterhaltsamen Iren, Unterhausabgeordneter, und Oscar

Wilde ...«

Er hielt inne. Seine Stimme wurde zu einem Murmeln, während er ihr irgendwelches Material reichte, dann hob sie sich wieder, als er an eine Stelle kam, die er für wichtig erachtete.

»... Der Höhepunkt des Abends, wenn ich das so ausdrücken darf, war Wildes Bericht über seine Lesereise durch Amerika. Kaum zu glauben, aber der berühmte Verfechter des Ästhetizismus erregte riesiges Interesse in Amerika, vor allem im Westen, wo an einem Ort eine Gruppe von ungehobelten

Bergleuten ihm stehenden Beifall zollte ...«

Corrie wurde unruhig. Sie hatte so wenig Zeit. Sie räusperte sich. »Ich bin mir nicht sicher, ob Oscar Wilde und Sherlock Holmes genau das sind, wonach ich suche«, antwortete sie höflich. Aber Bloom las weiter, hielt dabei seinen Finger hoch, während er mit seiner näselnden Stimme ihren Einspruch übergang.

» ... Gegen Ende des Abends erzählte mir Wilde, der Stoddarts exzellentem Weißwein reichlich

zugesprochen hatte, in gedämpftem Tonfall eine Geschichte von solch einzigartigem Grauen, solch grotesker Abscheulichkeit, dass ich mich von seinem Tisch verabschieden musste. Die Geschichte handelte vom Töten und Verspeisen von elf Bergarbeitern etliche Jahre zuvor, mutmaßlich durch ein Ungeheuer von ›grauem Bären‹ in einem Bergarbeiterlager namens Roaring Fork. Die tatsächlichen Einzelheiten sind derart widerwärtig, dass ich es nicht über mich bringe, sie zu diesem Zeitpunkt zu Papier zu bringen, auch

wenn der Eindruck, den Sie in meinem Bewusstsein hinterlassen haben, unauslöschlich ist – und einer, der mich leider wohl bis ins Grab verfolgen wird.«

Bloom hielt inne und holte Luft. »Da haben Sie's. Elf Leichen, gefressen von einem Grizzly. Und dann auch noch in Roaring Fork.«

»Roaring Fork? Sie meinen diesen exklusiven Wintersportort in Colorado?«

»Genau den. Der Ort ist ursprünglich im Laufe eines Silberrauschs

entstanden.«

»Wann war das?«

»Wilde war 1881 dort. Diese Geschichte mit dem Menschenfresser-Bären hat sich also wahrscheinlich in den 1870er Jahren abgespielt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Und wie soll ich daraus eine Semesterarbeit machen?«

»Fast ein Dutzend Skelette, von einem Bären gefressen? Die Opfer haben mit Sicherheit erlesene perimortale Schäden aufgewiesen – Spuren von Zähnen und Klauen, hervorgerufen durch

Nagen, Zermalmen, Beißen, Kratzen.«
Bloom sprach die Wörter geradezu mit
Genuss aus.

»Ich studiere forensische
Kriminologie, nicht forensische
Bärologie.«

»Ah, aber Sie wissen aus Ihrem
Studium, dass viele, wenn nicht alle,
Skelettüberreste von Mordopfern von
Tieren verursachte Verletzungen
aufweisen. Sie sollten mal die Akten
sehen, die wir darüber haben. Es kann
sehr schwierig sein, die Spuren von
Tieren von denjenigen abzugrenzen, die

der Mörder hinterlassen hat. Soweit ich mich erinnern kann, hat noch keiner eine umfassende Studie zu Perimortem-Knochenverletzungen dieser Art verfasst. Das wäre ein höchst origineller Beitrag zur Forensik.«

In der Tat, dachte Corrie, überrascht von Blooms Erkenntnis. Und wenn ich's mir recht überlege – was für ein fabelhaftes und originelles Thema für eine Semesterarbeit.

Bloom redete weiter. »Ich habe wenig Zweifel, dass zumindest einige der armen Bergarbeiter auf dem alten

Friedhof beerdigt worden sind.«

»Schauen Sie, das ist doch ein Problem. Ich kann doch nicht einen historischen Friedhof ergraben, weil ich nach den Opfern eines Bären suche.«

Ein Lächeln, das seine gelben Zähne entblöbte, erschien auf Blooms Gesicht.

»Meine liebe Corrie, der einzige Grund, warum ich das alles zur Sprache gebracht habe, ist der faszinierende kurze Artikel in der *Times* von heute Morgen. Haben Sie ihn gelesen?«

»Nein.«

»Der ursprüngliche ›Boot Hill‹ von

Roaring Fork ist heute ein Haufen Särgen
in einem Lagerschuppen für
Pistengerätschaften. Überlegen Sie mal:
Da wird gerade ein Friedhof für ein
Bauprojekt verlegt.« Er blickte sie an
und blinzelte, während sein Lächeln
breiter wurde.

3

An der Côte d'Azur, im Süden Frankreichs, auf einer Klippe hoch über dem Cap Ferrat, saß ein Mann in schwarzem Anzug, umgeben von Bougainvillea, auf einem steinernen Balkon in der Nachmittagssonne. Es war warm für diese Zeit des Jahres, und das Sonnenlicht fiel golden auf die

Zitronenbäume, die bis an den Balkon heranreichten und den steilen Hang bis zum Mittelmeer hin abfielen, der an einem schmalen, menschenleeren Sandstrand endete. Jenseits davon war ein Pulk vor Anker liegender Yachten zu erkennen, auf der felsigen Spitze des Kaps lag eine alte Burg, hinter der sich der Horizont erstreckte.

Der Mann lagerte auf einer mit Seidendamast bedeckten Chaiselongue, neben einem kleinen Tisch, auf dem ein Silbertablett stand. Seine überaus hellen Augen waren halb geschlossen. Vier

Gegenstände befanden sich auf dem Tablett: eine Ausgabe der *Feenkönigin* von Edmund Spenser, ein kleines Glas Pastis, ein Krug Wasser sowie ein ungeöffneter Brief. Das Silbertablett war zwei Stunden zuvor von einem Diener gebracht worden, der nun im Schatten des Säulenvorbaus auf weitere Anweisungen wartete. Der Mann, der die Villa gemietet hatte, erhielt selten Post. Einige Briefe trugen die Retour-Adresse einer gewissen Miss Constance Greene in New York; die übrigen kamen, wie es schien, aus einem

exklusiven Internat in der Schweiz.

Während die Zeit verstrich, fragte sich der Diener, ob der kränkliche Herr, der ihn zu einem übermäßig hohen Lohn eingestellt hatte, vielleicht einen Herzinfarkt erlitten hatte – so still hatte er in den vergangenen Stunden dagesessen. Aber nein, jetzt bewegte sich die Hand und griff träge nach dem Krug Wasser. Der Mann goss eine kleine Menge davon in das mit Pastis gefüllte Glas, so dass das dunkle Gelb des hochprozentigen Likörs zu einem milchigen Gelblichgrün wurde. Dann

hob er das Glas und nahm einen langen, langsamen Schluck, ehe er es zurück aufs Tablett stellte.

Wieder kehrte Stille ein. Die nachmittäglichen Schatten wurden länger. Wieder verstrich Zeit. Noch einmal bewegte sich die Hand wie in Zeitlupe und hob das handgeschliffene Kristallglas an die blassen Lippen, die noch einen langen, zögernden Schluck vom Likör nahmen. Dann griff der Mann nach dem Gedichtband. Wieder Stille. Er schien zu lesen, in großen Abständen, und blätterte die Seiten um, eine nach

der anderen. Das nachmittägliche Sonnenlicht zauberte seinen letzten Glanz auf die Fassade der Villa. Von unten drangen Geräusche herauf: ein fernes Gefecht von Stimmen, erhoben im Streit, das Tuckern einer Motoryacht, die in die Bucht fuhr, Vögel, die in den Bäumen zwitscherten, der leise Klang eines Klaviers, auf dem Hanon gespielt wurde.

Und jetzt klappte der Mann in Schwarz den Gedichtband zu, legte ihn auf das Tablett und widmete sich dem Brief. Als bewege er sich noch immer

wie unter Wasser, nahm er das Schreiben zur Hand, schlitze es mit einem seiner langen, polierten Fingernägel auf, faltete es auseinander und begann zu lesen.

27. November

Lieber Aloysius,

ich schreibe Ihnen c/o Proctor in der Hoffnung, dass er den Brief an Sie weiterleitet. Ich weiß, dass Sie noch immer auf Reisen sind und

wahrscheinlich nicht behelligt werden möchten, aber Sie sind nun schon fast ein Jahr fort, und da habe ich mir gedacht, dass Sie vielleicht bereit wären, nach Hause zu kommen. Sind Sie denn nicht inzwischen begierig, die Beurlaubung vom FBI zu beenden und wieder Mordfälle zu lösen? Wie auch immer: Ich muss Ihnen einfach von dem Projekt für meine Semesterarbeit erzählen. Ob Sie's glauben oder nicht, ich reise in Kürze nach Roaring Fork, Colorado!

Ich habe eine wahnsinnig spannende

Idee für eine Semesterarbeit. Ich will versuchen, mich kurz zu fassen, weil ich ja weiß, wie ungeduldig Sie sind, aber um das Ganze zu erklären, muss ich ein bisschen in der Historie zurückgehen. Im Jahr 1873 wurden in den Bergen der Rocky Mountains bei Leadville, Colorado, Silbervorkommen entdeckt. Schnell entstand in dem Tal ein Bergarbeiterlager, Roaring Fork mit Namen, benannt nach dem Fluss, der durch das Tal fließt, und überall in den umliegenden Bergen wurden Claims abgesteckt. Ein Jahr darauf, im

*Mai 1876, tötete ein
einzelgängerischer Grizzly einen
Bergarbeiter auf seinem entlegenen
Claim im Gebirge – und für den
restlichen Sommer versetzte der Bär
die ganze Region in Angst und
Schrecken. Die Stadtväter entsandten
mehrere Jagdgruppen, die den Bären
aufspüren und töten sollten, aber
vergebens, denn die Bergregion ist
äußerst unzugänglich und abgelegen.
Als das Morden aufhörte, waren elf
Bergarbeiter zerfleischt und auf
fürchterliche Weise gefressen worden.*

Das war damals eine große Geschichte, über die in den Lokalzeitungen zahlreiche Artikel erschienen (aus ihnen habe ich auch die Details), außerdem habe ich Protokolle des Sheriffs und dergleichen eingesehen. Aber Roaring Fork lag abgeschieden, und so verschwand die Geschichte nach dem Ende der Mordserie ziemlich schnell wieder aus den Schlagzeilen. Die Bergarbeiter wurden auf dem Friedhof von Roaring Fork bestattet, und ihr Schicksal geriet mehr oder weniger in Vergessenheit. Die Minen

*schlossen, die Einwohnerzahl von
Roaring Fork sank, und schon bald
hatte es sich in eine Geisterstadt
verwandelt. Dann wurde im Jahr 1946
der Grund und Boden von Investoren
gekauft und das Gelände in einen
Skiort umgewandelt – und heute
handelt es sich natürlich um einen der
exklusivsten Wintersportorte der
Welt –, der Durchschnittspreis für ein
Haus beträgt über vier Millionen!
Das zur Vorgeschichte. Im
vergangenen Herbst wurden die Gräber
des ursprünglichen Friedhofs von*

Roaring Fork eingebettet, um Platz für die Erschließung von Baugrundstücken zu machen. Sämtliche sterblichen Überreste lagern heute in einem alten Geräteschuppen, hoch oben unweit des Skigebiets. Gleichzeitig herrscht unter den Menschen hier großer Streit, was mit den Särgen geschehen soll. Hundertdreißig Särgen – von denen acht die sterblichen Überreste der Bergarbeiter enthalten, die der Grizzly getötet hat. (Die sterblichen Überreste der drei anderen Mordopfer sind entweder verlorengegangen oder nie

gefunden worden.)

Was mich zum Thema meiner Semesterarbeit bringt:

Eine umfassende Analyse perimortaler Traumata anhand der Skelette von acht Bergarbeitern, die von einem Grizzlybären getötet wurden. Fundort: ein historischer Friedhof in Colorado.

Es gibt bis heute keine großangelegte Studie zu perimortalen Traumata an menschlichen Knochen, die ein großer Karnivore zugefügt hat. Keine einzige. Aber es passiert ja auch nicht oft, dass

*Menschen von Tieren gefressen
werden. Meine Arbeit wird die erste
sein!*

*Mein akademischer Betreuer, Prof.
Greg Carbone, hat zwei meiner vorher
eingereichten Themen abgelehnt, wofür
ich dem Mistkerl dankbar bin – bitte
entschuldigen Sie meine
Ausdrucksweise. Er hätte auch dieses
Thema zurückgewiesen, aus Gründen,
mit denen ich Sie nicht langweilen will,
aber ich habe mich entschlossen, eine
Ihrer Empfehlungen zu beherzigen. Ich
habe Carbones Akte in meine*

schwitzigen Finger bekommen. Ich wusste, der Mann war zu perfekt, um wahr zu sein. Vor ein paar Jahren hat er eine Studentin aus einem seiner Seminare gebumst – und war anschließend so blöd, sie im Examen durchrasseln zu lassen, als sie die Affäre abbrach. Also beschwerte sie sich bei der Universitätsleitung, und zwar nicht wegen des Sex, sondern wegen der schlechten Note. Keine Gesetze wurden gebrochen (die Studentin war 20), aber der Drecksack hat ihr die Note »mangelhaft« gegeben,

obwohl sie ein »sehr gut« verdient hatte. Das alles wurde unter den Teppich gekehrt, die Studentin hat ihre Note »sehr gut« und ihr Studiengeld für ein Jahr zurückerstattet bekommen – zweifellos, um sie zu bestechen, ohne es so zu nennen.

Heutzutage kann man jeden finden, also habe ich sie aufgespürt und angerufen. Sie heißt Molly Denton und ist inzwischen Polizistin in Worcester, Massachusetts – und zwar ein dekoriertes Lieutenant in der Mordkommission. Junge, Junge, was ist

*sie über meinen Betreuer hergezogen!
Also bin ich in das Gespräch mit
Carbone mit ein paar Atombomben
bewaffnet gegangen, nur für den Fall
der Fälle.*

*Ich wünschte, Sie wären dabei
gewesen. Es war wundervoll. Noch ehe
ich überhaupt auf das Thema meiner
Arbeit zu sprechen kam, habe ich ganz
nett und höflich erwähnt, dass wir eine
gemeinsame Bekannte haben: Molly
Denton. Und dabei habe ich ihm ein
dickes fettes Grinsen geschenkt, nur um
sicherzugehen, dass er die Botschaft*

versteht. Da ist er ganz blass geworden. Er konnte es gar nicht erwarten, das Thema zu wechseln, zurück zu meiner Semesterarbeit, wollte mehr darüber erfahren, hat mir zugehört, war sofort damit einverstanden, dass es sich um den fabelhaftesten Themenvorschlag für eine Semesterarbeit handele, den er seit Jahren gehört habe, und versprach mir, ihn höchstpersönlich durch die Zulassungsverfahren zu schleusen. Und dann – das ist der beste Teil – hat er vorgeschlagen, ich solle »sobald wie

*möglich« nach Roaring Fork
aufbrechen. Der Mann war Wachs in
meinen Händen.*

*Die Wintersemesterferien haben gerade
angefangen, und in zwei Tagen bin ich
unterwegs nach Roaring Fork!*

*Wünschen Sie mir alles Gute. Und
wenn Ihnen danach ist, schreiben Sie
mir zurück c/o Ihren Kumpel Proctor,
der meine Nachsendeadresse von mir
bekommt, sobald ich sie weiß.*

*Liebe Grüße
Corrie*

PS: Beinahe hätte ich vergessen, Ihnen von einer der besten Sachen im Zusammenhang mit meiner Semesterarbeit zu berichten. Ob Sie's glauben oder nicht: Von der Mordserie des Grizzlys habe ich erstmals aus dem Tagebuch von Arthur Conan Doyle erfahren! Doyle hatte die Geschichte von keinem Geringeren als Oscar Wilde gehört, auf einer Dinnerparty in London im Jahr 1889. Wie's aussieht, war Wilde ein Sammler von Horrorgeschichten, und diese war ihm

*auf einer Lesereise durch den
amerikanischen Westen zugetragen
worden.*

Der Diener, der im Schatten stand,
schaute zu, wie sein merkwürdiger
Arbeitgeber den Brief zu Ende las. Die
langen weißen Finger schienen
herabzufallen und der Brief auf den
Tisch zu gleiten, wie weggelegt. Als die
Hand sich bewegte, um nach dem Glas
Pastis zu greifen, hob die Abendbrise
die Seiten sanft in die Höhe und wehte
sie über das Balkongeländer, über die

Kronen der Zitronenbäume; dann segelten sie in den blauen Raum, flatternd und ziellos umherwirbelnd, bis sie außer Sicht gerieten, ungesehen, unbemerkt und völlig ignoriert von dem blassen Mann im schwarzen Anzug, der dort ganz allein auf einem Balkon hoch über dem Meer saß.

4

Die Polizei von Roaring Fork war in einem klassisch roten viktorianischen Backsteingebäude im Wildweststil untergebracht und lag ungemein malerisch mitten in einer grünen Parkanlage vor einer Kulisse aus prächtigen weißen Berggipfeln. Davor stand eine vier Meter hohe Säule der

Justitia, die schneebedeckt war, aber seltsamerweise nicht die traditionelle Augenbinde trug.

Corrie Swanson hatte sich mit Büchern über Roaring Fork eingedeckt und alles über dieses Justizgebäude gelesen, das wegen einer Reihe von Angeklagten, die dessen Pforten durchschritten hatten, von Hunter S. Thompson bis zum Serienmörder Ted Bundy, Berühmtheit erlangt hatte. Roaring Fork war, wie sie wusste, ein ganz besonderer Ort. Hier standen die teuersten Immobilien im Land. Was sich

jedoch als äußerst ärgerlich erwies, weil sie deshalb in einer Ortschaft namens Basalt Quartier beziehen musste, fünfundzwanzig gewundene Kilometer weiter unten an der Bundesstraße 82, in einem heruntergekommenen Cloud Nine Motel mit Pappwänden und einem durchgelegenen Bett zum Mondpreis von 109 Dollar pro Nacht. Es war der erste Tag im Dezember, und die Skisaison war gerade richtig in Schwung gekommen. Von ihren Studentenjobs am John Jay – und dem Geld, das übrig war aus dem Bündel, das Pendergast ihr vor

einem Jahr in die Hand gedrückt hatte, als er sie fortschickte, damit sie in einer schwierigen Zeit bei ihrem Vater wohnte – hatte sie knapp viertausend Dollar gespart. Aber bei 109 Dollar pro Nacht, plus Essen, plus lächerliche neununddreißig Dollar pro Tag, die sie für eine Klapperkiste von Mietwagen berappen musste, würde sie das Geld ziemlich schnell verbrennen.

Kurz und gut: Sie durfte keine Zeit verschwenden.

Nur hatte sie vor lauter Eifer, die Zulassung für ihre Semesterarbeit zu

bekommen, in einer Notlüge Zuflucht gesucht. Na ja, vielleicht mehr als nur einer Notlüge. Sie hatte Carbone und dem Fakultätsausschuss mitgeteilt, sie habe die Genehmigung, die menschlichen Überreste zu untersuchen: absolut freien Zugang. Tatsächlich waren ihre zahlreichen E-Mails an den Leiter der Polizei in Roaring Fork, der, wie sie festgestellt hatte, befugt war, ihr die Zugangsgenehmigung zu erteilen, unbeantwortet geblieben, und auf ihre Anrufe hatte auch niemand reagiert. Nicht, dass jemand unhöflich gewesen

wäre – es war nur eine Art freundliche Nichtbeachtung.

Indem sie am Vortag in die Polizeiwache hineinspaziert war, hatte sie endlich einen Termin mit Polizeichef Stanley Morris ergattert. Jetzt betrat sie das Gebäude und ging auf den Empfangstresen zu. Zu ihrer Überraschung war er besetzt, aber nicht von einem stämmigen Cop, sondern von einer jungen Frau, die anscheinend noch jünger war als sie selbst. Sie war ziemlich hübsch, hatte einen sahnigen Teint, dunkle Augen und schulterlange

blonde Haare.

Corrie schritt auf sie zu; die junge Frau lächelte.

»Sind Sie, äh, Polizistin?«

Die junge Frau lachte und schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

»Was dann – die Empfangsdame?«

Noch einmal schüttelte sie den Kopf.
»Ich mache in den Winterferien hier in der Wache ein Praktikum. Heute ist zufällig der Tag, an dem ich am Empfang Dienst tue.« Sie hielt inne. »Ich möchte später bei der Polizei arbeiten.«

»Dann sind wir schon zwei. Ich

studiere am John Jay.«

Die junge Frau machte große Agen.
»Echt?«

Corrie streckte ihr die Hand
entgegen. »Corrie Swanson.«

Die andere schüttelte sie. »Jenny
Baker.«

»Ich habe einen Termin bei
Polizeichef Morris.«

»Ach ja.« Jenny konsultierte ihren
Terminkalender. »Er erwartet Sie schon.
Gehen Sie einfach rein.«

»Danke.« Das war ein guter Anfang.
Corrie bemühte sich, ihrer Nervosität

Herr zu werden und nicht daran zu denken, was geschehen würde, falls der Chief ihr den Zugang zu den sterblichen Überresten verweigerte. Ihre Semesterarbeit hing davon ab, mindestens. Außerdem hatte sie bereits ein Vermögen ausgegeben, um hierherzukommen, nicht erstattungsfähiges Flugticket und alles.

Die Tür zum Büro des Polizeichefs stand offen, und als Corrie eintrat, erhob der Mann sich von seinem Schreibtisch, trat darum herum und streckte ihr seine Hand entgegen. Sie wunderte sich über

sein Aussehen: ein kleiner, rundlicher, fröhlich wirkender Mann mit strahlendem Gesicht, Glatze und knittriger Uniform. Mit dem Sammelsurium alter, bequemer Ledermöbel und einem Schreibtisch, der auf angenehme Art ein wenig unordentlich mit Papieren, Büchern und Fotos der Familie übersät war, entsprach das Büro vollkommen Corries Vorstellung von Ungezwungenheit.

Der Polizeichef ging mit ihr hinüber zu einer kleinen Sitzecke, wohin eine ältere Sekretärin ein Tablett mit

Pappkaffeebechern, Zucker und Sahne brachte. Corrie, die zwei Tage zuvor eingetroffen war und noch ein bisschen unter Jetlag litt, bediente sich und verzichtete auf die üblichen vier Teelöffel Zucker – nur um festzustellen, dass Chief Morris nicht weniger als fünf Löffel in seinen Becher häufte.

»Also«, sagte Morris und lehnte sich zurück, »das klingt ja so, als hätten Sie hier ein höchst interessantes Projekt laufen.«

»Vielen Dank«, sagte Corrie. »Und danke auch, dass Sie mich so kurzfristig

empfangen.«

»Die Vergangenheit von Roaring Fork hat mich schon immer fasziniert. Die Grizzly-Morde sind Teil der örtlichen Folklore, zumindest für diejenigen, die die Geschichte kennen. Heute trifft das aber nur noch auf wenige von uns zu.«

»Dieses Forschungsprojekt bietet eine fast einzigartige Gelegenheit«, sagte Corrie und legte mit ihren sorgfältig memorierten Gesprächspunkten los. »Es bietet eine echte Chance, die forensische Kriminologie voranzubringen.« In

enthusiastischem Tonfall redete sie weiter, während Chief Morris, das Kinn nachdenklich auf eine seiner weichen Hände gestützt, aufmerksam zuhörte. Corrie brachte alle wichtigen Punkte zur Sprache: dass ihr Projekt sicherlich die Aufmerksamkeit der überregionalen Zeitungen erregen und ein gutes Licht auf die Polizei von Roaring Fork werfen werde; dass das John Jay – das bedeutendste College für Kriminalistik – seine Kooperation sehr zu schätzen wisse; dass sie selbstverständlich eng mit ihm zusammenarbeiten und alle

Regeln einhalten würde. Anschließend präsentierte sie eine leicht geschönte Fassung ihrer Lebensgeschichte; dass sie bereits ihr ganzes Leben Polizistin werden wolle; dass sie ein Stipendium für das John Jay gewonnen habe; dass sie sehr hart arbeite – und dann, zum Schluss, äußerte sie sich begeistert darüber, wie sehr sie seine Position bewundere, wie ideal es sei, die Gelegenheit zu bekommen, in einer so interessanten und wunderschönen Gemeinde arbeiten zu können. Sie trug so dick auf, wie sie sich traute, und

nahm voller Genugtuung wahr, dass Chief Morris mit Nicken, Lächeln und diversen Lauten der Zustimmung reagierte.

Als sie fertig war, stieß sie ein so natürliches Lachen aus, wie sie es zustande brachte, und sagte, sie habe zu viel geredet und würde liebend gern seine Meinung hören.

Darauf trank Chief Morris noch einen Schluck Kaffee, räusperte sich, lobte sie wegen ihres Fleißes und ihrer Tatkraft, versicherte ihr, wie sehr er zu schätzen wisse, dass sie zu ihm ins Büro

gekommen sei, und – noch einmal – wie interessant ihr Projekt klinge. Ja, in der Tat. Allerdings müsse er natürlich erst darüber nachdenken, mit dem Büro des örtlichen Coroners und den Leuten von der Historischen Gesellschaft und ein paar anderen sprechen, um ihre Meinungen einzuholen, und dann müsste wohl auch der örtliche Staatsanwalt in die Sache einbezogen werden. Er trank seinen Kaffee aus, legte die Arme auf die Stuhllehnen und schien aufstehen und das Treffen beenden zu wollen.

Eine Katastrophe. Corrie holte tief

Luft. »Kann ich ganz offen mit Ihnen sprechen?«

»Ja, natürlich.« Er lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

»Es hat Ewigkeiten gedauert, das Geld für dieses Projekt zusammenzukratzen. Zusätzlich zu meinem Stipendium musste ich zwei Jobs annehmen. Roaring Fork ist eine der teuersten Gemeinden im Land, und nur hier zu sein, kostet mich ein Vermögen. Ich gehe bankrott, wenn ich lange auf die Genehmigung warten muss.« Sie hielt inne und atmete durch.

»Ehrlich, Chief Morris, wenn Sie sich mit all diesen Leuten besprechen, wird das viel Zeit kosten. Möglicherweise Wochen. Jeder wird eine andere Meinung haben. Und dann, ganz egal, welche Entscheidung Sie fällen, wird jemand das Gefühl haben, übergangen worden zu sein. Die Angelegenheit könnte einen Streit auslösen.«

»Streit«, wiederholte der Chief mit Furcht und Abscheu in der Stimme.

»Darf ich einen Alternativvorschlag machen?«

Der Chief wirkte zwar ein bisschen

verwundert, aber nicht völlig pikiert.

»Gewiss.«

»Wenn ich Sie recht verstehe, haben Sie die uneingeschränkte Befugnis, mir die Genehmigung zu erteilen.

Deshalb ...« Sie hielt inne und entschloss sich, alles auf den Tisch zu legen, völlig ungeschönt. »Wäre ich Ihnen unglaublich dankbar, wenn Sie mir bitte die Erlaubnis umgehend erteilen, damit ich meine Recherchen so schnell wie möglich durchführen kann. Ich brauche nur einige Tage mit den sterblichen Überresten, plus die

Möglichkeit, ein paar Knochen zu weiteren Untersuchungen mitzunehmen. Das ist alles. Je schneller das geschieht, umso besser für alle. Die Knochen liegen da einfach herum. Ich könnte meine Arbeit praktisch erledigen, ohne dass jemand davon erfährt. Geben Sie den Leuten keine Zeit, Einwände zu erheben. Bitte, Chief Morris – die Sache ist *so* wichtig für mich!«

Das klang zwar etwas verzweifelter, als sie beabsichtigt hatte, aber sie merkte, dass sie erneut Eindruck gemacht hatte.

»Jaja«, sagte der Chief, räusperte sich abermals, druckste herum. »Ich verstehe schon, was Sie meinen. Hm. Aber wir wollen hier keinen Streit.« Er beugte sich über den Rand seines Stuhls und reckte den Hals Richtung Tür. »Iris? Mehr Kaffee!«

Die Sekretärin kam mit zwei weiteren Pappbechern zurück. Wieder begann der Chief, eine ganz erstaunliche Menge Würfelzucker in den Becher zu häufen. Er griff zum Löffel, gab Milch in den Becher, rührte endlos darin herum, während seine Stirn gerunzelt blieb.

Schließlich legte er den Plastiklöffel aus der Hand und nahm einen ordentlichen Schluck.

»Ich neige sehr dazu, Ihren Vorschlag anzunehmen«, sagte er. »Sehr. Hören Sie zu. Es ist erst Mittag. Wenn Sie möchten, fahre ich Sie jetzt dort hinüber und zeige Ihnen die Särgе. Natürlich dürfen Sie die sterblichen Überreste nicht anfassen, aber Sie können sich ein Bild machen, was dort ist. Und morgen früh habe ich eine Antwort für Sie. Wie finden Sie das?«

»Das wäre super! Danke!«

Chief Morris strahlte. »Und nur zwischen uns beiden: Ich glaube, Sie können sich darauf verlassen, dass die Antwort positiv ausfällt.«

Und während sie aufstanden, musste Corrie sich doch tatsächlich zurückhalten, dem Mann nicht um den Hals zu fallen.

5

Corrie glitt auf den Beifahrersitz des Einsatzwagens, neben den Polizeichef, der offenbar auf einen Fahrer verzichtete und selbst in der Gegend herumfuhr. Statt des üblichen Crown Vic handelte es sich um einen Jeep Cherokee, lackiert im traditionellen Polizeiauto-Schwarz-Weiß, auf die Seiten war das

Stadtwappen von Roaring Fork – ein
Esenblatt – gemalt, umrahmt von einem
sechszackigen Sheriffstern.

Sie hatte mächtig Glück gehabt, das
war ihr klar. Der Polizeichef machte
einen anständigen, gutmütigen Eindruck.
Zwar schien es ihm ein bisschen an
Rückgrat zu mangeln, aber er war
zugänglich und intelligent.

»Waren Sie schon mal in Roaring
Fork?«, fragte Morris, als er den
Zündschlüssel drehte, worauf das
Fahrzeug laut dröhnend ansprang.

»Noch nie. Ich laufe nicht mal Ski.«

»Grundgütiger! Sie müssen es lernen. Wir haben gerade Hauptsaison hier. Weihnachten steht vor der Tür. Sie erleben die Stadt also von ihrer schönsten Seite.«

Während der Jeep langsam die East Main Street entlangfuhr, machte der Polizeichef Corrie auf einige der historischen Sehenswürdigkeiten aufmerksam – das Rathaus, das historische Hotel Sebastian, verschiedene berühmte viktorianische Villen. Alles war herausgeputzt mit festlicher Beleuchtung und Girlanden aus

Tannenzweigen, Schnee lag auf den Dächern, vor den Fensterscheiben und auf den Zweigen der Bäume. Wie einem Druck von Currier & Ives entsprungen. Sie fuhren durch ein Einkaufsviertel, in dem sich die exklusiven Geschäfte dichter aneinanderreihen als auf der »Goldmeile« der Fifth Avenue. Es war erstaunlich, auf den Bürgersteigen drängelten sich die Käufer, mit Brillantschmuck behängt und in teuren Pelzen oder schicker Skibekleidung, rechts und links Einkaufsstützen in den Händen. Die Autos kamen nur im

Schnecken tempo voran, und Corrie und Morris schoben sich im Polizeiwagen langsam die Straße hinunter, eingezwängt zwischen Stretch-Hummern, Mercedes-Geländewagen, Range Rovers, Porsche Cayennes – und Motorschlitten.

»Entschuldigen Sie bitte den Verkehr.«

»Ist das Ihr Ernst? Das hier ist phantastisch«, sagte Corrie und hängte sich beinahe aus dem Fenster, während sie die Parade der Läden vorbeigleiten sah: Ralph Lauren, Tiffany's, Dior,

Louis Vuitton, Prada, Gucci, Rolex, Fendi, Bulgari, Burberry, Brioni, die Schaufenster vollgestopft mit teuren Waren. Die Geschäfte nahmen gar kein Ende.

»Das Geld, das sich hier in dieser Stadt versammelt, sprengt alle Vorstellung«, sagte der Polizeichef. »Und ehrlich gesagt, aus dem Blickwinkel der Polizeiarbeit kann das ein Problem darstellen. Viele der Leute hier glauben, dass für sie die Regeln nicht gelten. Aber wir von der Polizei in Roaring Fork behandeln alle – und ich

meine alle – gleich.«

»Gute Strategie.«

»Die einzig mögliche Strategie in einer Stadt wie dieser«, sagte er, nicht ohne eine Spur Prahlerei, »wo fast jeder ein Prominenter, ein Milliardär oder beides ist.«

»Die Stadt muss ein Magnet für Diebe sein«, sagte Corrie, die noch immer begeistert in die Auslagen der teuren Geschäfte schaute.

»O nein. Die Kriminalitätsrate geht hier fast gegen null. Die Stadt ist schwierig zu erreichen, verstehen Sie.

Es führt nur eine Straße hinein – die Bundesstraße 82, die im Winter ein Hindernisparcours sein kann und häufig wegen Schnees gesperrt ist. Und unser Flugplatz wird nur von Privatjets angeflogen. Und dann sind da noch die Preise, die man berappen muss, um hier zu übernachten, und die die finanziellen Mittel jedes kleinen Diebs bei weitem übersteigen. Wir sind zu teuer für Diebe!« Er lachte fröhlich.

Was Sie nicht sagen!, dachte Corrie.

Jetzt passierten sie mehrere Häuserblocks, allem Anschein nach der

Nachbau einer Boomtown aus der Zeit des Wilden Westens: Bars mit Schwingtüren, Münzprüfbüros, Gemischtwarenhandlungen, sogar ein paar mutmaßliche Bordelle mit grellbunt angemalten Fensterrahmen. Alles war makellos sauber und gepflegt, von den glänzenden Spucknapfen auf den erhöhten hölzernen Bürgersteigen bis zu den hohen falschen Fronten der Gebäude.

»Was ist das hier?«, fragte Connie und zeigte auf eine Familie, die sich vor dem Ideal Saloon fotografieren ließ.

»Das ist die Old Town«, erwiderte der Polizeichef. »Das, was vom frühesten Stadtteil von Roaring Fork übrig geblieben ist. Jahrelang standen die Gebäude nur herum und verfielen. Als der Tourismus dann zunahm, gründete sich eine Bürgerinitiative, mit dem Ziel, alles abzureißen. Aber jemand hatte die Idee, die alte Geisterstadt wiederaufzubauen und in eine Art Museum umzuwandeln.«

Disneyland trifft auf Wintersportort,
dachte Corrie und wunderte sich über den Anachronismus dieser Ansammlung

historischer Gebäude inmitten einer solchen Hochburg des demonstrativen Konsums.

Während sie die gepflegten Bauten betrachtete, donnerten zwei Motorschlitten vorbei, Schneepulverwolken hinter sich aufwerfend.

»Wieso gibt's hier eigentlich so viele Motorschlitten?«

»In Roaring Fork gibt es eine höchst aktive Schneemobil-Szene«, erklärte ihr der Polizeichef. »Die Stadt ist nicht nur berühmt wegen ihrer Skihänge, sondern

auch wegen ihrer Motorschlitten-Trails. Es gibt Meilen und Meilen davon – die hauptsächlich das Gewirr der alten Bergbaustraßen nutzen, die oberhalb der Stadt immer noch existieren.«

Schließlich verließen sie das Einkaufsviertel und passierten, nachdem sie ein paarmal abgebogen waren, einen kleinen Park voller schneebedeckter Felsbrocken.

»Centennial State Park«, erklärte Chief Morris. »Die Felsen sind Teil des John-Denver-Museums.«

»John Denver?« Corrie schauderte

es.

»Alljährlich versammeln sich die Fans an seinem Todestag. Ein wirklich berührendes Ereignis. Was für ein Genie er doch war – und was für ein Verlust.«

»Ja, absolut«, sagte Corrie rasch.

»Ich finde seine Musik auch ganz prima. *Rocky Mountain High* – mein Lieblingslied aller Zeiten.«

»Treibt mir noch heute die Tränen in die Augen.«

»Genau. Mir auch.«

Sie verließen das Straßennetz des Stadtzentrums und fuhren weiter, durch

ein Wäldchen mit prächtigen
schneebeladenen Fichten.

»Wieso wurde der Friedhof
eigentlich geräumt?«, fragte Corrie.
Natürlich kannte sie die Antwort, aber
sie wollte mal hören, ob der Polizeichef
neues Licht auf die Angelegenheit
werfen konnte.

»Weiter oben am Berg liegt eine sehr
exklusive Wohnanlage, The Heights –
zehn Millionen Dollar teure Häuser,
große Grundstücke, Privatzugang zum
Berg, exklusiver Club. Die feinste
Adresse der Stadt. Sie genießt großes

Prestige. Altes Geld und all das. Damals in den späten Siebzigern, während der Bauphase, erwarb der Projektentwickler den ›Boot Hill‹ – den Hügel mit dem ursprünglichen städtischen Friedhof – und erhielt die Genehmigung, diesen zu verlegen. In jenen Tagen konnte man so etwas noch machen. Wie auch immer, vor einigen Jahren haben die Immobilienentwickler dieses Recht in Anspruch genommen, um auf dem Hügel ein privates Spa mit neuem Clubhaus zu bauen. Das hat natürlich lautstarke Proteste verursacht, und die Stadt zog

vor Gericht. Aber diese Leute hatten ein paar recht gewiefte Anwälte – außerdem stammt der Vertrag aus dem Jahr 1978, unterschrieben und notariell beglaubigt, mit hieb- und stichfesten Klauseln, die eine unbefristete Nutzung gestatten. Also haben sie den Prozess gewonnen. Schließlich wurde der Friedhof aufgelassen, und das ist die heutige Situation. Derzeit werden die sterblichen Überreste in einem Lagerschuppen oben in den Bergen aufbewahrt. Übrig geblieben sind nichts als Knöpfe, Stiefel und Knochen.«

»Und wohin sollen die umgebettet werden?«

»Die Projektentwickler planen, sie an einem nahe gelegenen Ort neu zu bestatten, sobald es Frühling wird.«

»Gibt es noch immer Streit?«

Der Polizeichef winkte ab. »Sobald die Gräber geräumt worden waren, haben sich die Gemüter beruhigt. Die Kontroverse drehte sich ja ohnehin nicht um die sterblichen Überreste, sondern um den Erhalt des alten Friedhofs. Sobald der verschwunden war, haben die Leute das Interesse verloren.«

Die Tannen wichen einem breiten, wunderschönen Tal, das im mittäglichen Sonnenschein glitzerte. Am nahen Ende stand ein schlichtes, handgeschnitztes Schild von überraschend bescheidenem Ausmaß mit der Aufschrift:

The Heights

Nur für Mitglieder

Bitte melden Sie sich an der
Wachstation

Dahinter befand sich eine dicke Mauer

aus Flussteinen mit einem gusseisernen Tor in der Mitte, neben dem ein Märchen-Wachhäuschen mit einem Spitzdach aus Zedernschindeln und schindelbedeckten Außenmauern stand. Der Talboden war mit gigantischen Villen gesprenkelt, verborgen hinter den Bäumen. Dahinter stiegen die Talwände empor. Dächer, viele mit qualmenden Natursteinschornsteinen, lugten über die Tannen hinaus. Dahinter wiederum erhob sich das Skigebiet, ein Geflecht von Wegen, die sich bis zu den Gipfeln etlicher Berge hinaufschlängelten, sowie

ein hoher Bergrücken, auf dem weitere Villen standen. Das Ganze war umrahmt von einem strahlenden, mit Wölkchen betupften Rocky-Mountains-Himmel.

»Wir fahren da rein?«, fragte Corrie.

»Das Lagerhaus liegt auf der anderen Seite der Wohnanlage, am Rand der Skipisten.«

Polizeichef Morris wurde von einem Wachmann durchgewinkt. Dann fuhren sie auf einer gewundenen, kopfsteingepflasterten Zufahrt weiter, die herrlich sauber und vom Schnee geräumt war. Nein, nicht geräumt.

Seltsamerweise war die Straße frei von Eis und völlig trocken, außerdem waren am Rand keinerlei Anzeichen von Schneehaufen zu sehen.

»Eine beheizte Straße?«, fragte Corrie, während sie an einem Gebäude vorbeifuhren, bei dem es sich um das Clubhaus zu handeln schien.

»Das ist hier in der Gegend gar nicht so ungewöhnlich. Das Nonplusultra in Sachen Schneeräumung – die Schneeflocken verdampfen, sobald sie den Boden berühren.«

Jetzt ansteigend, überquerte die

Straße eine Natursteinbrücke über einen zugefrorenen Bach – den Chief Morris als Silver Queen Creek bezeichnete – und führte dann durch ein Service-Tor. Dahinter, abgeschirmt durch einen hohen Zaun und unmittelbar neben einer Skipiste, standen auf einem ebenen Areal mehrere große Geräteschuppen aus hochwertigem Plattenmaterial. Drei Meter lange Eiszapfen hingen vor den Mauern der Schuppen und glitzerten im Licht.

Polizeichef Morris bog auf eine von Schnee geräumte Fläche vor dem

größten Schuppen, parkte und stieg aus dem Auto. Corrie ebenso. Es war ein kalter, aber nicht eisiger Tag, minus sieben oder minus zehn Grad vielleicht, außerdem war es windstill. In das Tor des Schuppens war an der Seite eine Tür eingelassen, die Chief Morris aufschloss. Corrie folgte ihm in den dunklen Innenraum – und sofort schlug ihr ein deutlicher Geruch entgegen. Und doch war es kein unangenehmer Geruch, kein Hauch von Verwesung. Sondern der Duft dunkler Erde.

Morris legte mit der Handfläche

mehrere Lichtschalter um. Unter dem Dach gingen Lampen an, die den Raum in gelbliches Licht tauchten. Im Schuppen schien es kälter zu sein als draußen. Bibbernd schlang Corrie ihren Mantel enger um sich. Im vorderen Bereich, praktisch im Schatten des Tors, standen sechs Motorschlitten aufgereiht, fast alle von ein und demselben Fabrikat. Dahinter eine Reihe von Pistenraupen, einige fast antik, mit riesigen Ketten und gerundeten Fahrerhäuschen, die Corrie den Blick in den rückwärtigen Teil versperrten. Sie

schlängelten sich zwischen den Pistenraupen hindurch und gelangten auf eine freie Fläche. Hier befand sich der provisorische Friedhof, ausgelegt auf Planen: akkurate Reihen babyblauer Plastiksärge von der Art, wie sie in der Gerichtsmedizin zum Abtransport von sterblichen Überresten von einem Tatort verwendet wurden.

Sie gingen hinüber zur nächstgelegenen Reihe. Corrie warf einen Blick auf den ersten Sarg. Am Deckel war mit Klebeband eine große Karteikarte mit Informationen in

Schreibmaschinenschrift befestigt. Corrie kniete sich hin, um die Angaben zu lesen. Auf der Karte stand, wo die Knochen auf dem Friedhof gefunden worden waren, neben einem Foto des Grabes *in situ*; in einem dafür vorgesehenen Abschnitt stand, ob es einen Grabstein gegeben hatte oder nicht, und wenn ja, waren zusätzliche Angaben gemacht, neben einem weiteren Foto. Alles war numeriert, katalogisiert und geordnet. Corrie war erleichtert; hier würde es keine Probleme mit der Dokumentation geben.

»Die Grabsteine stehen dort drüben«, sagte Chief Morris. Er deutete auf die gegenüberliegende Wand, vor der mehrere Grabsteine aufgereiht standen – einige davon kunstvoll aus Schiefer oder Marmor gefertigt, aber überwiegend handelte es sich um Felssteine oder Grabplatten, in die die Beschriftung eingemeißelt war. Auch diese waren katalogisiert und mit Karteikarten versehen.

»Wir haben etwa hundertdreißig sterbliche Überreste hier«, sagte Chief Morris. »Und an die hundert Grabsteine.

Die übrigen ... wir wissen nicht, wo sie sind. Möglicherweise hatten sie Holzkreuze, vielleicht sind einige Grabsteine auch verloren gegangen oder wurden gestohlen.«

»Hat man irgendwelche Opfer des Bären identifiziert?«

»Kein einziges. Das hier sind traditionelle Grabsteine – Name, Lebensdaten und manchmal ein Satz aus der Bibel oder ein gängiger frommer Grabspruch. Die Todesursache wird in der Regel nicht auf Grabsteinen vermerkt, und von einem Grizzly

gefressen zu werden ist wohl kaum etwas, an das man erinnert werden möchte.«

Corrie nickte. Es spielte eigentlich keine Rolle – sie hatte in alten Artikeln der Lokalblätter nachgeforscht und bereits eine Liste der Opfer zusammengestellt.

»Wäre es möglich, einen der Deckel anzuheben?«, fragte sie.

»Ich sehe nicht, warum nicht.« Chief Morris legte die Hand auf den Griff am nächststehenden Sarg.

»Warten Sie, ich habe hier eine

Liste.« Corrie kramte in ihrer Aktentasche und zog die entsprechende Mappe hervor. »Suchen wir nach einem der Opfer.«

»Gut.«

Einige Minuten lang gingen sie zwischen den Särgen herum, bis Corrie einen fand, der einem Namen auf ihrer Liste entsprach: Emmett Bowdree. »Den hier, bitte.«

Morris packte den Griff und hob den Deckel vorsichtig an.

Zum Vorschein kamen die Überreste eines vermoderten Kiefern-sargs mit

einem Skelett darin. Der Deckel war zerfallen und lag in Stücken um das Skelett herum und darauf. Gespannt blickte Corrie in den Sarg. Die Knochen beider Arme und eines Beins lagen auf der Seite; der Schädel war zertrümmert; der Brustkorb aufgerissen, und beide Oberschenkelknochen waren entzweigebrochen, zermalmt von einem mächtigen Kiefer, zweifellos, um ans Knochenmark heranzukommen. Während ihres Studiums am John Jay hatte Corrie zahlreiche Skelette untersucht, die Spuren perimortaler Gewaltanwendung

aufwiesen, aber nichts – *nichts*, was dem hier gleichkam.

»Jesus Christus, der Bär hat den Mann wirklich übel zugerichtet«, murmelte Morris.

»Das können Sie laut sagen.«

Während sie die Knochen in Augenschein nahm, fiel Corrie etwas auf: einige kaum erkennbare Spuren am aufgerissenen Brustkorb. Sie kniete sich hin und schaute sie sich genauer an, versuchte, sie zu identifizieren.

Verdammt, sie brauchte ein Vergrößerungsglas. Sie schaute sich um,

und da sah sie – auf dem Oberschenkelknochen – eine weitere, ähnliche Spur. Sie streckte den Arm aus, um den Knochen in die Hand zu nehmen.

»Nein, bitte nicht anfassen!«

»Ich muss mir das nur ein wenig genauer anschauen.«

»Nein«, sagte Chief Morris.

»Wirklich, das reicht jetzt.«

»Geben Sie mir eine Sekunde Zeit«, bettelte Corrie.

»Tut mir leid.« Er schob den Deckel wieder auf den Sarg. »Dafür ist später noch genügend Zeit.«

Corrie stand auf. Sie war perplex, überhaupt nicht sicher, was sie da gesehen hatte. Vielleicht hatte ihr die Einbildung einen Streich gespielt. Wie auch immer, die Spuren waren mit Sicherheit antemortem: nichts Geheimnisvolles. Roaring Fork war in jenen Tagen ein rauhes Pflaster. Vielleicht hatte der Bursche ja eine Messerstecherei überlebt. Sie schüttelte den Kopf.

»Wir gehen jetzt besser wieder raus«, sagte Chief Morris.

Sie traten in den hellen Sonnenschein,

der Glast der glitzernden Schneedecke blendete sie fast. Aber sosehr Corrie sich auch bemühte, sie konnte sich eines Gefühls der Beunruhigung nicht erwehren.

6

Am nächsten Morgen kam der Anruf. Corrie saß in der Stadtbücherei von Roaring Fork und las sich in die Historie der Stadt ein. Die ausgezeichnete Bibliothek war in einem modernen Gebäude im Stil eines aktualisierten Viktorianismus untergebracht. Die Innenausstattung war gediegen: enorm

viel poliertes Eichenholz,
Rundbogenfenster, dicke Teppichböden
und eine Beleuchtungsanlage, die alles
in warmes Licht tauchte.

Der Bereich Geschichte war auf dem
neuesten Stand. Der zuständige
Bibliothekar, Ted Roman, war sehr
hilfreich gewesen. Ein gutaussehender
Mittzwanziger, schlank und fit, der
kürzlich sein Studium an der Universität
von Utah abgeschlossen und sich ein
paar Jahre freigenommen hatte, um
seinem Hobby nachzugehen: dem
Skilaufen. Corrie hatte ihm von ihrem

Forschungsprojekt und ihrem Zusammentreffen mit Polizeichef Morris erzählt. Ted hatte aufmerksam zugehört, intelligente Fragen gestellt und ihr gezeigt, wie sie das Archiv nutzen konnte. Als Krönung des Ganzen hatte er sie für morgen Abend auf ein Bier eingeladen. Und sie hatte die Einladung angenommen.

Die Mappen mit alten Gazetten, Zeitungen und öffentlichen Bekanntmachungen aus der Zeit des Silberbooms waren hervorragend im PDF-Format digitalisiert worden.

Binnen Stunden hatte Corrie ein Dutzend Artikel über die Stadtgeschichte von Roaring Fork, die Grizzly-Morde, Todesanzeigen und alle Arten von damit zusammenhängenden Artikeln gefunden – weitaus mehr, als sie in New York ausgegraben hatte.

Die Stadt blickte auf eine faszinierende Geschichte zurück. Im Sommer des Jahres 1875 hatte eine beherzte Truppe von Erzsuchern aus Leadville der Bedrohung durch die Ute-Indianer die Stirn geboten, die kontinentale Wasserscheide

überschritten und war in westlicher Richtung in unerforschtes Gebiet vorgedrungen. Dort waren diese Männer und andere, die ihnen gefolgt waren, auf eines der größten Silbervorkommen in der Geschichte der USA gestoßen. Ein Silberrausch folgte, bei dem Scharen von Schürfern überall in den Bergen entlang des Roaring Fork River ihre Claims absteckten. Schnell entstanden eine Stadt mit Pochermühlen zur Erzverkleinerung und eine hastig errichtete Schmelzerei zur Trennung des Silbers und des Goldes aus dem Erz. Im

darauffolgenden Herbst wimmelte es in den Bergen von Schürfern, überall entstanden Minen und entlegene Camps, während gleichzeitig Ingenieure, Münzprüfer, Köhler, Sägewerksarbeiter, Schmiede, Saloonpächter, Kaufleute, Fuhrmänner, Huren, Arbeiter, Klavierspieler, Faro-Spieler, Trickbetrüger und Diebe in der Stadt Einzug hielten.

Der erste Mord ereignete sich im Frühjahr des Jahres 1876. Auf einem abgeschiedenen Claim hoch oben am Smuggler Mountain wurde ein einsamer

Bergarbeiter getötet und gefressen. Es dauerte Wochen, bis der Mann als vermisst gemeldet wurde, weshalb seine Leiche nicht sofort entdeckt wurde, doch die Hochgebirgsluft hatte sie frisch genug gehalten, um die grausige Geschichte zu erzählen. Der Leichnam war offensichtlich von einem Bären aufgerissen und ausgenommen, die Gliedmaßen abgerissen worden. Wie's aussah, war der Bär im Laufe der Woche zurückgekehrt, um seinen Festschmaus fortzusetzen; dabei wurde von den meisten Knochen das Fleisch abgezogen,

Zunge und Leber wurden gefressen, die inneren Organe herausgewühlt und mehr oder weniger verspeist.

Ein Tatsmuster, das sich im Laufe des Sommers noch zehn Mal wiederholen sollte.

Von Anfang an war Roaring Fork, ja, ein Großteil des Territoriums von Colorado von aggressiven Grizzlys heimgesucht worden, die durch die Ansiedlungen aus den tiefer gelegenen Tälern in höhere Berglagen vertrieben wurden. Der Grizzly gehörte – wie in beinahe jedem Zeitungsartikel

genüsslich erwähnt wurde – zu den wenigen Tieren, von denen bekannt war, dass sie Menschen zum Nahrungserwerb jagten und töteten.

Während jenes langen Sommers wurden elf Bergarbeiter und Schürfer von einem Einzelgänger-Grizzly auf verschiedenen abgeschieden gelegenen Claims getötet und gefressen. Das Tier durchstreifte ein umfangreiches Revier, das leider einen großen Teil des oberen Bereichs des Silberabbaugebiets umfasste. Die Morde führten zu einer ausgedehnten Panik unter den Menschen.

Doch die Bundesgesetze verlangten, dass Bergarbeiter eine »Mutung bearbeiteten«, um das Recht zum Abbau zu behalten, weshalb sich auf dem Höhepunkt der Schreckensserie die meisten Bergarbeiter weigerten, ihre Mutung zu verlassen.

Zwar bildeten sich mehrmals Gruppen, um den Grizzly zu jagen, doch ohne Schneedecke war es schwierig, inmitten der felsigen höheren Regionen oberhalb der Baumgrenze das Tier aufzuspüren. Aber das größte Problem, so schien es Corrie, war, dass die

Jagdgruppen gar nicht besonders erpicht darauf waren, den Bären zu finden. Die Männer brachten offenbar mehr Zeit damit zu, sich in den Saloons zusammenzufinden und Reden zu schwingen, als tatsächlich vor Ort Jagd auf die Bestie zu machen.

Im Herbst des Jahres 1878, unmittelbar vor dem ersten Schneefall, hörte das Morden auf. Im Laufe der Zeit glaubten die Leute allmählich, dass der Bär weitergezogen oder vielleicht in den Winterschlaf gefallen war. Im folgenden Frühjahr herrschte eine gewisse Angst,

doch als die Mordserie sich nicht fortsetzte ...

Corrie spürte ihr Handy vibrieren, zog es aus der Handtasche und stellte fest, dass es sich um einen Anruf von der Polizeiwache handelte. Nachdem sie sich umgeschaut und gesehen hatte, dass die Bibliothek leer war – bis auf den Skiläufer-Bibliothekar, der hinter seinem Auskunftstresen saß und Jack Kerouac las –, fand sie es in Ordnung, das Gespräch anzunehmen.

Doch es war nicht der Polizeichef, sondern seine Sekretärin. Noch ehe

Corrie die üblichen Höflichkeitsfloskeln beenden konnte, sagte die Dame mit atemloser, belegter Stimme: »Es tut dem Polizeichef sehr, sehr leid, aber wie sich herausgestellt hat, kann er Ihnen die Genehmigung zur Untersuchung der sterblichen Überreste doch nicht erteilen.«

Corrie bekam einen trockenen Mund. »Wie bitte?«, krächzte sie. »Warten Sie –«

»Er ist den ganzen Tag in Besprechungen, deshalb hat er mich gebeten, Sie anzurufen. Schauen Sie –«

»Aber er hat doch gesagt –«

»Es ist einfach nicht möglich. Es tut ihm sehr leid, dass er Ihnen nicht helfen kann.«

»Aber *warum* denn?«, schaffte sie es einzuwerfen.

»Die Details sind mir nicht bekannt, es tut mir leid –«

»Kann ich mit ihm sprechen?«

»Er befindet sich den ganzen Tag und, ähm, den Rest der Woche in Besprechungen.«

»Den Rest der *Woche*? Aber er hat mir doch erst gestern mitgeteilt –«

»Es tut mir leid, ich habe Ihnen doch gesagt, dass ich in seine Gründe nicht eingeweiht bin.«

»Schauen Sie«, Corrie versuchte ziemlich erfolglos, ihren Ton zu beherrschen, »erst gestern hat er mir zugesichert, es werde keinerlei Schwierigkeiten geben. Dass er die Sache genehmigt. Und jetzt ändert er seine Meinung, weigert sich, seine Gründe zu nennen, und ... bürdet es Ihnen auf, mich vor die Tür zu setzen! Das ist nicht fair!«

Sie bekam ein letztes, frostiges *Ich*

wünschte, ich könnte Ihnen helfen, aber die Entscheidung ist unumstößlich zur Antwort, gefolgt von einem endgültigen Klicken. Dann war die Leitung unterbrochen.

Corrie setzte sich, schlug mit der flachen Hand auf den Tisch und rief: »Verdammt, verdammt, *verdammt!*«

Dann blickte sie auf. Ted schaute mit großen Augen zu ihr herüber.

»O nein«, sagte sie und legte die Hand vor den Mund. »Ich habe die ganze Bibliothek gestört.«

Er hob lächelnd die Hand. »Wie Sie

sehen können, ist im Augenblick niemand hier.« Er zögerte, dann trat er hinter seinem Auskunftstresen hervor und kam herüber. Schließlich fügte er im Flüsterton hinzu: »Ich glaube, ich verstehe, was hier vor sich geht.«

»Wirklich? Dann wäre es schön, wenn Sie es mir erklären könnten.«

Obwohl niemand in der Nähe war, senkte er die Stimme noch weiter:

»*Mrs. Kermode.*«

»Wer?«

»Mrs. Betty Brown Kermode hat den Polizeichef geimpft.«

»Wer ist Betty Brown Kermode?«

Er verdrehte die Augen und blickte sich verstohlen um. »Wo anfangen? Zunächst einmal: Ihr gehört Town & Mount Real Estate, *die* Immobilienfirma am Ort. Sie ist die Vorsitzende der Heights Neighborhood Association und war die treibende Kraft hinter der Verlegung des Friedhofs. Sie gehört im Grunde zu jenen selbstgerechten Menschen, die alles und jeden bestimmen und keine abweichenden Meinungen dulden. Fakt ist, sie ist die mächtigste Person in der Stadt.«

»Eine solche Frau hat Einfluss auf den Chef der Polizei?«

Ted lachte. »Sie haben Morris doch kennengelernt. Netter Typ. Jeder hat Einfluss auf ihn. Aber besonders sie. Ich sage Ihnen, sie ist furchteinflößend – noch mehr als ihr Schwager, Montebello. Ich bin mir sicher, dass Morris vorhatte, Ihnen die Genehmigung zu erteilen, bis er Kermode angerufen hat.«

»Aber warum will sie mich davon abbringen? Was würden meine Nachforschungen denn schaden?«

»Genau das«, sagte Ted, »müssen Sie selbst herausfinden.«

Am nächsten Morgen um neun Uhr lenkte Corrie ihren klapprigen Mietwagen vor das Tor der exklusiven Wohnanlage The Heights. Dort brauchte der Wachmann – der auch nicht entfernt so freundlich war wie beim letzten Mal, als sie zusammen mit dem Polizeichef das Tor passierte – unverschämt lange,

um ihre Identität festzustellen und einen Anruf zu machen, um ihren Termin zu bestätigen, während er die ganze Zeit einen abschätzigen Blick auf ihr Auto warf.

Corrie achtete darauf, höflich zu bleiben, und schließlich fuhr sie auf der Zufahrt in Richtung Clubhaus, in dem gleichzeitig die Büroräume der Immobilienfirma untergebracht waren. Bald kam auf der Talsohle eine Gruppe von Gebäuden in den Blick: malerisch, schneebedeckt und voller Eiszapfen, die Natursteinschornsteine rauchten.

Dahinter, hoch oben auf der gegenüberliegenden Seite des schneebedeckten Tals, sah Corrie den großen Aushub der laufenden Bauarbeiten – zweifellos für das neue Clubhaus samt Spa. Sie schaute zu, wie die Bagger und Schaufellader geschäftig dabei waren, die Baugrube für die Fundamente auszuheben. Corrie konnte nicht anders, als sich zu fragen, warum man ein neues Clubhaus brauchte, wenn das alte doch ziemlich beeindruckend aussah.

Sie stellte den Wagen auf dem

Besucherparkplatz ab und betrat das Clubhaus. Dort wies ihr die Dame am Empfang den Weg zu den Räumen von Town & Mount Realty.

Der Empfangsbereich war edel und luxuriös – Holz und Naturstein, Navajo-Teppiche an den Wänden, ein spektakulärer Kronleuchter aus Hirschgeweihen, Leder- und Holzmöbel im Wildweststil und ein Natursteinkamin, in dem ein echtes Feuer loderte. Corrie nahm Platz, machte es sich bequem und wartete.

Eine Stunde später wurde sie

schließlich ins Büro von Mrs. Kermode, der Eigentümerin von Town & Mount und Vorsitzenden von The Heights Association, vorgelassen. Corrie hatte sich so dezent wie möglich gekleidet, graues Kostüm mit weißer Bluse und flachen Pumps. Sie war absolut entschlossen, sich durch nichts aus der Ruhe bringen zu lassen und Mrs. Kermode mit Schmeicheleien, Charme und Überredungskunst für sich einzunehmen.

Am gestrigen Nachmittag hatte sie nichts unversucht gelassen, etwas

Schmutziges aus Kermodes

Vergangenheit auszugraben, Pendergasts
Diktum beherzigend, dass man, wenn
man etwas von jemandem bekommen
will, stets etwas »Hässliches« zum
Tausch anbieten müsse. Doch Kermode
war offenbar ohne Fehl und Tadel: eine
großzügige Spenderin an lokale
Wohltätigkeitsorganisationen, Älteste
der presbyterianischen Kirche,
Freiwillige der örtlichen Suppenküche
(es wunderte Corrie, dass eine Stadt wie
Roaring Fork überhaupt eine »Tafel«
hatte) und Geschäftsfrau von anerkannter

Integrität. Sie wurde von ihren Mitbürgern zwar nicht gerade geliebt, sondern erregte das Missfallen vieler, doch alle respektierten und fürchteten sie.

Mrs. Kermode überraschte Corrie. Weit davon entfernt, die »altbackene« Frau zu sein, wie es der Name »Betty Brown Kermode« heraufbeschworen hatte, war sie eine äußerst wohlproportionierte Mittfünfzigerin, schlank und fit, mit schön frisierten platinblonden Haaren und dezentem Make-up. Sie trug teure Kleidung Marke

Wildwest: perlenbesetzte Indianerweste, weiße Bluse, enge Jeans und Cowboystiefel. Eine Navajo-Halskette mit Türkisen vervollständigte die Garderobe. An den Wänden des Büros hingen Fotografien, wie sie auf einem umwerfenden Painthorse durch die Berge ritt, sowie im Wettkampf in einer Rodeo-Arena, und wie sie mitten durch eine Kuhherde galoppierte. Eine Ecke des Büros wurde von einem prachtvollen Westernsattel eingenommen, reich verziert und mit Silberbeschlägen.

Auf lockere, freundliche Weise trat Mrs. Kermode vor, schüttelte Corrie die Hand und bat sie, sich zu setzen. Durch die herzliche Begrüßung legte sich Corries Verärgerung, dass man sie eine Stunde hatte warten lassen, ein wenig.

»Also, Corrie«, begann Kermode, wobei sie mit ausgeprägtem texanischem Akzent sprach, »ich möchte Ihnen für Ihren Besuch danken. Er gibt mir die Möglichkeit, Ihnen persönlich zu erläutern, warum Polizeichef Morris und ich Ihnen Ihre Bitte leider nicht erfüllen können.«

»Nun, ich hatte gehofft, Ihnen erklären –«

Aber Kermode hatte es eilig und übergang Corries Versuch, ihr Vorhaben näher zu erläutern. »Corrie, ich will ganz offen sein. Die wissenschaftliche Untersuchung dieser sterblichen Überreste zum Zwecke einer Semesterarbeit ist unserer Ansicht nach respektlos den Toten gegenüber.«

Damit hatte Corrie nun gar nicht gerechnet. »Wieso das?«

Kermode lachte kurz und giftig auf. »Meine liebe Miss Swanson, wie

können Sie so eine Frage stellen?
Möchten *Sie* etwa, dass irgendeine
Studentin in den sterblichen Überresten
Ihres Großvaters herumwühlt?«

»Hm, mir würde das nichts
ausmachen.«

»Na kommen Sie. Natürlich würde
Ihnen das etwas ausmachen. Zumindest
dort, wo ich herkomme, behandeln wir
unsere Toten mit Respekt. Es handelt
sich hier um *heilige* sterbliche
Überreste.«

Corrie versuchte verzweifelt, das
Gespräch auf die ihr wichtigen Punkte zu

lenken. »Aber es handelt sich hier um eine einmalige Chance für die Forensik. Es würde den Strafverfolgungsbehörden helfen –«

»Eine Semesterarbeit soll einen Beitrag zur Forensik leisten? Übertreiben Sie da nicht ein *ganz* klein wenig die Bedeutung Ihres Projekts, Miss Swanson?«

Corrie holte tief Luft. »Überhaupt nicht. Dies könnte eine sehr wichtige Studie werden, hinzu käme eine Datensammlung über perimortale, von einem großen Karnivoren verursachte

Traumata. Wenn das Skelett eines Mordopfers gefunden wird, müssen forensische Pathologen die Bissspuren von Tierzähnen sowie andere postmortale Verletzungen von jenen Spuren auf den Knochen unterscheiden, die der Täter hinterlassen hat. Das ist eine ernste Angelegenheit, und diese Studie –«

»Zu viele lateinische Ausdrücke für mich!« Mrs. Kermode lachte auf und wedelte mit der Hand, als verstehe sie gar nichts.

Corrie entschloss sich, die Taktik zu

ändern. »Zwar ist die Arbeit persönlich wichtig für mich, Mrs. Kermode, aber sie könnte auch für Roaring Fork wichtig sein. Sie leistet etwas Konstruktives, etwas Positives für diese Überreste. Sie würde ein gutes Licht auf Ihre Gemeinde und den Polizeichef werfen.«

»Die Arbeit wäre nicht nur respektlos«, sagte Kermode entschlossen. »Sie wäre *unchristlich*. Es gibt viele in dieser Stadt, die sie als zutiefst beleidigend empfinden. Wir sind die Hüter dieser sterblichen Überreste und nehmen unsere Verantwortung ernst.

Ich kann das einfach unter gar keinen Umständen gestatten.«

»Aber ...« Corrie spürte, dass sie trotz aller guten Vorsätze, nicht aus der Haut zu fahren, wütend wurde. »Aber ... *Sie* haben sie doch ausgegraben.«

Schweigen. Dann sagte Kermode leise: »Die Entscheidung wurde bereits vor langer Zeit gefällt. Damals im Jahr 1978, um genau zu sein. Die Stadt hat das abgesegnet. Wir hier in The Heights planen das neue Clubhaus samt Spa schon seit fast zehn Jahren.«

»Wieso brauchen Sie es, wenn Sie

schon ein so wunderschönes Clubhaus haben?«

»Wir benötigen ein größeres, um mit Phase III beginnen zu können, denn wir wollen das Gebiet West Mountain für eine begrenzte Zahl von Grundstücken für individuelle Einzelhäuser freigeben. Noch einmal: Wie ich Ihnen bereits mehrfach erklärte, die Planungen laufen schon seit Jahren. Wir tragen Verantwortung für unsere Eigentümer und Investoren.«

Unsere Eigentümer und Investoren.

»Aber ich möchte doch nur die Gebeine

untersuchen, zu berechtigten und bedeutsamen wissenschaftlichen Zwecken. Das hat doch nichts Respektloses.«

Mrs. Kermode erhob sich. Auf ihr Gesicht trat ein falsches Lächeln. »Miss Swanson, die Entscheidung ist gefallen, sie ist unumstößlich, und ich bin eine sehr beschäftigte Frau. Es ist Zeit, dass Sie gehen.«

Corrie erhob sich. Dieses altbekannte, furchtbare, siedend heiße Gefühl stieg in ihr auf. »Sie lassen einen ganzen Friedhof räumen, damit Sie mit

der Entwicklung von Immobilien Geld verdienen können, Sie legen die Leichen in Plastiksärge und kippen sie in einen Lagerschuppen für Pistengerät – und da sagen Sie mir, *ich* würde durch die Untersuchung der Knochen die Totenruhe stören? Sie sind eine Heuchlerin – schlicht und ergreifend!«

Kermode wurde blass. Corrie sah, dass eine gepuderte Ader an ihrem Hals pochte. Betty Brown Kermodes Stimme wurde sehr leise, fast maskulin. »Sie kleines Miststück. Ich gebe Ihnen fünf Minuten, um das Grundstück zu

verlassen. Wenn Sie jemals – *jemals* – zurückkommen, lasse ich Sie wegen Hausfriedensbruchs festnehmen. Und jetzt raus!«

Auf einmal wurde Corrie ganz ruhig. Das war das Ende. Es war vorbei. Aber dass jemand sie Miststück nannte, das würde sie nicht zulassen. Mit leicht zugekniffenen Augen erwiderte sie Mrs. Kermodes Blick. »Sie nennen sich Älteste in der Gemeinde? Aber Sie sind gar keine Christin. Sie sind eine gottverdammte Schwindlerin. Eine habgierige, betrügerische *falsche*

Fuffzigerin.«

Auf der Rückfahrt nach Basalt begann es zu schneien. Während Corrie in ihrem Wagen mit Tempo 20 dahinzuckelte und die Scheibenwischer wenig wirkungsvoll hin und her schwenkten, kam ihr eine Idee. Diese anormalen Spuren, die sie auf den Knochen bemerkt hatte ... wie durch einen Geistesblitz wurde ihr klar, dass es vielleicht einen anderen Weg gab, dieser Kermode eins auszuwischen und das Ganze zu einem guten Ende zu bringen.

8

Corrie lag auf dem Bett in ihrem Zimmer im Cloud Nine Motel in Basalt und traf ihre Entscheidung. Sollte es sich bei den Spuren auf den Knochen um das handeln, wofür sie es hielt, wären ihre Probleme gelöst. Sie sah keine Alternative: Die sterblichen Überreste mussten untersucht werden. Sogar

Kermode konnte das nicht verhindern.
Das würde ihre Trumpfkarte sein.

Aber nur dann, wenn sie es beweisen
könnte.

Und zu diesem Zweck musste sie sich
nochmals Zutritt zu den Knochen
verschaffen. Fünf Minuten, höchstens –
gerade lang genug, um sie mit dem
starken Makroobjektiv ihrer Kamera zu
fotografieren.

Aber wie?

Noch bevor sie sich die Frage stellte,
kannte sie die Antwort: Sie musste da
einbrechen.

Alle Argumente gegen eine solche Aktion zogen vor ihrem inneren Auge vorbei. Ein Einbruch war eine schwere Straftat; er war moralisch verwerflich; wenn sie dabei ertappt wurde, konnte sie ihre berufliche Zukunft bei den Polizeibehörden vergessen. Andererseits würde er auch nicht allzu schwierig sein. Während ihres Besuchs vor zwei Tagen hatte Polizeichef Morris weder eine Alarmanlage noch andere Sicherheitssysteme ausgeschaltet; er hatte einfach nur das Vorhängeschloss an der Tür geöffnet, und sie waren

reingegangen. Der Lagerschuppen lag abseits vom Rest des Wohngebiets, umgeben von einem hohen Holzzaun und geschützt hinter Bäumen. Zwar war er teilweise von einem der Skihänge einsehbar, aber nachts würde ja niemand Ski laufen. Er war in den Wegekarten des Gebiets eingezeichnet, auf denen auch eine Servicestraße zu sehen war, die vom Maschinenpark des eigentlichen Skigebiets zum Schuppen führte und in weitem Bogen an den Heights vorbeilief.

Während Corrie das Für und Wider abwog, stellte sie sich folgende Frage:

Was würde Pendergast tun? Er ließ niemals zu, dass juristische Finessen Wahrheit und Recht behinderten. Er würde mit Sicherheit dort einbrechen und sich die Informationen besorgen, die er benötigte. Es war zwar zu spät, um Emmett Bowdree Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber für die Wahrheit war es nie zu spät.

Um Mitternacht hatte es aufgehört zu schneien, und jetzt stand ein Dreiviertelmond am strahlend hellen Nachthimmel. Laut der Wetter-App auf

ihrem iPad war es extrem kalt: minus fünfzehn Grad. Als sie aus der Tür trat, kam ihr die Luft noch viel kälter vor.

Die Servicestraße war nur mit Motorschlitten befahrbar und mit festem Schnee bedeckt, aber man konnte darauf gehen.

Corrie stellte ihren Wagen unten an der Straße ab, neben einer Baumgruppe und so unauffällig wie möglich, und stapfte bergauf. Ihr Rucksack war voll mit Gerätschaften: die Canon mit Dreifußstativ und Makroobjektiv, eine tragbare Fotolampe samt Akkusatz,

Lupen, Taschenlampe, Bolzenschneider, ZipLock-Beutel sowie ihr iPad, voll geladen mit Fachbüchern und Monographien zum Thema osteologische Trauma-Analyse. Wegen der dünnen Bergluft kam sie ins Schnaufen, ihr kondensierender Atem wölkte im Mondlicht, ihre Schuhe knirschten auf der Schicht aus Neuschnee auf dem alten, festgefahrenen Schnee. Unter ihr breiteten sich die Lichter der Stadt wie auf einem Zauberteppich aus; über sich sah sie den Lagerschuppen, beleuchtet von Lichtmasten, die einen gelblichen

Schein zwischen den Tannen hindurch warfen. Es war zwei Uhr morgens, alles war ruhig. Die einzige Aktivität ging von den Scheinwerfern hoch oben am Berg aus, wo die Pistenfahrzeuge im Einsatz waren.

Immer wieder war sie im Kopf die genaue Reihenfolge der einzelnen Schritte durchgegangen, die sie ausführen musste, hatte sie umgruppiert und präzisiert, um sicherzugehen, dass sie möglichst wenig Zeit im Schuppen verbrachte. Fünf Minuten, höchstens zehn – dann wäre sie wieder draußen.

Während sie sich dem Schuppen näherte, erkundete sie sorgfältig das Gelände, um sich zu vergewissern, dass sie allein war. Dann trat sie an das Tor im Zaun und spähte darüber hinweg. Zur Linken befand sich die Seitentür, durch die sie und der Polizeichef den Schuppen betreten hatten, von Licht erhellt, der Schnee davor festgetrampelt. Die Tür war mit einem stabilen Vorhängeschloss versehen. Aus Gewohnheit trug Corrie immer ein Set mit Dietrichen bei sich. Während der Schulzeit hatte sie das Underground-

Handbuch, bekannt als *MIT-Führer zum Schlösserknacken*, praktisch auswendig gelernt. Das Vorhängeschloss war im Baumarkt gekauft worden, etwa zehn Dollar teuer – kein Problem. Aber sie musste den beleuchteten Bereich durchqueren, um zur Tür zu gelangen. Und dann würde sie eine Weile im Licht stehen, während sie das Schloss knackte. Das war eine der beiden unvermeidlichen Gefahren in ihrem Plan.

Sie wartete und lauschte, aber alles blieb ruhig. Die Pistenfahrzeuge fuhren hoch oben am Berg, und es sah nicht

danach aus, als ob sie in nächster Zeit hier vorbeikommen würden.

Sie atmete tief durch, sprang über den Zaun und lief mitten über die beleuchtete Fläche. Ihren Satz Dietriche hatte sie griffbereit. Das Schloss selbst war eiskalt, und wegen der Kälte bekam sie schnell steife Finger. Trotzdem dauerte es nur zwanzig Sekunden, bis das Vorhängeschloss aufsprang. Sie zog die Tür einen Spaltbreit auf, drängte sich hindurch und schloss sie leise hinter sich.

Drinne war es sehr kalt. Sie kramte

eine kleine LED-Taschenlampe aus ihrem Rucksack, schaltete sie ein und ging mit schnellen Schritten an den Reihen der Motorschlitten und alten Pistenfahrzeuge zur rückwärtigen Seite des Gebäudes. Matt glänzten die penibel aufgereihten Säрге im Licht der Taschenlampe. Es dauerte nur einen Augenblick, bis sie den Sarg von Emmett Bowdree gefunden hatte. Behutsam hob sie den Deckel an, wobei sie sich bemühte, möglichst wenig Lärm zu machen, dann kniete sie sich hin und richtete die Taschenlampe auf die

Knochen. Das Herz hämmerte ihr in der Brust, ihre Hände zitterten. Wieder wies eine Stimme im Kopf sie darauf hin, dass dies die größte Dummheit war, die sie jemals begangen hatte, und wieder antwortete eine andere Stimme, dass ihr nichts anderes übrigblieb.

Reiß dich zusammen, flüsterte sie sich zu. *Konzentriere dich*.

Corrie hielt sich an ihr mentales Drehbuch und streifte ihre Handschuhe nochmals ab, legte den Rucksack auf den Boden und zog den Reißverschluss auf. Rasch drückte sie sich eine Lupe aufs

Auge, streifte die Handschuhe wieder über, zog den gebrochenen Oberschenkelknochen hervor, der ihr zuvor aufgefallen war, und betrachtete ihn unter dem Licht. Der Knochen wies mehrere lange, parallele Kratzer in der Rindenschicht auf. Sorgfältig suchte sie ihn nach Anzeichen für einen Heilungsprozess, für Umbildungen des Knochengewebes oder Abhebungen der Knochenhaut ab, aber da waren keine. Die längs verlaufenden Spuren waren sauber, frisch und wiesen keinerlei Anzeichen von knöchernen Reaktionen

auf. Das bedeutete, dass es sich um perimortale Kratzspuren handelte, also im Zeitraum um den Tod zugefügte.

Ein Bär jedenfalls konnte eine solche Kratzspur nicht hinterlassen haben. Sie war mit einem groben Werkzeug zugefügt worden, vielleicht der Klinge eines stumpfen Messers, außerdem hatte das Ziel eindeutig darin bestanden, das Fleisch von den Knochen abzuziehen.

Aber konnte sie da sicher sein? Ihre praktischen Erfahrungen waren begrenzt. Noch einmal zog sie die Handschuhe aus, holte das iPad hervor und lud eines

der Lehrbücher auf den Bildschirm:
Trauma-Analyse. Sie betrachtete die
Illustrationen zu antemortalen,
perimortalen und postmortalen
Verletzungen, darunter einige mit
ähnlichen Kratzspuren, und verglich die
Abbildungen mit dem Knochen in ihrer
Hand. Sie bestätigten ihren ersten
Eindruck. Sie versuchte, ihre eiskalten
Finger zu wärmen, indem sie
daraufblies, aber das funktionierte nicht,
also zog sie die Handschuhe wieder an
und schlug die Hände möglichst leise
aneinander. Dadurch bekam sie wieder

ein bisschen mehr Gefühl in die Finger.

Jetzt musste sie den Knochen mit den Verletzungen fotografieren. Wieder mussten dafür die Handschuhe runter. Aus dem Rucksack zog sie die tragbare Fotolampe, den Akkusatz und das kleine Stativ hervor, als Nächstes die Digitalkamera mit dem großen Makroobjektiv, das sie ein Vermögen gekostet hatte. Sie schraubte die Kamera auf das Stativ und schaltete sie ein. Dann legte sie den Knochen auf den Boden und ordnete alles im Dunkeln, so gut es ging, schließlich knipste sie die Lampe

an.

Das war die zweite Gefahr – der Lichtschein war von draußen sichtbar. Aber eine starke Lichtquelle war absolut unverzichtbar. Corrie hatte alles so geplant, dass die Lampe möglichst kurz brannte ohne das auffällige Ein- und Ausschalten – und dass sie unmittelbar nach den Aufnahmen packen und gehen konnte.

Gott, schien die Lampe hell, sie tauchte alles in gleißendes Licht. Rasch positionierte Corrie die Kamera und stellte die Brennweite ein. So schnell sie

konnte, schoss sie ein Dutzend Fotos, verrückte den Knochenschein jedes Mal ein wenig und richtete die Lampe so aus, dass einzelne Bereiche besonders erhellt wurden. Unter dem starken Lichtschein fiel ihr noch etwas an dem Knochen auf: mutmaßliche Bissspuren. Sie hielt nur kurz in der Arbeit inne, um sie mit der Lupe zu untersuchen. Es handelte sich tatsächlich um Bissspuren, aber nicht die eines Grizzlys, dafür waren sie viel zu schwach, lagen zu eng nebeneinander, die Zahnkronen waren zu flach. Sie fotografierte die Abdrücke aus mehreren

Winkeln.

Eilig legte sie den Knochen zurück in den Sarg und widmete sich der nächsten Anomalität, die ihr beim ersten Besuch im Schuppen aufgefallen war – dem aufgebrochenen Schädel. Das Schädeldach wies massive Verletzungen auf, Schädel und Gesicht waren regelgerecht zertrümmert. Der stärkste und, wie es schien, erste Hieb war rechts vom Scheitelbein ausgeführt worden, er hatte den Schädel in einem Sternmuster zerbrochen und entlang der Nähte getrennt. Auch hierbei handelte es

sich eindeutig um perimortale Verletzungen, und zwar aus dem einfachen Grund, dass man einen so gewaltigen Schlag nicht überleben konnte. Dass es sich um eine Grünholzfraktur handelte, deutete darauf hin, dass der Schlag ausgeführt worden war, als der Knochen noch durchblutet war.

Bei der Anomalie hier handelte es sich um eine Spur an der Spitze der Fraktur. Corrie untersuchte sie. Sicherlich konnte ein Bär einen Schädel mit einem Prankenhieb zertrümmern

oder mit dem Kiefer und den Zähnen zermalmen. Doch die Spur auf der Frakturspitze sah weder nach Zähnen noch Klauen aus. Sie war unregelmäßig, wies multiple Einkerbungen auf.

Unter der Lupe bestätigten sich ihre Vermutungen. Die Verletzung war mit einem rauen, schweren Gegenstand zugefügt worden, höchstwahrscheinlich einem großen Stein.

Während sie jetzt noch schneller arbeitete, machte sie mit dem Makro eine Reihe von Aufnahmen der Schädelfragmente. Das war Beweis

genug. Oder doch nicht? Einen Augenblick lang schwankte sie, dann holte sie einem Impuls folgend einige ZipLock-Beutel aus dem Rucksack, tat die Fragmente des Oberschenkelknochens und eines der beschädigten Schädelbruchstücke hinein.

Fertig. Sie knipste die Fotolampe aus. Jetzt besaß sie hieb- und stichfeste Beweise, dass Emmett Bowdree nicht von einem Bär getötet und gefressen worden war. Stattdessen war er von einem Menschen getötet und verspeist worden. Tatsächlich waren, nach der

Ausdehnung der Verletzungen zu urteilen, möglicherweise zwei oder drei, vielleicht mehr Personen an dem Mord beteiligt. Zunächst hatten sie das Opfer mit einem Hieb bewusstlos geschlagen, dann seinen Schädel zertrümmert, seine Knochen in Stücke gehackt und es schließlich buchstäblich mit blanken Händen auseinandergerissen. Dann hatte sie ihm mit einem groben Messer oder einem Stück Metall das Fleisch von den Knochen abgezogen. Schließlich hatten sie es roh gegessen – Beleg hierfür waren die Bissspuren und das

Nichtvorhandensein von Versengungen an den Knochen beziehungsweise anderer Anzeichen dafür, dass das Fleisch gekocht worden war.

Schrecklich. Unglaublich. Sie hatte einen hundertfünfzig Jahre alten Mord aufgedeckt. Was zur nächsten Frage führte: *Wurden die anderen zehn Bergarbeiter auf die gleiche Weise getötet?*

Sie blickte auf ihre Uhr: elf Minuten. Auf einmal bekam sie Angst. Zeit, von hier zu verschwinden. Schnell packte sie ihre Siebensachen zusammen und

bereitete sich darauf vor, den Schuppen zu verlassen.

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch. Sie schaltete die LED-Taschenlampe aus und lauschte. Stille. Dann hörte sie es wieder: ein ganz leises Knirschen auf dem Schnee draußen vor der Tür.

Jesses, da kam jemand. Wie gelähmt vor Angst und mit klopfendem Herzen horchte sie weiter. Ein unüberhörbares *Knirsch, Knirsch, Knirsch*, und dann – auf der anderen Seite des Schuppens, in einem Fenster hoch oben im Dach – sah sie vor der Scheibe ein Licht

entlanghuschen. Wieder Stille. Und dann das gedämpfte Geräusch, wie jemand sprach, und das Knistern eines Zweiweg-Funkgeräts.

Da standen Menschen vor dem Schuppen. Mit einem Funkgerät.

Sicherheitsleute der Heights?
Polizisten?

Ganz leise schloss sie den Reißverschluss des Rucksacks. Der Deckel lag noch daneben. Sollte sie ihn wieder draufschieben? Sie legte ihn zurück an seinen Platz, was aber ein so lautes Geräusch verursachte, dass sie

damit aufhörte. Allerdings musste er wieder drauf, also schob sie ihn hastig an seinen Platz.

Von draußen her hörte sie weiterhin Aktivitäten: Knirschen, geflüsterte Worte. Dort befanden sich mehrere Personen, die versuchten, allerdings nicht sehr erfolgreich, sich leise zu verhalten.

Sie schlang sich den Rucksack über die Schulter und bewegte sich fort von den Särgen. Gab es im rückwärtigen Bereich des Schuppens eine Ausgangstür? Das konnte sie momentan

nicht erkennen, dafür war es zu dunkel, aber sie erinnerte sich nicht, eine gesehen zu haben. Was sie tun musste, war ein sicheres Versteck finden und warten, bis die Leute gegangen waren.

Auf Zehenspitzen schlich sie in Richtung des hinteren Teils des Lagerschuppens, wo die riesigen Bauteile eines alten Skilifts eingelagert waren – Pylone, Sessel und Transporträder. Noch während sie durch den großen Raum ging, hörte sie, wie die Tür aufging, deshalb lief sie die letzten paar Meter. Jetzt waren im Schuppen

gedämpfte Stimmen zu hören. Wieder Funkgerät-Geräusche.

Als sie bei dem Stapel alter Gerätschaften ankam, krabbelte sie darunter, kroch auf allen vieren so weit nach hinten, wie sie konnte, dabei schlängelte sie sich zwischen den riesigen Metallteilen hindurch.

Unvermittelt gab es ein knipsendes Geräusch, und dann sprangen klickend und knackend die Neonleuchten an und tauchten das Lagerhaus in grelles Licht. Corrie kroch schneller, hechtete hinter eine riesige Rolle Stahlkabel und machte

sich ganz klein, wobei sie ihren Rucksack an die Brust drückte. Sie wartete, wagte kaum zu atmen. Vielleicht glaubten die ja, dass das Vorhängeschloss aus Versehen offen gelassen worden war. Vielleicht war denen ihr Wagen gar nicht aufgefallen. Vielleicht würden die sie nicht finden ...

Jemand schritt über den Betonboden. Und dann vernahm Corrie plötzlich ein Flüstern. Jetzt konnte sie einzelne Stimmen unterscheiden und Bruchstücke von Sätzen verstehen. Mit einem Kitzel absoluten Entsetzens hörte sie jemanden

ihren Namen sagen – mit dem texanischen Akzent, den Kermode sprach: nörglerisch, aufwieglerisch.

Corrie legte den Kopf in die behandschuhten Hände; dieser Alptraum machte sie ganz schwindlig. Sie platzte fast vor Angst und Schrecken. Warum hatte sie das getan? *Wieso?*

Sie hörte eine Stimme, sie sprach laut und deutlich im harschen Ton von Kermode. »Corrie Swanson?«

Die Frage hallte fürchterlich in dem höhlenartigen Raum.

»Corrie Swanson, wir wissen, dass

Sie hier sind. Wir *wissen* es. Sie stecken in großen Schwierigkeiten. Es wäre das Klügste, da herauszukommen und sich sofort zu zeigen. Wenn Sie die Polizisten hier dazu zwingen, Sie zu suchen, wäre das höchst unklug. Begreifen Sie?«

Corrie erstickte fast vor Angst.

Wieder Geräusche: Mehr Leute kamen in die Halle. Sie saß in der Falle.

»Also gut«, hörte sie die betrühte Stimme des Polizeichefs. »Sie, Joe, fangen im hinteren Teil an. Fred, Sie bleiben an der Tür. Sterling, Sie suchen zwischen den Pistenraupen und

Motorschlitten dort.«

Corrie konnte sich immer noch nicht bewegen. Das Spiel war aus. Sie sollte sich zeigen. Aber irgendeine verrückte, verzweifelte Hoffnung bewirkte, dass sie sich weiter versteckt hielt.

Wie ein Kind, das sich unter der Bettdecke versteckt, barg sie den Kopf noch tiefer in den Handschuhen und wartete. Sie hörte das Trappeln von Schritten, das Kratzen und Scheppern. Gerätschaften wurden gerückt, das Zischen und Knistern von Funkgeräten. Ein paar Minuten vergingen. Und dann,

fast direkt über ihrem Kopf, hörte sie:
»Hier ist sie!« Und dann, an sie
gerichtet: »Hier spricht die Polizei.
Stehen Sie langsam auf und heben Sie
die Hände.«

Sie konnte sich einfach nicht
bewegen.

»Stehen Sie langsam auf, Hände in
Sicht. *Sofort.*«

Mühsam hob sie den Kopf und
erblickte einen Cop, der nur ein, zwei
Meter entfernt stand, den Dienstrevolver
gezogen und auf sie gerichtet. Zwei
weitere Cops trafen ein.

Corrie erhob sich steif und streckte die Arme aus. Die Polizisten kamen herüber, packten sie am Handgelenk, wirbelten sie herum, legten ihr die Arme auf den Rücken und legten ihr Handschellen an.

»Sie haben das Recht, die Aussage zu verweigern«, hörte sie einen wie aus großer Entfernung sagen. »Alles, was Sie vorbringen, kann vor Gericht gegen Sie verwendet werden ...«

Corrie fasste es nicht, dass ihr das hier passierte.

»... Sie haben das Recht, einen

Anwalt hinzuzuziehen. Der Anwalt darf während der Vernehmung anwesend sein. Wenn Sie mittellos sind, wird Ihnen kostenlos ein Pflichtverteidiger zur Verfügung gestellt. Haben Sie verstanden?«

Sie brachte kein Wort heraus.

»Haben Sie verstanden? Bitte sagen Sie etwas oder nicken Sie.«

Corrie nickte.

Laut sagte der Polizist: »Ich stelle fest, dass die Festgenommene ihre Rechte zur Kenntnis genommen hat.«

Während er sie am Arm festhielt,

fürhte der Polizist sie zwischen den Gerätschaften hindurch ins Freie. Sie blinzelte im hellen Licht. Ein anderer Polizist hatte den Reißverschluss ihres Rucksacks aufgezogen und durchsuchte ihn. Kurz darauf zog er die beiden ZipLock-Beutel mit den Knochen heraus.

Polizeichef Morris schaute ihm dabei zu, wobei er über alle Maßen unglücklich wirkte. Neben ihm und umringt von mehreren Wachleuten der Heights stand Mrs. Kermode in engem, zebragestreiftem Winter-Outfit mit Pelzbesatz – und mit einem

Gesichtsausdruck triumphierender Boshaftigkeit.

»Also wirklich«, sagte sie und stieß Atemwölkchen aus wie ein Drache.

»Das Mädchen hier studiert Kriminalistik und ist in Wahrheit eine Kriminelle. Das war mir sofort klar, als ich Ihnen begegnet bin. Ich wusste, dass Sie so etwas versuchen würden – und da sind Sie nun, so präzise tickend wie ein Uhrwerk. Unbefugtes Betreten, Vandalismus, Diebstahl, Widerstand gegen die Staatsgewalt.« Sie nahm dem Polizisten einen ZipLock-Beutel ab und

hielt ihn Corrie unter die Nase. »Und *Grabraub*.«

»Das reicht«, sagte der Polizeichef an Kermode gewandt. »Bitte geben Sie dem Beamten das Beweismittel zurück. Wir wollen jetzt gehen.« Er fasste Corrie sanft am Arm. »Und Sie, junge Dame, ich fürchte, Sie sind verhaftet.«

9

Fünf Tage später saß Corrie immer noch in einer Zelle im Stadtgefängnis von Roaring Fork. Die Kautions war auf 50000 Dollar festgesetzt worden, die sie nicht besaß – nicht einmal die 5000 Dollar Sicherheitsleistung –, und der Kautionsagent am Ort hatte sich geweigert, sie als Mandantin zu

vertreten, weil sie aus einem anderen Bundesstaat kam und keine gesicherten Vermögenswerte hatte und auch keine Verwandten, die für sie bürgen konnten. Sie schämte sich zu sehr, ihren Vater anzurufen, außerdem hätte er ohnehin kein Geld gehabt. Es gab niemand anderen in ihrem Leben – außer Pendergast. Und selbst wenn sie ihn erreichen könnte, würde sie eher sterben, als noch mehr Geld von ihm anzunehmen, besonders Kautionsgeld.

Aber trotzdem. Sie musste ihm einen Brief schreiben. Allerdings hatte sie

keine Ahnung, wo er sich aufhielt und was er gerade trieb. Seit fast einem Jahr hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Aber er, oder jemand, der in seinem Auftrag handelte, zahlte weiter ihre Studiengebühren. Und am Tag nach ihrer Verhaftung, als die Geschichte auf der Titelseite der *Roaring Fork Times* prangte, wurde ihr klar, dass sie Pendergast schreiben musste. Wenn sie das nämlich nicht tat und er von dritter Seite von ihrer Verhaftung erfuhr, die Überschriften las ... Sie schuldete es ihm, es ihm als Ersten zu erzählen.

Also hatte sie ihm einen Brief an seine Dakota-Adresse geschrieben, c/o Proctor. Ungeschönt erzählte sie ihm darin die ganze Geschichte. Nur eins ließ sie aus: die Sache mit der Kautions. Das alles niederzuschreiben hatte ihr richtig deutlich gemacht, welch hirnloses, übermäßig selbstbewusstes und selbstzerstörerisches Ding sie da gedreht hatte. Sie schloss den Brief, indem sie Pendergast mitteilte, dass er sich nicht mehr verpflichtet fühlen solle und dass keine Antwort erwartet oder gewünscht sei. Er solle sich nicht mehr

um sie kümmern. Von nun an werde sie selbst auf sich aufpassen. Außer dass sie eines Tages, sobald sie das konnte, ihm sämtliche Studiengebühren, die er verschwendet hatte, als er sie aufs John Jay schickte, zurückzahlen werde.

Noch nie war ihr etwas schwerer gefallen, als diesen Brief zu schreiben. Pendergast hatte ihr das Leben gerettet, hatte sie aus Medicine Creek, Kansas, herausgeholt, sie von ihrer gewalttätigen Trinker-Mutter befreit, hatte ihr die Internatsgebühren bezahlt – und dann ihre Ausbildung am John Jay finanziert.

Und ... für was?

Aber das war jetzt alles vorbei.

Der Umstand, dass das Gefängnis vergleichsweise komfortabel war, bereitete ihr ein nur noch schlechteres Gewissen. Die Zellen verfügten über große, sonnige Fenster mit Blick auf die Berge, Teppichboden und hübsches Mobiliar. Von acht Uhr morgens bis abends halb elf durfte sie die Zelle verlassen. Während des Ausgangs durften sich die Untersuchungshäftlinge im Tagesraum aufhalten und lesen, fernsehen und sich mit den anderen

Insassen unterhalten. Es gab sogar einen angrenzenden Fitnessraum mit einem Crosstrainer, Gewichten und einem Laufband.

Jetzt saß Corrie im Tagesraum und stierte auf den schwarzweiß karierten Teppichboden. Und tat nichts. In den vergangenen fünf Tagen war sie so niedergeschlagen gewesen, dass sie zu gar nichts mehr imstande war – weder lesen noch essen noch schlafen. Sie saß einfach nur da, den ganzen Tag, jeden Tag, starrte in die Luft und verbrachte anschließend jede Nacht in der Zelle,

auf dem Rücken auf der Pritsche liegend und ins Dunkel schauend.

»Corrine Swanson?«

Sie riss sich aus ihren Gedanken und blickte auf. Im Türrahmen stand ein Vollzugsbeamter mit einem Klemmbrett in der Hand.

»Hier.«

»Ihr Anwalt ist zu Ihrem Termin eingetroffen.«

Das hatte sie ganz vergessen. Sie erhob sich schwerfällig und folgte dem Beamten in ein separates Zimmer. Sie hatte das Gefühl, als sei die Luft dick

und körnig. Ständig trännten ihr die Augen, aber sie weinte im Grunde nicht; es kam ihr eher vor wie eine bloße körperliche Reaktion.

Sie betrat einen kleinen Konferenzraum, in dem der Pflichtverteidiger am Tisch sitzend wartete, er hatte die Aktentasche aufgeklappt, mehrere braune Aktenmappen lagen auf sehr penible Weise fächerförmig vor ihm ausgebreitet. Er hieß George Smith, und sie waren schon einige Male zusammengetroffen. Er war mittleren

Alters, schwächlich, hatte schütteres sandfarbenes Haar und trug ständig eine verzagte Miene zur Schau. Er war recht nett und meinte es gut mit ihr, aber er war kein Perry Mason.

»Guten Tag, Corrie.«

Wortlos nahm sie auf einem der Stühle Platz.

»Ich hatte mehrere Gespräche mit dem Bezirksstaatsanwalt«, begann Smith, »und, na ja, habe einige Fortschritte hinsichtlich einer Einigung erzielt.«

Corrie nickte apathisch.

»Also, das ist der Stand der Dinge: Sie bekennen sich schuldig, was den Einbruch, das unbefugte Betreten und die Entweihung eines menschlichen Leichnams betrifft, dann lässt die Gegenseite den Anklagepunkt geringfügiger Diebstahl fallen. Dann kriegen Sie zehn Jahre, höchstens.«

»Zehn Jahre?«

»Ich weiß. Ich hatte auf weniger gehofft. Aber gewisse Leute machen reichlich Druck, dass man Sie mit Anklagepunkten zuschüttet. Ich verstehe das zwar nicht ganz, aber es hat

möglicherweise etwas mit der großen öffentlichen Aufmerksamkeit zu tun, die der Fall ausgelöst hat, und dem immer noch bestehenden Streit wegen des Friedhofs. Es soll ein Exempel an Ihnen statuiert werden.«

»Zehn *Jahre*?«, wiederholte Corrie.

»Bei guter Führung könnten Sie nach acht draußen sein.«

»Und wenn wir vor Gericht ziehen?«

Die Miene des Anwalts verdüsterte sich. »Völlig sinnlos. Die Beweise sind überwältigend. Es liegen hier mehrere schwere Straftaten vor, vom Einbruch

bis hin zur Entweihung eines menschlichen Leichnams. Letzteres Vergehen allein kann mit einer Haftstrafe von bis zu dreißig Jahren geahndet werden.«

»Sie machen Witze – dreißig Jahre?«

»Die Gesetzesbestimmungen in Colorado sind besonders unerfreulich, weil es hier eine lange Vorgeschichte von Grabräuberei gibt.« Er hielt inne.

»Schauen Sie, wenn Sie sich ›nicht schuldig‹ bekennen, ist der Staatsanwalt genervt und könnte durchaus die Höchststrafe fordern. Er hat das mir

gegenüber bereits angedroht.«

Corrie starrte auf den zerkratzten Tisch.

»Sie müssen sich schuldig bekennen, Corrie. Es ist Ihre einzige Chance.«

»Aber ... ich glaub's einfach nicht. Zehn Jahre für das, was ich getan habe? Das ist mehr, als mancher Mörder kriegt.«

Langes Schweigen. »Ich kann mich ja immer noch an den Staatsanwalt wenden. Das Problem ist nur, Sie sind auf frischer Tat ertappt worden. Sie haben nichts in der Hand, womit Sie mit

der Gegenseite einen Deal vereinbaren können.«

»Aber ich habe doch gar keinen menschlichen Leichnam entweiht.«

»Na ja, so wie das im Gesetzesparagraph formuliert ist, haben Sie das. Sie haben den Sarg geöffnet, haben die Knochen angefasst, haben sie fotografiert, und Sie haben zwei davon eingesteckt. So wird die Staatsanwaltschaft argumentieren, und ich hätte Mühe, das zu kontern. Es lohnt nicht das Risiko. Man wird die Geschworenen aus dem gesamten Bezirk

zusammenziehen, nicht nur aus Roaring Fork, und es gibt da draußen viele konservative Rancher und Farmer, fromme Leute, die dem, was Sie getan haben, wenig abgewinnen können.«

»Aber ich hab doch nur versucht zu beweisen, dass die Spuren auf den Knochen ...« Sie brachte den Satz nicht zu Ende.

Der Anwalt breitete seine schmalen Hände aus, ein gequälter Ausdruck trat in das schmale Gesicht. »Mehr kann ich nicht tun.«

»Wie lange darf ich darüber

nachdenken?«

»Nicht lange. Die können das Angebot jederzeit zurückziehen. Wenn Sie sich jetzt sofort entscheiden, wäre das am besten.«

»Ich *muss* aber darüber nachdenken.«

»Sie haben ja meine Nummer.«

Corrie erhob sich, schüttelte seine schlaffe, schwitzige Hand und verließ den Raum. Der Wachmann, der draußen vor der Tür gewartet hatte, führte sie zurück in den Tagesraum. Sie setzte sich, starrte auf den schwarz-weißen Teppichboden und dachte darüber nach,

wie ihr Leben wohl in zehn Jahren
aussehen würde, nachdem sie wieder
draußen wäre. Wieder stiegen ihr die
Tränen in die Augen, und sie wischte sie
wütend ab, aber vergebens.

10

In jeder Hand eine von Polizeichef Stanley Morris schweren Aktentaschen, traf Jenny im Rathaus von Roaring Fork ein. Der Chief trug bei jeder Versammlung, an der er teilnahm, stets zwei prallgefüllte Aktenkoffer bei sich, damit er darauf vorbereitet war, jede an ihn gerichtete Frage beantworten zu

können. Jenny hatte versucht, ihn zu einem Tablet-Computer zu überreden, aber er war ein eingefleischter Anhänger der analogen Kultur und weigerte sich sogar, den Desktop-Computer in seinem Büro zu benutzen.

Jenny gefiel das ganz gut, auch wenn es die Unannehmlichkeit mit sich brachte, zwei Aktentaschen zu schleppen. Bislang hatte sich der Chief als angenehmer Vorgesetzter erwiesen, der nur selten Forderungen stellte und stets freundlich war. In den beiden Wochen, die sie inzwischen als

Praktikantin in der Polizeiwache arbeitete, hatte sie ihn als nervös und besorgt erlebt, aber niemals wütend. Jetzt ging er neben ihr und plauderte mit ihr über städtische Angelegenheiten, als sie den Versammlungsraum betraten. Große Bürgerversammlungen wurden manchmal im Opera House abgehalten, aber von dieser – am 13. Dezember, weniger als zwei Wochen vor Weihnachten – erwartete man nicht, dass sie gut besucht sein würde.

Unmittelbar hinter dem Polizeichef nahm sie Platz, in dem für die

Amtsträger reservierten Bereich. Sie waren früh dran – der Chief war immer früh dran –, und sie beobachtete, wie der Bürgermeister den Saal betrat, gefolgt von den Angehörigen des Planungsausschusses, dem städtischen Staatsanwalt sowie weiteren Beamten, die sie nicht mit Namen kannte. Dicht dahinter kam eine Abordnung der Heights, angeführt von Mrs. Kermode, deren blonde Haare perfekt frisiert waren. Dichtauf folgten ihr Schwager Henry Montebello und mehrere anonym wirkende Männer in Anzügen.

Der Hauptpunkt auf der Tagesordnung, die routinemäßig in der Zeitung veröffentlicht wurde, betraf einen Vorschlag der Heights hinsichtlich der Frage, wo die sterblichen Überreste des Boot-Hill-Friedhofs neu bestattet werden sollten. Während die Versammlung mit dem üblichen Eid auf die Verfassung und dem Vorlesen der Tagesordnungspunkte eröffnet wurde, schweiften Jennys Gedanken zu der Frau, die sie kennengelernt hatte – Corrie –, und dem, was ihr widerfahren war. Es hatte sie irgendwie ausflippen

lassen. Diese Corrie hatte einen so netten, professionellen Eindruck gemacht – und dann dabei ertappt zu werden, wie sie in ein Lagerhaus einbrach, einen Sarg entweihete und Gebeine stahl. Man wusste eben nie, wozu manche Menschen imstande waren. Und dann studierte sie auch noch am John Jay. So etwas war noch nie in den Heights passiert, und die Nachbarn waren deswegen noch immer in Rage. Auch ihre Eltern redeten beim Frühstück über nichts anderes mehr, selbst jetzt noch, zehn Tage nach dem Vorfall.

Während sich der Auftakt zur eigentlichen Versammlung fortsetzte, sah Jenny zu ihrem Erstaunen, wie viele Leute im Bereich für die Öffentlichkeit Platz nahmen. Die Sitzplätze waren bereits alle besetzt, jetzt füllten sich die Stehplätze im hinteren Bereich.

Vielleicht endete die Friedhofsangelegenheit ja erneut in einer heftigen Kontroverse. Sie hoffte, die Versammlung würde deshalb nicht die Zeit überziehen – sie hatte später am Abend noch eine Verabredung zum Essen.

Der erste Punkt auf der Tagesordnung wurde aufgerufen. Der Anwalt der Heights erhob sich und hielt seinen Vortrag in nasalem Tonfall. The Heights, sagte er, schlugen vor, die umgebetteten sterblichen Überreste auf einem Feld zu bestatten, das man zu ebenjenem Zweck an einem Hanggrundstück ungefähr acht Kilometer weiter unten an der Bundesstraße 82 erworben habe. Das überraschte Jenny; sie war immer davon ausgegangen, die Knochen würden innerhalb der Stadtgrenze wiederbestattet werden. Jetzt begriff sie,

warum so viele Leute zur Versammlung gekommen waren.

Der Anwalt faselte irgendwelches juristisches Kauderwelsch – darüber, das alles sei völlig legal, vernünftig, korrekt, die beste Lösung und ja, alternativlos aus verschiedenen Gründen, die sie nicht verstand. Während er weiterredete, hörte Jenny, dass sich Unmut unter den Leuten breitmachte. Aus dem Bereich für die Öffentlichkeit drang Gemurmel, hin und wieder wurde sogar gezischt. Sie blickte in die Richtung des Lärms. Der Antrag

des Anwalts wurde nicht unbedingt mit Wohlwollen aufgenommen.

Gerade als sie ihre Aufmerksamkeit wieder dem Podium zuwenden wollte, fiel ihr ein auffälliger Mann in schwarzem Anzug auf, der ganz hinten im Bereich für die Öffentlichkeit aufgetaucht war. Er verströmte eine Aura, die sie innehalten ließ. Lag es an seinen wie gemeißelt wirkenden alabasterfarbenen Gesichtszügen? Oder an seinem Haar, so blond, dass es fast weiß war? Oder an seinen Augen von einem solch blassen Blau, dass er, selbst

quer durch den Raum, fast wie ein Außerirdischer wirkte? War er ein Promi? Wenn nicht, fand Jenny, sollte er einer sein.

Inzwischen war ein Landschaftsarchitekt aufgestanden und gab seine Präsentation samt Diashow; die Bilder auf der tragbaren Leinwand zeigten einen Plan der vorgeschlagenen Begräbnisstätte, gefolgt von dreidimensionalen Ansichten des zukünftigen Friedhofs, mit Natursteinmauern, einem idyllischen gusseisernen Torbogen, der auf das

Gelände führte, kopfsteingepflasterten Wegen zwischen den Gräbern. Als Nächstes wurden Dias des eigentlichen Bauplatzes gezeigt: eine Wiese, auf halber Höhe an einem Berg gelegen. Zweifellos ein wunderschöner Ort – aber eben nicht in Roaring Fork.

Während der Landschaftsarchitekt redete, schwoll das Gemurmel der Missbilligung an, und die kaum unterdrückte Unruhe unter der versammelten Zuhörerschaft nahm zu. Jenny erkannte einen Reporter der *Roaring Fork Times*, er saß in der

ersten Reihe des Bereichs für die Öffentlichkeit. Der Ausdruck der Vorfreude auf seinem Gesicht verriet, dass er mit einem Eklat rechnete.

Und jetzt endlich erhob sich Mrs. Betty Brown Kermode und meldete sich zu Wort. Daraufhin herrschte Stille im Saal. Sie spielte eine dominierende Rolle in der Stadt – selbst Jennys Vater war offenbar eingeschüchtert –, so dass sie alle, die sich versammelt hatten, um ihrer Meinung Gehör zu verschaffen, vorübergehend zum Schweigen brachte.

Als Erstes kam Kermode auf den

außerordentlich bedauerlichen Einbruch von vor zehn Tagen zu sprechen, die schockierende Schändung eines Leichnams und darauf, dass dies die Notwendigkeit beweise, die sterblichen Überreste möglichst bald umzubetten. Dabei erwähnte sie ganz beiläufig die schwere Straftat – eine so schwere Straftat, dass die Täterin einem außergerichtlichen Vergleich zugestimmt habe, der zu einer zehnjährigen Haft führen werde.

The Heights, so Mrs. Kermode weiter, hätten sich der sterblichen

Überreste mit äußerster Sorgfalt angenommen, da man sich dort zutiefst der heiligen Pflicht bewusst sei, sicherzustellen, dass die rauen Bergarbeiter, diese Pioniere von Roaring Fork, eine Begräbnisstätte erhielten, die ihrem Aufopferungswillen, ihrem unbeugsamen Geist und ihrem Beitrag für die Öffnung des amerikanischen Westens angemessen sei. Man habe, sagte Kermode, die ideale letzte Ruhestätte gefunden: an den Hängen des Catamount, mit einem herzerreißenden Blick auf das Gebirge.

Rings um den Friedhof habe man über vierzig Hektar Freifläche erworben, die für immer unbebaut bleiben würden. Und ebendies verdienten diese Colorado-Pioniere, nicht eingezwängt zu werden in irgendwelche Stadtgrundstücke, umgeben vom hektischen Treiben des Handels, des Verkehrs, des Shoppings und des Sports.

Es war eine wirkungsvolle Präsentation. Selbst Jenny konnte sich ihr anschließen. Die Unmutsäußerungen waren verstummt, als Mrs. Kermode an ihren Platz zurückkehrte.

Als Nächstes stand Henry Montebello auf, der in die Familie Kermode eingeheiratet hatte und daher in der Stadt auf Anhieb zu Macht und Ansehen gelangt war. Er war ein älterer Herr, hager, reserviert und wettergegerbt. Jenny fand ihn unsympathisch, ja sogar furchteinflößend. Er sprach mit einem lakonischen Mittelwesten-Akzent, der bewirkte, dass jede seiner Bemerkungen zynisch klang. Er war der leitende Architekt der Heights gewesen, damals, als er, anders als Kermode, nicht

innerhalb der Wohnanlage lebte, sondern seine Privaträume und sein Büro in einer großen Villa auf der anderen Seite der Stadt hatte.

Er räusperte sich. Bei der Entwicklung der Heights habe man weder Kosten noch Mühen gescheut, sagte er an die Versammelten gewandt – und nicht nur das, sondern auch sichergestellt, dass das neu erschlossene Wohngebiet nicht nur dem Geist und der Ästhetik von Roaring Fork verpflichtet sei, sondern auch der örtlichen Ökologie und Umwelt. Er könne dies sagen, fuhr

Montebello fort, da er persönlich die Vorbereitung der Grundstücke, das Design der Villen und des Clubhauses sowie die Anlage des Wohngebiets überwacht habe. Er werde, sagte er, die Errichtung des neuen Friedhofs mit der gleichen eingehenden, zupackenden Aufmerksamkeit angehen, wie er sie den Heights habe zukommen lassen. Damit schien er andeuten zu wollen, die vor langer Zeit Verstorbenen von Boot Hill müssten dankbar sein, dass er sich persönlich um ihre Belange kümmerte. Montebello sprach leise und würdevoll

und mit aristokratischer Gravitas – und doch lag in seinen Worten ein stählerner Unterton, subtil, aber unüberhörbar, der jeden herauszufordern schien, der auch nur eine Silbe des Gesagten in Frage stellte. Das tat keiner, und er nahm wieder Platz.

Und nun erhob sich der Bürgermeister, dankte Mrs. Kermode und Mr. Montebello und bat um Fragen. Mehrere Hände gingen in die Höhe. Der Bürgermeister wies auf eine Frau. Doch als sie zu reden anhub, hielt der Mann im schwarzen Anzug – der sich

irgendwie nach vorn gedrängt hatte –
schweigengebietend die Hand hoch.

»Sie sind nicht dran, Sir«, sagte der
Bürgermeister streng und schlug mit dem
Hämmerchen auf den Tisch.

»Das wird man sehen«, lautete die
Antwort. Seine Stimme klang
seidenweich, ein ungewöhnlicher
Südstaatenakzent, den Jenny nicht
einordnen konnte, aber etwas daran ließ
den Bürgermeister gerade lang genug
innehalten, dass der Mann fortfahren
konnte.

»Mrs. Kermode«, sagte er und

wandte sich in ihre Richtung, »wie Sie sehr wohl wissen, ist zur Exhumierung menschlicher Überreste die Genehmigung eines berechtigten Nachfahren erforderlich. Im Falle von historischen Bestattungen schreiben die Gesetze Colorados als auch die des Bundes vor, dass man sich nach ›bestem Wissen und Gewissen zu bemühen‹ habe, solche Nachfahren ausfindig zu machen, bevor die sterblichen Überreste exhumiert werden dürfen. Ich nehme an, dass die Heights derartige Bemühungen unternommen haben.«

Der Bürgermeister schlug mit seinem Hämmerchen auf den Tisch. »Ich wiederhole, Sie sind nicht dran, Sir!«

»Ich möchte die Frage gerne beantworten«, sagte Mrs. Kermode in sanftem Tonfall. »Wir haben in der Tat eine gewissenhafte Suche nach den Nachkommen durchgeführt. Es konnten keine gefunden werden. Die Bergleute waren überwiegend Wanderarbeiter ohne Familie, die vor hundertfünfzig Jahren starben und keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben. Das alles steht in den amtlichen Dokumenten.«

»Bestens«, sagte der Bürgermeister.

»Vielen Dank, Sir, für Ihre Meinung.

Wir haben viele weitere

Wortmeldungen. Mr. Jackson?«

Aber der Mann redete einfach weiter.

»Das ist seltsam. Denn nach nur einer

Viertelstunde gemächlichen, ähm,

Surfens im Internet konnte ich einen

direkten Nachkommen eines dieser

Bergarbeiter ausfindig machen.«

Stille, und dann sagte der

Bürgermeister. »Wer sind Sie, Sir?«

»Darauf komme ich gleich.« Der

Mann hielt ein Blatt Papier in die Höhe.

»Ich habe hier einen Brief von Captain Stacey Bowdree, einer Angehörigen der Luftstreitkräfte der Vereinigten Staaten, die gerade aus einem Einsatz in Afghanistan zurückgekehrt ist. Als Captain Bowdree davon erfuhr, dass Sie hier ihren Urgroßvater Emmett Bowdree ausgegraben, seine sterblichen Überreste entsorgt und in einem schmutzigen Geräteschuppen an einem Skihang eingelagert haben, war sie über alle Maßen verärgert. Mehr noch: Sie hat vor, Anzeige zu erstatten.«

Das wurde mit Schweigen quittiert.

Noch einmal hielt der Mann ein Blatt Papier in die Höhe. »Das Landesgesetz von Colorado ist in der Frage der Entweihung von Friedhöfen und sterblichen Überresten sehr streng. Gestatten Sie mir, aus Abschnitt siebenundneunzig des Strafgesetzbuches des Bundesstaats Colorado vorzulesen: *Entweihung eines Friedhofs*.« Er begann, daraus zu zitieren: »(2) (a) Jede Person, die wissentlich und absichtlich, außer vorbehaltlich anderen Bestimmungen des Gesetzes, ohne Erlaubnis eines berechtigten

Nachkommen, einen Leichnam oder die sterblichen Überreste eines Menschen ausgräbt oder durch Wort oder Tat dieses herbeiführt, macht sich einer schweren Straftat der Kategorie A schuldig und ist nach dem Ermessen des Gerichts mit einer Haftstraße von nicht mehr als dreißig (30) Jahren, einer Geldstrafe von nicht mehr als fünfzigtausend (50000,00 Dollar) oder beidem zu belegen.«

Jetzt stand der Bürgermeister wutentbrannt auf und schlug mehrfach mit seinem Hämmerchen auf den Tisch.

»Wir sind hier nicht vor Gericht!« *Peng!*

»Ich werde nicht zulassen, dass diese Versammlung von Ihnen vereinnahmt wird. Wenn Sie, Sir, juristische Fragen haben, dann wenden Sie sich damit an den städtischen Staatsanwalt, anstatt in einer öffentlichen Versammlung unsere Zeit zu verschwenden!«

Aber der Mann im schwarzen Anzug ließ sich nicht den Mund verbieten.

»Herr Bürgermeister, darf ich Sie auf folgende Formulierung hinweisen? *Oder durch Wort oder Tat dieses herbeiführt.* Das scheint mir ganz besonders auf *Sie*,

wie auch auf Mrs. Kermode und den
Polizeichef zuzutreffen. Sie alle drei
sind in *Wort oder Tat* für die
ungesetzliche Exhumierung von Emmett
Bowdree verantwortlich – oder irre
ich?«

»Genug! Wachleute, schaffen Sie den
Mann aus dem Saal!«

Noch während sich zwei der
Polizisten zu ihm vorarbeiteten, meldete
er sich erneut zu Wort. Sein Ton klang
scharf wie eine Rasierklinge. »Und
stehen Sie jetzt nicht im Begriff,
jemanden wegen der Verletzung genau

dieses Gesetzes, dass Sie selbst bereits eindeutig übertreten haben, zu einer zehnjährigen Haftstrafe zu verurteilen?«

Jetzt gerieten die Bürger in Rage, sowohl die Befürworter als auch die Gegner. Man hörte Gemurmel und ein paar verstreute Rufe. »Stimmt das?« Und: »Geht's noch?«, auch: »Raus mit ihm!« und »Wer zum Teufel ist der Kerl?«

Die beiden Polizisten, die sich durch die stehende Menschenmenge drängelten, trafen bei dem Mann ein. Einer fasste ihn am Arm.

»Machen Sie keine Schwierigkeiten, Sir.«

Er schüttelte den Polizisten ab. »Ich würde Ihnen raten, mich nicht anzufassen.«

»Nehmen Sie ihn wegen Ruhestörung fest«, rief der Bürgermeister.

»Lassen Sie ihn ausreden!«, schrie irgendjemand.

»Sir«, hörte Jenny den Polizisten sagen, »wenn Sie nicht kooperieren, dann müssen wir Sie festnehmen.«

Die Antwort des Mannes ging im allgemeinen Trubel unter. Der

Bürgermeister schlug mit seinem Hämmerchen mehrmals auf den Tisch und rief die Anwesenden zur Ordnung.

»Sie sind festgenommen«, sagte der Polizist. »Legen Sie die Hände auf den Rücken.«

Statt der Anordnung Folge zu leisten, zückte der Mann, wie Jenny sah, in einer geschmeidigen Bewegung seine Brieftasche und ließ sie aufklappen. Kurz blitzte etwas Goldfarbenes auf, worauf die beiden Beamten erstarrten.

Der Trubel legte sich.

»In Beantwortung Ihrer früheren

Frage«, sagte der Mann mit seiner honigweichen Südstaatenstimme zum Bürgermeister, »ich bin Special Agent Pendergast vom Federal Bureau of Investigation.«

Plötzlich herrschte Totenstille im Saal. Noch nie hatte Jenny einen Ausdruck gesehen, wie er sich jetzt auf Mrs. Kermodes Gesicht zeigte: Schrecken und Wut. Henry Montebellos Miene verriet gar nichts. Chief Morris seinerseits wirkte wie gelähmt. Nein, gelähmt war nicht ganz das richtige Wort – er sah aus wie verwelkt. Wie am

Boden zerstört. Als wollte er mit seinem Stuhl verschmelzen und vom Erdboden verschwinden. Der Bürgermeister sah einfach nur fertig aus.

»Bei Emmett Bowdree«, fuhr der Mann namens Pendergast fort, »handelt es sich lediglich um einen von hundertdreißig Toten, bei denen Sie vier – Mrs. Kermode, der Bürgermeister, Mr. Montebello, der Polizeichef, der die eigentliche Anordnung unterzeichnet hat – sich nach den Gesetzen des Bundesstaats Colorado der Entweihung strafbar

gemacht haben. Die strafrechtlichen und die zivilrechtlichen Konsequenzen sind immens.«

Mrs. Kermode erholte sich als Erste.
»Operiert das FBI auf diese Weise? Sie kommen hier rein, stören unsere öffentliche Versammlung und stoßen Drohungen aus. Sind Sie überhaupt ein echter Agent? Kommen Sie da runter und weisen Sie sich auf korrekte Art und Weise gegenüber dem Bürgermeister aus!«

»Gerne.« Der blasse Mann schritt durch die Pforte, die den Bereich für die

Öffentlichkeit von dem der Amtsträger trennte, und schlenderte mit einer Art unverschämter Lässigkeit den Gang hinunter. Er trat vor den Bürgermeister und legte seinen Ausweis aufs Podium. Als der Bürgermeister ihn sich anschaute, spiegelte sich in seiner Miene zunehmende Bestürzung.

Mit einer jähen, geschmeidigen Bewegung zog Agent Pendergast das Mikrofon des Bürgermeisters aus der Halterung. Erst jetzt erkannte Jenny, dass die Aufforderung an ihn, nach vorn zu kommen, wahrscheinlich keine

besonders gute Idee gewesen war. Der Reporter der *Roaring Fork Times* kritzelte nämlich mit einer Miene reiner Schadenfreude wie verrückt irgendwas in sein Notizheft.

Jetzt redete der Bürgermeister. Da ihm sein Mikrofon nicht mehr zur Verfügung stand, sprach er lauter. »Agent Pendergast, sind Sie in offiziellem Auftrag hier?«

»Noch nicht«, lautete die Antwort.

»Dann beantrage ich, dass wir die Sitzung unterbrechen, damit unsere Anwälte, die Anwälte der Heights und

Sie die Angelegenheit unter vier Augen besprechen können.« Ein Schlag mit dem Hämmerchen besiegelte seine Ankündigung.

Agent Pendergasts schwarzgewandeter Arm zuckte vor, nahm das Hämmerchen und legte es außerhalb der Reichweite des Bürgermeisters auf den Tisch. »Genug des unzivilisierten Gehämmers.«

Das brachte ihm einen Lacher aus dem Bereich für die Öffentlichkeit ein.

»Ich bin noch nicht fertig.«

Pendergasts Stimme, jetzt verstärkt

durch die Lautsprecheranlage, füllte den Saal. »Captain Bowdree schrieb mir: Da die sterblichen Überreste ihres Urgroßvaters derart unsanft umgebettet wurden und nichts den Affront gegen sein Andenken wiedergutmachen kann, sollen sie zumindest auf die Todesursache hin untersucht werden, natürlich aus Gründen der historischen Forschung. Daher hat sie einer gewissen Mrs. Corrine Swanson die Genehmigung erteilt, die sterblichen Überreste zu untersuchen, ehe sie wieder beigesetzt werden. Übrigens an ihrer

ursprünglichen Ruhestätte.«

»Wie bitte?« Kermode erhob sich wütend. »Hat dieses Mädel Sie geschickt? Steckt *sie* dahinter?«

»Sie hat keine Ahnung, dass ich hier bin«, sagte der Agent in sanftem Tonfall.

»Jedoch scheint mir, dass der schwerwiegendste Punkt der Anklage gegen sie jetzt ohne Belang ist – vielmehr fällt dieser auf Sie vier zurück. Sie sind es, die dreißig Jahre Haft gewärtigen müssen – nicht in einem Fall, sondern in hundertdreißig Fällen.« Er hielt inne. »Stellen Sie sich vor, Sie

müssten Ihre Strafe hintereinander absitzen.«

»Diese Anschuldigungen sind eine Unverschämtheit!«, rief der Bürgermeister. »Die Sitzung ist vertagt. Ich fordere die Wachleute auf, den Saal unverzüglich zu räumen.«

Chaos folgte. Aber Pendergast tat nichts, um das zu verhindern, und schließlich war der Saal geräumt, so dass er allein war mit den Stadtvätern, den Anwälten der Heights, Kermode, Montebello, Polizeichef Morris und ein paar weiteren Amtsträgern. Jenny

wartete auf ihrem Stuhl neben dem Chief und hielt den Atem an. Was würde jetzt geschehen? Zum ersten Mal wirkte Kermode geschlagen – ausgezehrt, ihr platinblondes Haar in Unordnung. Der Polizeichef war in Schweiß gebadet, der Bürgermeister blass.

»Sieht so aus, als würde morgen in der *Roaring Fork Times* eine ziemlich große Geschichte erscheinen«, sagte Pendergast.

Der Gedanke verschlug allen fast den Atem. Der Bürgermeister wischte sich die Stirn.

»Zusätzlich zu dieser Geschichte«, sagte Pendergast, »würde ich gern noch eine andere in dem Blatt sehen.«

Ein langes Schweigen folgte.

Montebello ergriff als Erster das Wort.

»Und die wäre?«

»Die Geschichte, dass Sie«, Agent Pendergast wandte sich an Chief Morris, »alle Anklagepunkte gegen Corrine Swanson fallengelassen und sie aus der Untersuchungshaft entlassen haben.«

Er ließ das sacken.

»Wie gesagt, der schwerwiegendste Anklagepunkt ist jetzt gegenstandslos.

Miss Swanson hat die Genehmigung, die sterblichen Überreste von Emmett Bowdree zu untersuchen. Die anderen Anklagepunkte – unbefugtes Betreten und Einbruchdiebstahl – sind nicht so gravierend und können vergleichsweise einfach fallengelassen werden. Tatsächlich kann alles auf ein bedauerliches Missverständnis zwischen Chief Morris hier und Miss Swanson zurückgeführt werden.«

»Das ist Erpressung«, sagte Kermode.

Pendergast drehte sich zu ihr um. »Ich

könnte darauf hinweisen, dass es doch kein Missverständnis war. Meines Wissens hat Chief Morris durchblicken lassen, dass Miss Swanson offiziell Zugang zu den sterblichen Überresten erhalten hat. Anschließend hat er seine Zusage zurückgezogen, und zwar aufgrund Ihrer groben Einmischung. Das war unfair. Ich korrigiere nur ein Unrecht.«

Eine Pause entstand, in der die anderen seine Sätze verdauten. »Und was«, fragte Kermode »wollen Sie im Tausch dafür bieten? Das heißt, falls der

Chief Ihre Freundin freilässt.«

»Ich werde Captain Bowdree davon überzeugen, ihre Anzeige nicht *offiziell* vor das FBI zu bringen«, sagte Pendergast in sanftem Ton.

»Verstehe«, sagte Kermode. »Alles hängt von dieser Captain Bowdree ab. Vorausgesetzt, natürlich, dass diese Person überhaupt existiert.«

»Wie bedauerlich für Sie, dass Bowdree ein ungewöhnlicher Name ist. Das hat mir meine Aufgabe sehr erleichtert. Ein Telefonat bestätigte, dass sie sich ihrer Herkunft aus Colorado

sehr bewusst, mehr noch: sehr stolz darauf ist. Mrs. Kermode, Sie haben behauptet, die Heights hätten sich nach bestem Wissen und Gewissen bemüht, die Nachfahren ausfindig zu machen. Das ist eindeutig die Unwahrheit. Und natürlich etwas, womit sich das FBI befassen muss.«

Jenny sah, dass Mrs. Kermode unter dem Make-up ganz blass wurde. »Lassen Sie mich eines klarstellen: Diese Swanson – sie ist was, Ihre Freundin? Eine Verwandte?«

»Sie ist nicht verwandt mit mir.«

Agent Pendergast kniff die silberhellen Augen zusammen und schaute Kermode auf höchst beunruhigende Weise an. »Ich werde jedoch in Roaring Fork bleiben, um die Weihnachtstage hier zu verbringen – und um sicherzustellen, dass Sie Miss Swanson nicht noch einmal in die Quere kommen.«

Während Jenny zuschaute, wandte Pendergast sich in Richtung Polizeichef. »Ich schlage vor, Sie rufen auf der Stelle die Zeitung an – ich kann mir vorstellen, dass der Redaktionsschluss kurz bevorsteht. Ich habe für Miss Swanson

bereits ein Zimmer im Hotel Sebastian gebucht und hoffe um Ihretwillen, dass sie nicht noch eine weitere Nacht in Ihrem Gefängnis verbringen muss.«

11

Es war ein paar Minuten vor Mitternacht, als der silbermetallicfarbene Porsche 911 Turbo S Cabriolet vor der eleganten Tür des Hauses Quaking Aspen Drive 3 vorfuhr. Er blieb jedoch nicht dort stehen, sondern fuhr weiter in den Schatten der dahinterliegenden Garage

mit vier Stellplätzen.

Der junge Mann am Steuer stellte die Automatik auf Parken. »Zu Hause. Wie du gebeten hast.« Er beugte sich über den Schaltnüppel, um die junge Frau auf dem Beifahrersitz zu küssen.

»Hör auf damit«, sagte sie und schob ihn weg.

Der junge Mann tat so, als sei er gekränkt. »Ich bin ein Freund, oder etwa nicht?«

»Ja.«

»Dann bekomme ich auch etwas dafür.« Noch ein Versuch, sie zu küssen.

»Sei nicht blöd.« Lachend stieg die junge Frau aus dem Wagen. »Danke fürs Abendessen.«

»*Und* die Einladung ins Kino.«

»Und die Einladung ins Kino.« Jenny Baker knallte die Tür zu, dann schaute sie dem Wagen nach, wie er über die lange, geschwungene Auffahrt davonfuhr, bis er die Straße erreichte, die zum Torhaus der Heights führte, unten im Tal, knapp achthundert Meter entfernt. Für viele ihrer Freundinnen von der Hollywood-High schien der Verlust der Jungfräulichkeit eine Art

Ehrenausszeichnung zu sein; je früher, desto besser. Aber Jenny war da anderer Ansicht. Nicht beim ersten Date, und mit Sicherheit nicht mit einem Deppen wie Kevin Traherne. Wie so viele der männlichen Jugendlichen in Roaring Fork glaubte er offenbar, dass die Kohle seines Vaters die einzig notwendige Voraussetzung dafür war, um einem Mädchen an die Wäsche zu gehen.

Sie trat an die nächstgelegene Garagentür, tippte eine Codenummer in das Tastenfeld ein und wartete, dass das Garagentor nach oben glitt. Dann schritt

sie an der Reihe der teuren, funkelnden Automobile vorbei, drückte den Knopf zum Schließen der Garage und öffnete die Tür ins Haus. Die Alarmanlage war wie üblich ausgeschaltet – es gab nur wenige Einbrüche in Roaring Fork und nie einen in den Heights ... es sei denn natürlich, man zählte Corrie Swansons Einbruch in das Lagerhaus. Ihre Gedanken kehrten zu der Stadtversammlung von heute Nachmittag zurück und zu diesem furchteinflößenden FBI-Agenten im schwarzen Anzug, der wie ein Racheengel auf die

Versammlung herniedergefahren war. Der Polizeichef tat ihr leid; er war ein anständiger Typ, aber er hatte ein echtes Problem: Er ließ sich von anderen Leuten – zum Beispiel dieser Hexe Kermode – herumkommandieren. Trotzdem war sie froh, dass dieser Agent – Pendergast war sein Name, wenn sie sich recht erinnerte – Corrie aus dem Gefängnis geholt hatte. Sie hoffte, ihr noch einmal zu begegnen, sie nach dem John Jay befragen zu können, vielleicht solange der Chief nicht in der Nähe war.

Jenny ging durch den sogenannten »Matschraum«, die Vorratskammer und in die weitläufige Küche des Ferienhauses. Durch eine Glastür konnte sie den Weihnachtsbaum erkennen, reich geschmückt und blinkend. Ihre Eltern und ihre jüngere Schwester Sarah waren oben und schliefen bestimmt schon.

Sie knipste eine Reihe von Neonleuchten an. Sie erhellten die langen Arbeitsflächen aus Granit, den Edelstahlherd und den großen Kühlschrank mit Gefrierfächern und die drei Türen, die in den Bügelraum, die

zweite Küche und ins Esszimmer führten.

Plötzlich merkte sie, dass kein Tappen von Krallen auf dem Boden zu hören war, kein zotteliger, freundlicher Hund zu sehen, der zur Begrüßung mit seinem unförmigen Schwanz wedelte. »Rex?«, rief sie.

Nichts.

Achselzuckend holte sie ein Glas aus einem der Schränke, ging hinüber zum Kühlschrank – wie üblich geschmückt mit Sarahs doofen Fotos von Nicki Minaj –, goss sich ein Glas Milch ein

und setzte sich dann an den Tisch in der Frühstücksecke. Auf der Fensterbank lagen Stapel von Büchern und Zeitschriften; sie schob einige davon beiseite, wobei ihr auffiel, dass Sarah endlich ihren Ratschlag befolgt und mit der Lektüre von *Unten am Fluss* angefangen hatte, und zog ihr Exemplar von Schmallegers *Strafrechtspflege heute* hervor. Dabei sah sie, dass einer der Stühle am Küchentisch umgestoßen worden war.

Schlampig.

Sie fand die Seite im Buch, die sie

zuletzt gelesen hatte, vertiefte sich in die Lektüre und trank dabei ihre Milch. Es brachte ihren Vater – einen renommierten Hollywood-Anwalt – auf die Palme, dass sie zur Polizei wollte. Er neigte dazu, auf Polizisten und Staatsanwälte als niedere Lebensformen herabzuschauen. Tatsächlich war er teilweise verantwortlich für ihren Berufswunsch. Die vielen Premieren von knallharten Polizei-Thrillern, auf denen sie gewesen war – deren Produzenten oder Regisseure Mandanten ihres Vaters waren –, hatten sie derart

fasziniert, dass sie von klein auf Polizistin werden wollte. Und ab Herbst studierte sie das Fach Vollzeit, als Erstsemesterin an der North Eastern University.

Sie trank ihre Milch aus und klappte das Buch wieder zu, stellte ihr Glas in die Spüle und verließ die Küche in Richtung der Treppe zu ihrem Zimmer. Ihr Vater hatte die nötigen Verbindungen, dass sie keine Sommerjobs bei der kalifornischen Polizei annehmen konnte, aber ihr Praktikum im Wintersemester hier in Roaring Fork hatte er nicht

verhindern können. Allein schon beim Gedanken daran flippte er aus.

Was natürlich Teil des Spaßes war.

In dem riesigen, weitläufigen Haus war es völlig still. Sie stieg die geschwungene Treppe ins Obergeschoss hinauf, auf dem Treppenabsatz oben war es still und dunkel. Im Hinaufgehen dachte sie wieder über den geheimnisvollen FBI-Agenten nach.

FBI. Vielleicht sollte ich mich im nächsten Sommer um ein Praktikum in Quantico bewerben ...

Oben auf dem Treppenabsatz blieb

sie stehen. Irgendetwas stimmte nicht. Einen Augenblick lang war sie sich nicht sicher, was es war. Und dann wurde es ihr klar: Sarahs Tür stand weit offen, ein schwacher Lichtschein fiel in den schummrigen Flur.

Sarah war sechzehn und hatte ein Alter erreicht, in dem ihr die Privatsphäre über alles ging. In jüngster Zeit war ihre Tür ständig geschlossen. Jenny schnüffelte, konnte aber kein Marihuana riechen. Sie lächelte. Ihre Schwester musste wohl über der Lektüre einer Zeitschrift eingeschlafen sein. Sie

würde die Gelegenheit nutzen, sich ins Zimmer zu schleichen und ihre Sachen in Unordnung zu bringen. Das würde sie garantiert zu einer Reaktion provozieren.

Leise schlich sie den Flur hinunter und näherte sich dem Zimmer ihrer Schwester auf Zehenspitzen. Sie trat neben den Türrahmen, legte die Hand darauf und spähte hinein.

Zunächst begriff sie nicht ganz, was sie da sah. Sarah lag auf dem Bett, an das sie mit Wickeldraht festgebunden war. Man hatte ihr einen schmutzigen Lappen in den Mund gestopft, in dessen

Mitte eine Billardkugel steckte – Jenny sah die Nummer sieben eingraviert auf der weiß-gelben Oberfläche –, und ihr Kopf war hinten mit einem Bungee-Seil befestigt. Im schwachen bläulichen Licht erkannte Jenny, dass die Knie ihrer Schwester stark bluteten und sich das Bettzeug dunkel verfärbt hatte. Während sie vor Schrecken und Entsetzen nach Luft rang, sah sie, dass Sarah sie anstarrte, aus weit aufgerissenen Augen, total verängstigt, flehentlich.

Da nahm Jenny etwas aus dem Augenwinkel wahr. Sie wandte sich um

und erblickte neben sich im Flur eine gruselige Gestalt. Sie trug eine schwarze Jeans und eine eng sitzende dunkle Lederjacke. Die Gestalt sagte kein Wort, stand völlig reglos da. Die Hände steckten in Handschuhen und hielten einen Baseballschläger. Am schlimmsten aber war die Clownsmaske – weiß, riesige Lippen, zu einem manischen Grinsen verzerrt, hellrote Kreise auf jeder Wange. Jenny bekam weiche Knie und taumelte nach hinten. Durch die Augenlöcher beidseits der langen spitzen Nase erwiderten zwei dunkle Augen

ihren Blick, schaurig in ihrer
Ausdruckslosigkeit, ein irrer Kontrast zu
der obszönen Maske.

Jenny wollte schreien, aber die
Gestalt – die sich blitzartig in Bewegung
setzte – streckte den Arm aus und
drückte ihr schnell einen ekelhaft
stinkenden Lappen auf Mund und Nase.
Während ihr die Sinne schwanden und
sie zu Boden sank, hörte sie, während
die Dunkelheit über sie hereinbrach,
gerade noch einen leisen, hohen
Klagelaut aus Sarahs geknebeltem Mund
dringen ...

Langsam, ganz langsam gewann sie ihr Bewusstsein zurück. Alles wirkte verschwommen und vage. Einen Augenblick lang wusste sie nicht, wo sie sich befand. Sie lag auf etwas Hartem und Glattem, das sie offenbar umschloss. Dann, als sie sich im Dunkeln umschaute, begriff sie: Sie lag in der Wanne in ihrem Badezimmer. Was machte sie hier? Sie hatte das Gefühl, stundenlang geschlafen zu haben. Aber nein, die Wanduhr über dem Waschbecken zeigte zehn nach eins.

Lediglich ein paar Minuten war sie bewusstlos gewesen. Sie versuchte sich zu bewegen und stellte fest, dass sie an Händen und Füßen gefesselt war.

Im selben Moment stürzte die Erinnerung an das, was passiert war, über sie herein und lastete auf ihr wie ein Totgewicht.

Augenblicklich beschleunigte sich ihr Puls, das Herz wummerte ihr in der Brust. Noch immer steckte der Lappen in ihrem Mund. Sie versuchte, ihn auszuspucken, und stellte fest, dass sie das nicht konnte. Das eng sitzende Seil

scheuerte an ihren Hand- und Fußgelenken. Tatortfotos, die sie gesehen hatte, kamen ihr in den Sinn und jagten vor ihrem inneren Auge vorbei wie in einer Parade des Schreckens.

Man wird mich vergewaltigen, dachte sie und schauderte bei der Erinnerung an die obszöne Clownsmaske. Aber nein, wenn der Kerl es darauf abgesehen hätte, sie zu vergewaltigen, hätte er sie nicht auf diese Weise gefesselt. Das Ganze war ein Einbruch – und sie war mitten hineinspaziert.

Jemand war ins Haus eingebrochen.

Vielleicht will er ja nur Geld, dachte sie. Vielleicht will er nur Schmuck. Er nimmt, was er kriegen kann, verschwindet, und dann ...

Aber das Ganze war so furchtbar heimlich und verstohlen, so teuflisch kalkulierend. Erst Sarah, und jetzt sie ...

... Und was ist mit Mom und Dad?

Blanke Panik stieg in Jenny auf.

Sie wehrte sich mit aller Macht, mahlte mit den Kiefern, drückte mit der Zunge gegen den Lappen, der in ihrem Mund steckte. Als sie aufstehen wollte,

schoss ihr ein unerträglicher Schmerz in die Beine, der dazu führte, dass sie beinahe ohnmächtig wurde. Sie sah, dass ihre Kniescheiben zertrümmert waren, so wie die ihrer Schwester, weiße Enden gebrochener Knochen ragten aus zerrissener, blutiger Haut. Ihr fiel der Baseballschläger ein, der in einer der schwarz behandschuhten Hände lag. Wieder stöhnte sie auf vor panischer Angst und schlug trotz der fürchterlichen Schmerzen in den Knien mit Händen und Füßen gegen den Badewannenboden.

Auf einmal ertönten von weiter hinten

im Flur die Geräusche einer Rangelei. Ihr Vater schrie, ihre Mutter kreischte vor Angst. Jenny lauschte mit unaussprechlichem Schrecken. Möbel wurden umgestoßen, Glas ging zu Bruch. Die Schreie ihrer Mutter wurden immer schriller. Ein lautes Aufschlagen. Jählings verwandelten sich die Rufe des Zorns und des Schreckens ihres Vaters in Schmerzensschreie. Ein grässliches Knacken von etwas, das wie Holz auf Knochen klang, dann erstarb seine Stimme plötzlich.

Jenny lauschte in der fürchterlichen

Stille, sie wimmerte unter dem Knebel, ihr Herz schlug noch schneller. Und dann, kurz darauf, ertönte ein anderes Geräusch: Schluchzer, Laufschrirte. Das war ihre Mutter, sie rannte über den Flur, versuchte zu entkommen. Jenny hörte sie in Sarahs Zimmer gehen, hörte sie schreien. Und jetzt kamen schwerere Schritte den Flur hinunter. Es waren nicht die ihres Vaters.

Noch ein Angstschrei ihrer Mutter, das Geräusch von Schritten, die die Treppe hinuntertappten. *Jetzt wird sie entkommen*, dachte Jenny, und plötzlich

stieg Hoffnung in ihr auf wie weißes Licht. *Sie wird den Alarm auslösen, nach draußen laufen, die Nachbarn rufen, die Polizei benachrichtigen ...*

Die unvertrauten Schritte polterten, schneller jetzt, die Treppe hinunter.

Während ihr das Herz bis zum Hals schlug, horchte Jenny. Die Geräusche wurden leiser. Sie hörte die Schritte ihrer Mutter, die in die Küche lief, zum Schaltkasten der Alarmanlage. Ein Schrei, als ihr offenbar der Weg abgeschnitten wurde. Der dumpfe Aufprall eines umgekippten Stuhls; das

Geräusch, wie Gläser und Geschirr
scheppernd zu Boden fielen. Mit aller
Macht versuchte Jenny, ihre Fesseln
abzustreifen, konnte alles hören, konnte
der Jagd mit beängstigender Klarheit
folgen. Sie hörte die Schritte ihrer
Mutter, die durch das kleine Zimmer
lief, das Wohnzimmer, die Bibliothek.
Ein Moment der Stille. Und dann ertönte
ein leises, verstohlen gleitendes
Geräusch: Ihre Mutter öffnete die Tür
zum Hallenschwimmbad. *Sie geht nach
hinten raus*, dachte Jenny. *Nach hinten
raus, zu den MacArthurs ...*

Auf einmal ertönten kurz
hintereinander mehrmals laute,
krachende Geräusche, ihre Mutter stieß
einen einzelnen, schrillen Schrei aus,
und dann war Stille.

Nein, nicht ganz. Während Jenny mit
weit aufgerissenen Augen lauschte,
wimmernd, das Blut in den Ohren
rauschend, vernahm sie erneut die
unvertrauten Tritte. Jetzt bewegte sich
die Person langsam und absichtsvoll.
Und kam näher, durchquerte den
vorderen Flur. Jetzt stieg sie wieder die
Treppe herauf. Jenny hörte das

Quietschen der Treppenstufe, von der ihr Vater immer versprach, er werde sie reparieren.

Näher, immer näher. Die Schritte kamen den Flur hinunter. Sie waren in ihrem Zimmer. Und jetzt erschien eine dunkle Gestalt in der Tür zu ihrem Badezimmer. Der Clown war völlig still, bis auf das schwere Atmen. Er grinste anzüglich auf sie herunter. In der einen Hand hielt er keinen Baseballschläger mehr, sondern eine Plastikspritze, die im schummrigen Licht hellgelb glänzte.

Die Gestalt betrat das Badezimmer.

Während sie näher kam, wand Jenny sich in der Wanne, die Schmerzen in den Knien waren beinahe vergessen. Jetzt verharrte der Eindringling über ihr. Die Hand, die die Spritzflasche hielt, kam auf sie zu. Während die Gestalt begann, schweigend die Flüssigkeit in langen, bogenförmigen Spritzern über sie auszugießen, stieg ein starker Geruch auf: Benzin.

Jenny wehrte sich mit aller Kraft.

Sorgfältig verspritzte der Clown das Benzin über sie und um sie herum, ohne

irgendetwas auszulassen, und begoss ihre Kleidung, ihr Haar, das umliegende Emaille der Badewanne. Dann – als ihre Gegenwehr noch heftiger wurde – legte der Eindringling die Flasche hin und trat einen Schritt zurück. Eine Hand griff in die Tasche der Lederjacke und zog ein Streichholz hervor. Vorsichtig hielt der Eindringling es am unteren Ende und riss es an der rauhen Oberfläche der Badezimmerwand an. Der Zündkopf des Streichholzes entfachte sich. Eine endlose, qualvolle Sekunde lang verharrte es schwebend über Jenny.

Und dann, indem sich Daumen und
Zeigefinger trennten, fiel es zu Boden.

Und Jennys Welt löste sich auf in
einem lodernden Meer von Flammen.

12

Corrie Swanson betrat den Speisesaal des Hotels Sebastian und war von seiner Eleganz wie geblendet. Er war eingerichtet im Stil der 1890er Jahre: rote, strukturierte Samttapeten, poliertes Messing und Kristallleuchter, eine Zinndecke und viktorianische Tische sowie Stühle aus Mahagoni, deren

Sitzflächen mit Brokatstoff bespannt waren. Durch eine breite Fensterfront bot sich ein Blick über die funkelnde Weihnachtsbeleuchtung auf der Main Street bis hin zu den mit Tannen bestandenen Vorbergen, den Skihängen und den dahinterliegenden Berggipfeln.

Es war kurz vor Mitternacht, dennoch war der Speisesaal bis auf den letzten Platz besetzt. Geselliges Stimmengemurmel vermischte sich mit dem Klirren von Gläsern. Kellner eilten zwischen den Tischen umher. Wegen der schummrigen Beleuchtung dauerte es

einen Augenblick, bis Corrie den Mann entdeckte, der allein an einem unauffälligen Tisch neben einem der Fenster saß.

Sie wehrte die etwas pikierte Frage des Oberkellners ab, wie er ihr helfen könne – sie trug noch die gleichen Sachen wie im Gefängnis –, und schritt geradewegs auf Pendergasts Tisch zu. Er stand auf und streckte ihr die Hand entgegen. Sein Aussehen erschreckte sie: Er wirkte noch blasser, schlanker, asketischer als sonst – irgendwie schien das Wort *geläutert* zuzutreffen.

»Corrie, ich bin froh, Sie zu sehen.«
Er nahm ihre Hand in seine, die kalt wie Marmor war, dann rückte er ihr den Stuhl vom Tisch ab. Sie nahm Platz.

In Gedanken hatte sie durchgespielt, was sie sagen würde, aber jetzt sprudelte alles aus ihr heraus, hastig und etwas konfus. »Ich fasse es nicht, dass ich frei bin – wie kann ich Ihnen je dafür danken? Ich meine, ich saß echt in der Tinte, Sie wissen schon, dass man mich bereits gezwungen hatte, zehn Jahre zu akzeptieren. Ich habe echt gedacht, mein Leben ist vorbei. Danke, *danke* für alles,

dafür, dass Sie mich gerettet, mich vor meiner unfassbaren, unglaublichen *Dummheit* geschützt haben. Und es tut mir so leid, wirklich, *wirklich* leid!«

Pendergasts erhobene Hand stoppte ihren Wortschwall. »Möchten Sie etwas trinken? Einen Wein vielleicht?«

»Hm, ich bin erst zwanzig.«

»Ah. Natürlich. Dann bestelle ich eine Flasche für mich.« Er griff nach der in Leder gebundenen Weinkarte, die so schwer war, dass man sie als Mordwaffe hätte verwenden können.

»Das hier ist tausendmal besser als

das Gefängnis«, sagte Corrie und blickte sich um, nahm die Atmosphäre in sich auf, den Geruch der Speisen. Kaum zu glauben, aber noch wenige Stunden zuvor hatte sie hinter Gittern gesessen, und ihr Leben war total im Eimer gewesen. Aber wieder einmal war Pendergast ihr zu Hilfe geeilt wie ein Schutzengel und hatte alles verändert.

»Die haben länger gebraucht, den Papierkram zu erledigen, als ich gehofft habe«, sagte Pendergast und überflog die Weinliste. »Zum Glück hat das Restaurant im Sebastian noch spät

abends geöffnet. Ich denke, der Château Pichon-Longueville 2000 genügt vollauf – finden Sie nicht auch?«

»Ich habe null Ahnung von Wein, tut mir leid.«

»Sie sollten etwas darüber lernen. Er zählt zu den uralten, wahren Freuden, die das menschliche Dasein erträglich machen.«

»Hm, ich weiß, es ist sicher nicht der richtige Zeitpunkt ... Aber ich muss Sie das fragen.« Corrie errötete. »Warum haben Sie mich auf diese Weise gerettet? Und wieso geben Sie sich so viel Mühe

mit mir? Ich meine, Sie haben mich aus Medicine Creek rausgeholt, Sie haben mir das Internat bezahlt, das Studium am John Jay ... weshalb? Ich bin eine Versagerin.«

Er schaute sie mit unerforschlichem Blick an. »Der Colorado-Lammrücken für zwei würde gut zum Wein passen. Er soll ganz hervorragend sein.«

Sie blickte auf die Speisekarte. Sie war, wie sie zugeben musste, kurz vorm Verhungern. »Klingt gut.«

Pendergast winkte den Kellner herbei und bestellte.

»Aber egal. Um auf das zurückzukommen, was ich gerade sagte ... Ich würde wirklich gern erfahren, ein für alle Mal, warum Sie mir in all den Jahren geholfen haben. Vor allem, wenn ich Sie immer wieder, Sie wissen schon, vor den Kopf gestoßen habe.«

Wieder musterte er sie mit diesem undurchdringlichen Blick. »Vor den Kopf gestoßen? Wie ich sehe, hat Ihr Faible für reizende Euphemismen nicht gelitten.«

»Sie wissen schon, was ich meine.«

Pendergasts Blick schien ewig auf ihr zu ruhen. Schließlich sagte er: »Eines Tages wird aus Ihnen vielleicht eine gute Polizeibeamtin oder Kriminologin. Darum. Es gibt keinen anderen Grund.«

Wieder merkte sie, dass sie rot wurde. Sie war sich nicht ganz sicher, ob ihr die Antwort gefiel. Jetzt wünschte sie, sie hätte die Frage nicht gestellt.

Noch einmal nahm Pendergast die Weinkarte zur Hand. »Erstaunlich, wie viele Flaschen ausgezeichneten französischen Weins aus seltenen Jahrgängen ihren Weg in diese

Kleinstadt mitten in den Bergen gefunden haben. Ich hoffe doch, dass sie bald getrunken werden. Die Höhe hier bekommt Bordeaux-Weinen gar nicht gut.« Er legte die Weinkarte auf den Tisch. »Und jetzt, Corrie, erzählen Sie mir bitte im Einzelnen, was Ihnen an den Gebeinen von Mr. Emmett Bowdree aufgefallen ist.«

Sie schluckte. Pendergast war so verdammt ... »Ich hatte nur wenige Minuten Zeit für die Untersuchung. Aber ich bin mir sicher, dass der Typ nicht von einem Grizzly getötet wurde.«

»Ihre Beweise?«

»Ich hab ein paar Fotos gemacht, aber die Polizei hat den Speicherchip konfisziert. Ich kann Ihnen sagen, was ich gesehen habe – oder wenigstens, was ich *glaube* gesehen zu haben.«

»Ausgezeichnet.«

»Am wichtigsten: Der Schädel zeigt Spuren, dass er mit einem Stein eingeschlagen wurde. Und der rechte Oberschenkelknochen weist Kratzspuren von einem stumpfen Gegenstand auf, allerdings konnte ich keinerlei Anzeichen für eine Knochen- oder

Infektionsreaktion erkennen.«

Kurzes Nicken.

Zunehmend selbstsicher fuhr sie fort:

»Für mich sah es so aus, als wären an einigen spongiösen Knochen leichte, von einem Menschen verursachte Bisssspuren zu erkennen. Sie waren recht schwach ausgeprägt und stumpf, nicht scharf wie die eines Bären. Ich denke, der Leichnam wurde kannibalisiert.«

Vor lauter Eifer hatte sie die Stimme erhoben. Und da wurde ihr klar, dass sie sich weiter vorgewagt hatte als beabsichtigt. Die Gäste, die in der Nähe

saßen, starrten sie an.

»Ups«, sagte sie und blickte auf ihr Gedeck.

»Haben Sie jemandem davon erzählt?«, fragte Pendergast

»Noch nicht.«

»Sehr gut. Behalten Sie das für sich. Es würde nur Scherereien verursachen.«

»Aber ich muss Zugang zu weiteren sterblichen Überresten bekommen.«

»Ich arbeite daran. Ich hoffe, Nachfahren der anderen in Frage kommenden Bergarbeiter zu finden, zumindest in einigen Fällen. Und dann

müssten wir natürlich die Genehmigung bekommen.«

»Oh. Danke, aber Sie wissen ja, ich könnte diese Dinge selbst erledigen.«
Sie hielt inne. »Hm, wie lange haben Sie vor hierzubleiben? Ein paar Tage?«

»So ein reizendes, selbstgefälliges, *reiches* Städtchen. Ich glaube, ich habe so etwas noch nie gesehen. Und so bezaubernd zur Weihnachtszeit.«

»Sie werden also ... länger bleiben?«

»Ah, da kommt ja der Wein.«

Der Wein wurde serviert, mit zwei

großen Gläsern. Corrie schaute Pendergast zu, wie er das komplette Feinschmeckerritual durchexerzierte. Er schwenkte den Wein im Glas, roch ihn, schmeckte ihn, schmeckte ihn noch einmal.

»Er hat Korken, fürchte ich«, sagte er zum Kellner. »Bitte bringen Sie mir eine andere Flasche. Einen 01, um sicherzugehen.«

Mit wortreichen Entschuldigungen eilte der Kellner mit der Flasche und dem Glas davon.

»Hat Korken?«, fragte Corrie. »Was

heißt das?«

»Dass er verunreinigt ist, er riecht dadurch nach, wie manche sagen, nassem Hund.«

Die neue Flasche kam. Pendergast wiederholte das komplette Ritual, nickte diesmal aber zustimmend. Der Kellner schenkte sein Glas voll und hielt die Flasche Corrie hin. Sie zuckte mit den Schultern, und der Mann schenkte auch ihr ein.

Corrie trank einen kleinen Schluck. Schmeckte wie Wein, nicht mehr und nicht weniger. Sie sagte: »Der ist fast so

gut wie der Mattheus, den wir damals alle in Medicine Creek getrunken haben.«

»Wie ich sehe, macht es Ihnen noch immer Spaß, mich zu provozieren.«

Sie trank noch einen kleinen Schluck. Erstaunlich, wie schnell die Erinnerungen an die Zeit im Gefängnis verblassten. »Um auf meine Freilassung zurückzukommen ... Wie haben Sie das gemacht?«

»Tatsächlich befand ich mich bereits auf dem Rückflug nach New York, als ich Ihren zweiten Brief erhalten habe.«

»Sind Sie es endlich leid, in der

Weltgeschichte herumzureisen?«

»Es war Ihr erster Brief, der mich zum Teil zur Rückkehr veranlasste.«

»Oh? Wieso das?«

Statt zu antworten, schaute

Pendergast ins dunkle Rubinrot des

Weinglases. »Ich hatte das Glück,

Captain Bowdree recht schnell ausfindig

zu machen. Ich habe ihr alles ganz offen

und ehrlich erklärt – dass ihr Vorfahr auf

sehr rüde Weise aus seiner letzte

Ruhestätte entfernt worden war, um für

eine Wellness-Einrichtung Platz zu

schaffen. Habe ihr gesagt, wer Sie sind,

was für einen beruflichen Hintergrund Sie haben, dass der Polizeichef Ihnen erst Zugang versprochen und seine Zusage dann wieder zurückgezogen hat. Ich habe ihr von Ihrem törichtem Einbruch berichtet, dass Sie festgenommen wurden. Und zum Schluss habe ich erwähnt, dass Ihnen eine zehnjährige Gefängnisstrafe droht.« Er trank einen kleinen Schluck. »Der Captain hat die Situation sofort verstanden. Sie fand es sehr ungehörig, dass man Sie, in ihren Worten, ›verarscht‹ hat. Sie hat dieses Wort

mehrmals wiederholt, mit erstaunlichem Nachdruck, was mich zu der Annahme veranlasste, dass sie möglicherweise selbst einige Erfahrungen in dieser Richtung gemacht hat, vielleicht beim Militär. Wie auch immer, gemeinsam haben wir einen recht wirkungsvollen Brief entworfen, in dem wir einerseits mit einer Beschwerde beim FBI drohten und andererseits Ihnen die Erlaubnis erteilten, die sterblichen Überreste ihres Vorfahren zu untersuchen.«

»Oh«, sagte Corrie. »Und so haben Sie mich rausbekommen?«

»Es gab da heute Nachmittag eine recht stürmische Bürgerversammlung, auf der ich den Brief des Captains präsentierte habe.« Pendergast gestattete sich ein ganz leises Lächeln. »Meine Darlegungen waren außerordentlich wirkungsvoll. In der morgigen Ausgabe des Lokalblatts können Sie alles darüber nachlesen.«

»Na ja, Sie haben mir den Arsch gerettet. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken. Und bitte danken Sie Captain Bowdree in meinem Namen.«

»Sehr gern.«

Im Restaurant ertönte scharfes Gemurmel; ein Tumult entstand. Mehrere Gäste blickten hinüber zur breiten Fensterfront, einige waren von ihren Tischen aufgestanden und wiesen nach draußen. Corrie folgte ihren Blicken und erkannte auf dem nahe gelegenen Bergrücken ein kleines, flackerndes Licht. Während sie hinschaute, wurde die Lichtquelle schnell heller und größer. Inzwischen hatten sich weitere Restaurantgäste von ihren Tischen erhoben, einige waren zum Fenster gegangen. Das Stimmengewirr schwoll

an.

»O mein Gott, da steht ein Haus in Flammen!«, sagte Corrie und stand selbst auf, um einen besseren Blick zu haben.

»Es sieht ganz danach aus.«

Das Feuer breitete sich erschreckend schnell aus. Es handelte sich anscheinend um ein großes Haus. Immer schneller wurde es Opfer der Flammen, die aufloderten und Säulen aus Funken und Qualm in den Nachthimmel emporschickten. Irgendwo in der Stadt heulte eine Feuersirene los, gefolgt von

einer weiteren. Und jetzt waren alle aufgestanden, alle Blicke richteten sich auf den Berg. Ein Gefühl des Entsetzens hatte sich über die Gäste gesenkt, eine Stille, und dann erklang eine Stimme.

»Das ist das Haus der Bakers, oben in den Heights.«

13

Larry Chivers hatte in seiner langen beruflichen Tätigkeit als Brandgutachter schon viele Orte der Zerstörung gesehen, aber so was wie das hier war ihm noch nie untergekommen. Das Haus war gigantisch gewesen – mindestens eintausend Quadratmeter –, erbaut aus massiven Hölzern, Deckenbalken,

Bohlenwänden, mit steil aufragenden Zedernschindeldächern. Es war dermaßen ungestüm niedergebrannt, dass da, wo sich die Fenster befunden hatten, nur Pfützen aus Glas übrig geblieben waren und die stählernen Tragbalken sich verzogen hatten. Der Schnee war im Unkreis von fünfhundert Metern komplett verschwunden, und die Ruine strahlte noch immer Hitze ab. Und stinkende Qualmwolken waberten daraus hervor.

Chivers, der eine Beraterfirma zur Brandursachenermittlung mit Sitz in Grand Junction betrieb, war um sieben

Uhr morgens zur Brandstelle gerufen worden. Den Großteil seiner Arbeit erledigte er für Versicherungen, die Brandstiftung nachzuweisen versuchten, damit sie den Schaden nicht regulieren mussten. Aber hin und wieder wurde er von der Polizei hinzugezogen, damit er feststellte, ob es sich bei einem Brand um einen Unglücksfall oder eine Straftat handelte. Dieser Fall lag jetzt vor.

Normalerweise dauerte die Fahrt mit dem Auto von Grand Junction hierher zwei Stunden, aber er hatte die Strecke in anderthalb Stunden zurückgelegt,

indem er in seinem Dodge-Pick-up wie der Teufel gefahren war. Chivers fuhr gern mit eingeschaltetem Blaulicht und ununterbrochen eingeschalteter Sirene, um an den armen Schweinen vorbeirasen zu können, die sich an das Tempolimit auf der Interstate halten mussten. Und was den Reiz dieses Falls noch erhöhte: Die Polizei von Roaring Fork zahlte gut und drückte die Preise nicht so wie einige der anderen Polizeibehörden, für die er arbeitete.

Allerdings hatte die schaurige Szenerie seine Hochstimmung ziemlich

gedämpft. Sogar Morris, der Polizeichef, hatte anscheinend die Kontrolle verloren. Er stammelte herum und war unfähig, das Kommando zu übernehmen. Chivers gab sein Bestes, seiner Gefühle Herr zu werden. Denn eines stand fest: Das hier waren reiche Hollywood-Leute, die dieses kolossale Haus nur einige Wochen im Jahr als Zweitwohnsitz nutzten. Als Zweitwohnsitz! Es fiel ihm schwer, für solche Leute sehr viel Mitgefühl aufzubringen. Mit Sicherheit konnte der Hauseigentümer fünf ähnliche bauen

lassen, ohne dass das seinen Geldbeutel arg strapazierte. Von dem Mann, dem das Haus gehörte, ein Bursche namens Jordan Baker, hatte niemand irgendetwas gehört, und noch hatte keiner ihn erreichen können, um ihn über den Brand in Kenntnis zu setzen. Wahrscheinlich machte er mit seiner Familie Urlaub in irgendeiner superschicken Ferienanlage. Vielleicht hatten sie auch noch ein drittes Haus. Chivers wäre nicht überrascht.

Er begann, sich auf den Rundgang vorzubereiten, überprüfte und ordnete

seine Geräte, checkte seinen Digitalrekorder, zog sich Latexhandschuhe über. Ein Gutes hatte die offensichtliche Lähmung des Polizeichefs: Der Brandort war nicht zertrampelt und durcheinandergebracht worden von all den forensischen Spezialisten, die noch immer in der Nähe herumstanden und darauf warteten, mit ihrer Arbeit anzufangen. Morris hatte im Grunde alle Leute vom Brandherd ferngehalten und auf sein Eintreffen gewartet, wofür er ihm dankbar war. Auch wenn die Feuerwehrleute wie

üblich ziemlich große Zerstörungen angerichtet hatten – mit Äxten aufgebrochene Böden und Wände, zusammengekehrte und gewendete Trümmerteile, alles von Wasser durchweicht. Die Feuerwehr hatte eine flüchtige Überprüfung der Gebäudestabilität vorgenommen und diejenigen Areale bestimmt, die instabil waren, und sie mit Absperrband gesichert.

Chivers schulterte seine Tasche und nickte Chief Morris zu. »Fertig.«

»Gut«, sagte Morris

geistesabwesend. »Prima. Rudy wird Sie auf Ihrem Rundgang begleiten.«

Der Feuerwehrmann namens Rudy hob das Absperrband, um ihn darunter hindurchzulassen, und er folgte dem Mann über den Ziegelsteinweg bis zu der Stelle, wo sich die Haustür befunden hatte. Der Brandort stank heftig nach verbranntem und durchnässtem Plastik, Holz und Polyurethan. Man spürte noch ein wenig Resthitze – trotz der sehr niedrigen Temperatur stiegen aus dem Haus immer noch Wasserdampfwolken in den kalten blauen Himmel. Chivers

musste einen Schutzhelm tragen, aber kein Atemgerät. Er sah sich als altmodischen Brandermittler, hart im Nehmen, sachlich und nüchtern, der sich mehr auf seine Intuition verließ und die wissenschaftlichen Sachen den Laborleuten überließ. Er war den Gestank gewohnt und brauchte nur seinen Geruchssinn, um irgendwelche Reste von Brandbeschleunigern zu erschnüffeln.

Unmittelbar hinter der Haustür blieb er stehen in dem, was vom Eingangsflur übrig geblieben war. Das Obergeschoss

war komplett eingestürzt und hatte im Erdgeschoss ein Wahnsinnschaos angerichtet. Eine Treppe endete im Himmel. Pfützen aus Glas und Metall, daneben Haufen aus Emaille, das in der Brandhitze zersprungen war.

Er schritt vom Eingangsbereich in das, was offensichtlich die Küche gewesen war, und untersuchte die Brandspuren. Das Wichtigste war zu bestimmen, ob es sich um Brandstiftung handelte – ob eine Straftat vorlag. Und Chivers war sich da schon jetzt sicher. Nur Brandbeschleuniger konnten ein

Feuer ausgelöst haben, das sich derart schnell und mit derart hoher Temperatur ausgebreitet hatte. Das bestätigte sich, als er sich in der Küche umschaute, wo er auf den Überresten des Schieferbodens eine undeutliche Gießspur erkannte. Er kniete sich hin, holte ein tragbares Kohlenwasserstoff-Messgerät aus seiner Tasche, nahm ein paar Luftproben und schwenkte es hin und her. Moderat.

Immer noch auf den Knien hockend, ramnte er sein Messer in den verbrannten, abblätternden Fußboden,

löste einige kleine Stücke heraus und legte sie in Beweismittelbeutel aus Nylon.

In der Küche herrschte ein heilloses Durcheinander, alles versengt und zusammengeschmolzen. Eines der Badezimmer im Obergeschoss war mitten in die Küche gekracht. Die Überreste einer Emaillebadewanne mit eisernen Klauenfüßen und Teile des Waschbeckens, der Toilette, des Fliesenbodens und der Wände – das alles lag in kleinen Haufen und über den Boden verteilt herum.

Unter Einsatz des Schnüffelgeräts erzielte er einen dicken positiven Befund in den Überresten des Badezimmers. Während Chivers sich auf Händen und Knien vorwärtsbewegte und dabei das Messgerät nahe am Boden hielt, schwenkte er es hin und her, um die Quelle zu finden. Als er sich der Badewanne näherte, erhöhte sich der Kohlenwasserstoffwert. Er erhob sich und spähte in die Wanne. Darin lag ein Haufen Sachen, der Boden war mit einer Schicht aus dickem, schwarzem Schlamm überzogen, in dem

Trümmerteile steckten.

Er nahm eine Probe aus dem Schlamm und rührte mit seiner behandschuhten Hand ein wenig darin herum. Der Skalenwert auf dem Messgerät ging förmlich durch die Decke. Und dann zuckte Chivers zusammen und hielt inne. Aus dem Schlamm und den Trümmerteilen ragten die Bruchstücke von Knochen hervor, und in dem Areal, das er aufgewühlt hatte, irgendwelche Zähne.

Menschenzähne. Vorsichtig sondierte er den Schlamm mit den Fingern und legte

ein Stückchen eines Schädels, das Bruchstück eines Kiefers und den Rand einer Augenhöhle frei.

Chivers riss sich zusammen und senkte das Messgerät. Wieder schoss der Anzeiger in die Höhe.

Er holte seinen Digitalrekorder aus der Tasche und begann, leise hineinzusprechen. Das Haus war doch nicht leer gewesen. Kein Zweifel, eine Leiche war in die Badewanne gelegt und mittels eines Brandbeschleunigers verbrannt worden. Er legte den Rekorder beiseite, holte einen weiteren

Beweismittelbeutel hervor und nahm Proben der Trümmerteile und des Schlamms, darunter auch einige kleine Knochenbruchstücke. Während er in der schwarzen Paste herumstocherte, erblickte er etwas Glänzendes – ein Klümpchen Gold, zweifellos Bestandteil eines Schmuckstücks. Er ließ es liegen, nahm aber Proben vom ringsum befindlichen Gries und Schlamm, in dem sich auch die verkohlten Knöchelchen eines Fingers oder Zehs fanden.

Als er schwer atmend aufstand, wurde ihm plötzlich übel. Das hier war

ein wenig mehr, als er gewohnt war. Aber andererseits würde es eindeutig ein großer Fall werden. Ein sehr großer Fall. *Konzentrier dich darauf*, ermahnte er sich und atmete noch einmal tief durch.

Er nickte Rudy zu und folgte dem Feuerwehrmann weiter durch den Rest des Hauses. Dabei setzte er das Schnüffelgerät ein, nahm Proben und sprach seine Beobachtungen in den Rekorder. Neben der rückwärtigen Tür des Hauses war die verkohlte Leiche eines Hundes mit dem Steinfußboden

verschmolzen. Daneben lagen zwei lange, unordentliche Stapel grobkörniger Asche, die Chivers als die stark verbrannten Überreste von zwei weiteren Opfern identifizierte, beides Erwachsene, nach der Länge der Haufen zu urteilen, Seite an Seite liegend. Noch mehr kleine Pfützen aus Gold und Silber.

Jesses. Er nahm eine Messung mit dem Schnüffelgerät vor, die jedoch nichts von Bedeutung ergab. Verdammt, keiner hatte ihm gesagt – und jetzt wurde ihm klar, dass man es wahrscheinlich gar nicht gewusst hatte –, dass der Brand

Opfer gefordert hatte. Menschliche Opfer.

Noch ein paar tiefe Atemzüge, dann setzte Chivers seinen Rundgang fort. Und dann stieß er im ehemaligen Wohnzimmer auf etwas Unerwartetes. Trümmerteile aus dem darüber befindlichen eingestürzten Fußboden lagen in durchnässten Haufen da, und mitten in diesen befanden sich teilweise geschmolzene Bettfedern. Als er sich den verbogenen Sprungfedern näherte, fiel ihm auf, dass Schlaufen aus Bindendraht daran befestigt waren, so als

sei etwas ans Bett gefesselt worden. Vier Schlaufen, ungefähr dort, wo sich vermutlich die Fußknöchel und Hände befunden hatten. Und in einer dieser Schlaufen erspähte er das Bruchstück eines kleinen Schienbeinknochens, der vermutlich von einem Kind stammte.

O Jesus und Maria. Chivers hielt das Schnüffelgerät an den Knochen, und wieder zuckte die Nadel empor. Es war allzu deutlich, was hier passiert war. Ein Kind war ans Bett gefesselt, mit dem Brandbeschleuniger übergossen und in Brand gesteckt worden.

»Ich muss an die frische Luft«, sagte er abrupt und erhob sich. »An die frische Luft.«

Der Feuerwehrmann packte ihn am Arm. »Lassen Sie mich Ihnen helfen, Sir.«

Während Chivers den Brandort verließ und schwankenden Schritts den Fußweg entlangging, erblickte er aus dem Augenwinkel einen blassen Mann, ganz in Schwarz gekleidet, zweifellos der Coroner des Orts, der hinter dem Rand der Menschenmenge stand und zu ihm herüberschaute. Chivers strengte

sich gewaltig an, sich zusammenzureißen.

»Mir geht's gut, danke«, sagte er zu Rudy und schüttelte dessen Arm ab. Als er sich umschaute, sah er Polizeichef Morris in der provisorischen Kommandozentrale, umringt von Angehörigen des forensischen Teams – Fotografen, Haar- und Faserspezialisten, Fingerabdruckexperten, Ballistiker, DNA-Spezialisten. Sie zogen gerade ihre Schutzanzüge an und bereiteten sich darauf vor, den Brandort zu betreten.

Nimm's leicht, sagte er sich. Aber er

konnte es nicht leichtnehmen. Seine Beine fühlten sich an wie Gummi, und es fiel ihm schwer, geradeaus zu gehen.

Er trat zu Polizeichef Morris. Trotz der Kälte zeigten sich Schweißperlen auf dessen Stirn. »Was haben Sie gefunden?«, fragte er in ruhigem Tonfall.

»Es handelt sich um einen Tatort.« Chivers bemühte sich, das Zittern aus seiner Stimme zu verbannen. Jetzt sah er schon Sternchen vor den Augen. »Vier Opfer. Mindestens vier, bislang.«

»Vier? O mein Gott. Also waren sie im Haus. Die ganze Familie ...« Mit

zitternder Hand wischte sich der
Polizeichef die Stirn.

Chivers schluckte. »Eine der Leichen
ist die einer ... jugendlichen Person,
die ... an ein Bett gefesselt, mit
Brandbeschleuniger überschüttet ... und
in Brand gesteckt wurde. Eine weitere
wurde verbrannt in ... in ...«

Während Chivers sich bemühte, die
Worte auszusprechen, erschlafften die
Gesichtszüge des Polizeichefs. Aber
Chivers nahm das kaum wahr, denn
seine Welt verdüsterte sich gerade.

Und schließlich sackte er, gerade als

er den Satz beenden wollte, zusammen
und fiel in Ohnmacht.

14

Corrie war vor Sonnenaufgang aufgestanden, hatte ihre Geräte zusammengesucht und war hinauf nach Roaring Fork gefahren. Jetzt, kurz vor zwölf, hatte sie sich im Lagerschuppen in den Heights niedergelassen und war mit ihrer Arbeit schon weit vorangekommen. Sorgfältig angeordnet

lagen die sterblichen Überreste von Emmett Bowdree auf einem Plastikklapptisch, den sie bei Wal-Mart gekauft hatte, unter dem Licht zweier lichtstarker Studiolampen. Sie hatte ihr Stereozoom-Mikroskop aufgestellt und mit ihrem Laptop verbunden. Der Bildschirm zeigte den Blick durchs Mikroskop. Ihre Nikon stand auf dem Stativ. Es war himmlisch, sorgsam und gründlich arbeiten zu können, ohne halb verrückt zu werden vor lauter Angst und Sorge, im nächsten Augenblick entdeckt zu werden.

Es gab nur ein Problem: Sie fror sich den Hintern ab. Es war unter null gewesen, als sie die lange Fahrt von Basalt begann – denn Pendergasts Angebot, doch im Hotel Sebastian zu übernachten, hatte sie abgelehnt. Um Geld zu sparen, hatte sie aufs Frühstück verzichtet, und inzwischen war ihr nicht nur kalt, sondern sie schob auch noch Kohldampf. Zu ihren Füßen hatte sie ein billiges Elektroheizgerät aufgestellt, aber das Ding ratterte und brummte, und der warme Luftstrom schien sich binnen Zentimetern aufzulösen. Er schaffte es

gerade, ihre Schienbeine zu wärmen, aber mehr auch nicht.

Trotzdem: Nicht einmal die Kälte und der Hunger konnten ihre zunehmende Aufregung über das Gefundene dämpfen. Beinahe alle Knochen wiesen Traumata in Gestalt von Kratzspuren, stumpfen Schnitten oder Rillen auf. Keine der Spuren zeigte Anzeichen für eine Degeneration, Entzündung oder Granulation des Knochens – was bedeutete, dass die Verletzung um den Zeitraum des Todes zugefügt worden war. Das weiche, spongiöse

beziehungsweise schwammige Knochengewebe zeigte unverkennbare Bissspuren, aber nicht die eines Bären, sondern eines Menschen, nach dem Radius des Gebisses und dem Zahnprofil zu schließen. Tatsächlich waren weder die Spuren von Zähnen noch die von Klauen eines Bären zu erkennen.

Im gebrochenen Oberschenkelknochen und im Schädel hatte sie noch mehr Hinweise auf kratzende und furchende Bewegungen entdeckt, was darauf hindeutete, dass das Knochenmark und die Gehirnmasse

mit einem Metallgegenstand
herausgepult worden waren. Unter dem
Stereomikroskop enthüllten diese Spuren
der Entfleischung einige sehr undeutliche
parallele Linien, eng zusammenliegend,
und etwas, das wie die Ablagerungen
von Eisenoxid aussah – was vermuten
ließ, dass das Werkzeug aus Eisen
bestand und dass es sich
höchstwahrscheinlich um eine abgenutzte
Feile handelte.

Der erste Schlag auf den Schädel war
definitiv mit einem Stein ausgeführt
worden. Unter dem Mikroskop hatte sie

ein paar winzige Fragmente davon gewinnen können, die sich nach einer kursorischen Untersuchung als Quarzgestein herausstellten.

Der Brustkorb war aufgespalten und ebenfalls mit einem Stein auseinandergebogen worden, so als wollte man an das Herz herankommen. Die Knochen zeigten keinerlei Hinweise auf Schädigungen, die von einer scharfen Kante zugefügt worden waren – wie zum Beispiel einer Axt oder einem scharfen Messer –, und es waren auch keine Verletzungen zu erkennen, die mit einer

Schusswunde übereinstimmten. Das verwirrte sie, denn die meisten Bergarbeiter der damaligen Zeit waren zweifellos entweder mit einem Messer oder einer Pistole bewaffnet gewesen.

Der zeitgenössische Zeitungsbericht über die Entdeckung von Emmett Bowdrees Leichnam ließ darauf schließen, dass seine Knochen auf dem Boden verteilt hundert Meter hinter der Tür einer Hütte gefunden wurden; er sei von dem sogenannten Bären »fast vollständig verspeist« worden. Dabei ging der Zeitungsartikel, vielleicht aus

Gründen des Feingefühls, nicht besonders ins Detail, was genau gegessen worden war oder wie die Knochen entnommen worden waren, nur hieß es darin, dass in einer gewissen Entfernung von der Leiche »Teile des Herzens sowie weiterer innerer Organe entdeckt wurden, die teilweise verspeist waren«. In dem Artikel wurde weder ein Grill- noch ein Kochvorgang erwähnt, und Corries Untersuchung der Überreste zeigte keine Anhaltspunkte für einen Vorgang des Erwärmens.

Emmett Bowdree war roh verspeist

worden.

Im weiteren Verlauf der Arbeit zeichnete sich vor Corries innerem Auge die Abfolge der Verletzungen ab, die Bowdrees Leichnam zugefügt worden waren. Er war von einer Gruppe getötet worden, denn keine Einzelperson hätte einen menschlichen Leichnam so brutal auseinanderreißen können. Sie hatten Bowdree mit einem Stein einen Schlag auf den Hinterkopf versetzt, was eine schwere Impressionsfraktur verursachte. Möglicherweise war er nicht auf der Stelle tot gewesen, doch mit fast

hundertprozentiger Sicherheit
bewusstlos. Sie hatten ihn derart übel
zusammengeschlagen, dass sie ihm fast
alle Knochen im Leib brachen; und dann
gingen sie dazu über, an den größeren
Gelenken herumzuhacken. Es gab
Hinweise auf ein ungeordnetes,
planloses Gehacke mit großen Steinen,
gefolgt von der Abtrennung mittels einer
starken lateralen Kraft. Nachdem sie die
Gelenke gebrochen hatten, zogen die
Mörder die Arme und Beine vom Torso,
trennten die Beine unterhalb der Knie
ab, brachen den Schädel auf und

entnahmen das Gehirn, schälten das Fleisch von den Knochen, brachen die größeren Knochen auf und pulten das Knochenmark heraus und entfernten den Großteil der inneren Organe. Sie schienen nur ein Werkzeug besessen zu haben, eine abgewetzte Feile, deren Wirkung sie mit scharfkantigen Stücken aus Quarzgestein, ihren Händen und Zähnen ergänzten.

Corrie vermutete, dass der Mord einer unbändigen Wut entsprang und dann zu einem im Kern kannibalischen Fest ausgeartet war. Einen Moment lang

trat sie von den Überresten zurück und überlegte. Wer waren die Mitglieder dieser Bande? Warum hatten sie das getan? Nochmals: Es kam ihr äußerst merkwürdig vor, dass in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Bande von Mördern ohne Waffen oder Messer die Berge durchstreift hatte. Und warum hatten sie das Fleisch nicht gekocht? Es schien fast so, als handelte es sich um einen Stamm von Steinzeitmördern, wild und gnadenlos.

Wild und gnadenlos. Während sie sich am Heizlüfter wärmte und die

Hände aneinanderrieb, schweiften ihre Gedanken erneut zu dem furchtbaren Brand, der sich am Vorabend ereignet hatte – und zum Tod des Mädchens, Jenny Baker. Es war mehr als grauenhaft, wenn die ganze Familie auf eine solche Weise ausgelöscht wurde. Eine Stunde zuvor war ein Wartungsarbeiter am Lagerschuppen vorbeigekommen und hatte Corrie die Nachricht überbracht. Kein Wunder, dass sie heute Morgen mit knappem Nicken an den Wachleuten der Heights vorbeisausen und ohne Aufpasser und

allein mit der Arbeit beginnen konnte.

Das grauenvolle Geschehen und das Gesicht von Jenny Baker – so ernst und hübsch – gingen ihr einfach nicht aus dem Kopf. *Konzentrier dich auf die Arbeit*, ermahnte sie sich, räumte auf und bereitete alles dafür vor, um einen weiteren Knochen zur Untersuchung auf den Mikroskoptisch zu legen.

Sie musste noch mehr Überreste in die Finger bekommen, damit sie sie miteinander vergleichen konnte.

Pendergast hatte zugesagt, ihr zu helfen und weitere Nachkommen aufzuspüren.

Sie hielt einen Moment in ihrer Arbeit inne, um dahinterzukommen, was sie an der ganzen Sache eigentlich so wurmte. Pendergast war eine so dominante Persönlichkeit, dass er jede Situation beherrschte. Aber das hier war *ihr* Projekt, und sie wollte es ohne fremde Hilfe durchziehen. Sie wollte nicht, dass Leute am John Jay, besonders ihr Betreuer, ihre Arbeit wegen der Hilfe eines Spitzen-FBI-Agenten abschätzig beurteilten. Selbst die geringste Hilfestellung seitens Pendergast könnte ihren Erfolg gefährden und den Leuten an

der Uni einen Anlass geben, ihre Arbeit rundweg abzulehnen.

Dann schüttelte Corrie auch diesen Gedanken ab. Pendergast hatte ihre Karriere gerettet, vielleicht sogar ihr Leben. Aber sich so besitzergreifend zu verhalten, das gehörte sich einfach nicht.

Sie streifte die Handschuhe ab und legte ein Schienbein auf den Mikroskopträger, wobei sie den Knochen so lange hin und her bewegte, bis das Licht im genau richtigen Winkel darauffiel. Der Knochen wies die gleichen Spuren auf wie die anderen:

Frakturschäden mit kompensatorischer Reaktion, keine Anzeichen für einen Heilungsprozess, Kratzspuren und die bislang am deutlichsten ausgeprägten Bissspuren. Die Leute, die das getan hatten, waren Psychopathen. Oder waren sie einfach nur richtig, richtig böse gewesen?

Ihre Hände fühlten sich an wie eingefroren, aber es gelang ihr dennoch, eine Reihe von Fotos zu schießen, bevor sie aufhören und sich am Heizlüfter wärmen musste.

Natürlich konnte es sich hier um

einen Einzelfall handeln.

Möglicherweise waren die anderen Opfer ja wirklich von einem einzelgängerischen Grizzly getötet worden. In den Zeitungsartikeln wurden Zeugen zitiert, die das Tier angeblich gesehen hatten, und in einem Fall war ein Bergarbeiter aufgefunden worden, nachdem er gerade gefressen oder zumindest an seinen Knochen genagt worden war. Corrie hatte nicht übel Lust, in einem der anderen Särge nachzusehen, widerstand der Anwendung jedoch. Von nun an wollte

sie sich hundertprozentig an die Regeln halten.

Als sie wieder mehr Gefühl in den Fingern hatte, richtete sie sich auf. Sollten sich auch die anderen sterblichen Überreste als Werk einer Bande von Mördern erweisen, müsste sie ihre Semesterarbeit modifizieren. Dann hätte sie es hier mit einem hundertfünfzig Jahre alten Serienmord zu tun, den sie dokumentieren müsste. Und es wäre ziemlich cool – und ein Riesenschub für ihre im Entstehen begriffene Karriere –, wenn sie diesen Fall aufklären könnte.

Larry Chivers stand neben seinem Pick-up, versiegelte den Beweismittelbeutel aus Nylon mit einem Folienschweißgerät und beendete seine Notizen und Beobachtungen. Von seinem kleinen Ohnmachtsanfall hatte er sich erholt, nicht aber von dem Gefühl wütender, peinlicher Verlegenheit. So etwas war

ihm noch nie passiert – noch nie. Er stellte sich vor, dass ihn alle anstarrten und über ihn tuschelten.

Grimassierend beendete er seine Arbeit am letzten Beweismittelbeutel, wobei er darauf achtete, dass die Versiegelung perfekt war. Den Rest seiner Beobachtungen hatte er bereits in den Digitalrecorder gesprochen, solange er sie noch frisch im Gedächtnis hatte. Er musste absolut sichergehen, dass er alles genau richtig machte. Das hier würde ein Riesenfall werden, der wahrscheinlich sogar landesweite

Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde.

Hinter ihm erklang ein Geräusch, und als er sich umdrehte, sah er Polizeichef Morris auf sich zukommen. Morris sah fix und fertig aus.

»Tut mir leid, wie ich vorhin reagiert habe«, brummte Chivers.

»Ich kenne die Familie«, sagte der Chief. »Eines der Mädchen hat in meinem Büro als Praktikantin gearbeitet.«

Chivers schüttelte den Kopf. »Das tut mir leid.«

»Ich würde gern erfahren, wie Sie

den Brand rekonstruiert haben.«

»Ich kann Ihnen meine ersten Eindrücke schildern. Bis die Laborergebnisse kommen, kann es ein paar Tage dauern.«

»Schießen Sie los.«

Chivers holte tief Luft. »Der Brandherd befindet sich meines Erachtens entweder im Badezimmer im Obergeschoss oder im Schlafzimmer über dem Wohnzimmer. Beide Areale wurden stark mit Brandbeschleuniger begossen – so stark, dass der Täter das Haus ziemlich schnell verlassen musste.

In beiden Bereichen fanden sich menschliche Überreste.«

»Sie meinen, die Bakers ... die Opfer ... wurden mittels eines Brandbeschleunigers verbrannt?«

»Zwei von ihnen, ja.«

»Bei lebendigem Leibe?«

Was für eine Frage. »Um das zu beantworten, muss man das Gutachten der Rechtsmedizin abwarten. Aber ich bezweifle es.«

»Gott sei Dank.«

»Zwei weitere Opfer wurden neben der rückwärtigen Tür gefunden.

Vermutlich hat der Täter das Haus durch diese Tür verlassen. Dort fand sich auch der Kadaver eines Hundes.«

»Rex«, sagte Morris zu sich selbst und wischte sich mit zittriger Hand über die Stirn.

Chivers fiel der Mann im schwarzen Anzug auf, den er schon einmal gesehen hatte. Er stand etwas abseits und behielt sie im Auge. Er runzelte die Stirn.

Warum durfte sich dieser Bestattungsunternehmer eigentlich innerhalb des Sicherheitsbereichs aufhalten?

»Das Motiv?«, fragte Morris.

»Da müsste ich raten«, fuhr Chivers fort, »aber aus meiner dreißigjährigen Erfahrung würde ich ziemlich definitiv sagen, dass wir es hier mit einem häuslichen Raubüberfall zu tun haben, kombiniert möglicherweise mit einem Sexualdelikt. Der Umstand, dass die gesamte Familie überwältigt und gefesselt wurde, weist für mich darauf hin, dass es sich möglicherweise um mehr als einen Täter gehandelt hat.«

»Das war kein Raubüberfall«, ertönte eine leise, affektierte Stimme.

Chivers wandte den Kopf und stellte fest, dass es dem Mann im schwarzen Anzug irgendwie gelungen war, unbemerkt näherzukommen, und dass er jetzt neben ihnen stand.

Chivers runzelte die Stirn noch stärker. »Ich rede gerade mit dem Polizeichef. Stört Sie das?«

»Überhaupt nicht. Aber wenn ich darf – ich möchte gern einige Beobachtungen zum Nutzen der Ermittlungen beisteuern. Ein Einbrecher hätte sich nicht die Mühe gemacht, seine Opfer zu fesseln und anschließend bei

lebendigem Leibe zu verbrennen.«

»*Bei lebendigem Leibe?*«, sagte Morris. »Woher wollen Sie das wissen?«

»Der Sadismus und die Wut, die in diesem Verbrechen zutage treten, sind geradezu mit Händen greifbar. Ein Sadist will seine Opfer leiden sehen. Daraus bezieht er seine Befriedigung. Eine Person an ein Bett zu fesseln, sie mit Benzin zu übergießen und dann anzuzünden – worin besteht die Befriedigung, wenn die Person bereits tot ist?«

Morris wurde weiß wie die Wand.
Er bewegte den Mund, brachte aber
keinen Ton heraus.

»Dummes Zeug«, sagte Chivers
bestimmt. »Es handelt sich hier um
Einbruchdiebstahl. Ich sehe so etwas
nicht zum ersten Mal. Die Täter brechen
ein, finden zwei hübsche Mädchen,
haben ihren Spaß mit ihnen, sammeln
den Schmuck ein und fackeln dann die
Bude ab im Glauben, dass sie dadurch
die Beweise vernichten, vor allem ihre
eigene DNA in den Mädchen.«

»Aber die Täter haben den Schmuck

nicht mitgenommen, wie Sie vor wenigen Minuten in Ihren diktierten Beobachtungen hinsichtlich einiger Goldklumpen, die Sie gefunden haben, selbst gesagt haben.«

»Moment. Sie haben mich *belauscht*? Wer sind Sie eigentlich?« Chivers wandte sich zu Morris um. »Ist der Typ dienstlich hier?«

Der Polizeichef fuhr sich mit einem nassen Taschentuch über die Stirn. Er wirkte unentschlossen und verängstigt. »Bitte. Das reicht.«

Einen Moment lang schaute ihn der

Mann im schwarzen Anzug mit seinen silbrigen Augen an und hob dann lässig die Schultern. »Ich bin nicht in dienstlichem Auftrag hier. Ich bin nur ein Außenstehender, der seine Eindrücke offeriert. Ich werde die Herren nun wieder Ihre Arbeit machen lassen.«

Damit drehte er sich um und wandte sich zum Gehen. Dann blieb er stehen und sagte über die Schulter gewandt: »Allerdings sollte ich erwähnen: Es kann durchaus *noch mehr* kommen.«

Und dann schlenderte er davon, duckte sich unter dem Absperrband

hindurch und verschwand in der Menge
der Neugierigen.

16

Horace P. Fine III. blieb stehen, drehte sich auf dem Absatz um und musterte Corrie von oben bis unten, als wäre ihm gerade ein Gedanke gekommen.

»Haben Sie irgendwelche Erfahrungen im Housesitting?«

»Ja, absolut«, entgegnete Corrie sofort. Das stimmte sogar, irgendwie.

Mehr als einmal hatte sie nachts auf den Wohnwagen ihrer Eltern aufgepasst, während ihre Mutter Nachtschicht hatte. Und dann gab's da noch die Zeit, als sie vor einem halben Jahr bei ihrem Vater gewohnt hatte, als er zu dieser Jobbörse in Pittsburgh fuhr.

»Allerdings noch nie in einem so großen Haus wie diesem«, fügte sie hinzu und blickte sich um.

Fine sah sie argwöhnisch an, aber vielleicht war ihm das Misstrauen ja auch in die Gesichtszüge gebrannt. Sie hatte das Gefühl, als ob jedes Wort, das

sie äußerte, mit Argwohn quittiert würde.

»Nun, ich habe keine Zeit, Ihre Referenzen zu überprüfen«, erwiderte Fine. »Die Person, die eigentlich den Job übernehmen sollte, hat in letzter Minute abgesagt, und ich müsste schon längst in New York sein.« Er kniff die Augen zusammen. »Aber ich werde Sie im Auge behalten. Kommen Sie, ich bringe Sie zu Ihrem Zimmer.«

Während Corrie dem Mann über den langen, hallenden Flur im ersten Stock folgte, fragte sie sich, wie Horace P.

Fine es anstellen wollte, sie aus dreitausend Kilometer Entfernung im Auge zu behalten.

Zunächst war es ihr wie ein Wunder erschienen. Sie hatte per Zufall von der offenen Stelle erfahren, durch ein Gespräch, das sie in einem Café mitbekommen hatte, über ein Haus, um das sich jemand kümmern musste. Einige Telefonate später war sie mit dem Besitzer der Villa verbunden. Es wäre eine ideale Situation – und dann auch noch in Roaring Fork. Sie müsste nicht mehr fünfundzwanzig Kilometer hin und

zurück in dieses Absteige-Motenzimmer fahren. Sie könnte sogar noch am selben Tag in das Haus umziehen. Jetzt würde sie Geld verdienen, statt es auszugeben, und das auch noch mit Stil.

Aber kaum war sie an der Villa angekommen, um sich mit dem Eigentümer zu treffen, bekam ihr Enthusiasmus einen Dämpfer.

Strenggenommen lag das Haus zwar in Roaring Fork, jedoch hoch oben in den Ausläufern des Gebirges, völlig abgelegen, am Ende einer schmalen, kilometerlangen und kurvenreichen

Privatstraße. Sicher, es war riesig, aber von einem trostlosen postmodernen Design, nichts als Glas, Stahl und Schiefer, und erinnerte eher an eine vornehme Zahnarztpraxis als an ein Zuhause. Anders als die meisten großen Villen, die sie gesehen hatte, die an Hügeln mit phantastischen Ausblicken lagen, stand dieses Haus in einer Senke, praktisch einem Talkessel in den Bergen, auf drei Seiten umgeben von hohen Tannen, die das Haus in ewige Düsternis zu tauchen schienen. Auf der vierten Seite befand sich eine tiefe,

eisige Schlucht, die an einem Felssturz aus schneebedeckten Felsblöcken endete. Absurderweise hatte man aus den meisten der riesigen Panoramafenster einen Blick auf dieses »herausragende Merkmal«. Die Inneneinrichtung war auf dermaßen aggressive Weise zeitgenössisch, dass die Räume eine geradezu gefängnisartige Strenge ausstrahlten, alles Chrom und Glas und Marmor – kein Rechtschritt nirgends, außer in den Türdurchgängen. An den Wänden hingen grinsende Masken, Zottelteppiche und andere

unheimlich wirkende afrikanische Kunstwerke. Außerdem war es kalt im Haus, fast so kalt wie im Lagerschuppen, in dem sie ihrer Forschungsarbeit nachging. Während des gesamten Rundgangs durchs Haus behielt Corrie den Mantel an.

»Die hier führt nach unten ins zweite Untergeschoss«, sagte Fine, blieb stehen und zeigte auf eine geschlossene Tür.

»Dort unten befindet sich der ältere Heizkessel. Er beheizt den Ostteil des Hauses.«

Beheizt. Ja, klar. »Zweites

Untergeschoss?«, fragte Corrie mit lauter Stimme.

»Das ist der einzige Teil des ursprünglichen Hauses, der noch existiert. Als man die Lodge abriß, hat der Bauunternehmer das Kellergeschoss stehen lassen, um es in das neue Haus zu integrieren.«

»Hier stand eine Lodge?«

Spöttisch entgegnete Fine: »Sie hieß Ravens Ravine Lodge, dabei war es bloß eine alte Holzhütte. Ein Fotograf hat sie als Ausgangspunkt genutzt, wenn er in die Berge aufbrach, um Aufnahmen

zu machen. Adams hieß der. Es heißt, er sei berühmt gewesen.«

Adams? Ansel Adams? Corrie hatte sofort ein Bild vor Augen.

Wahrscheinlich hatte hier früher einmal eine behagliche, rustikale kleine Hütte gestanden, eingebettet zwischen den Kiefern – bis sie dieser Monstrosität weichen musste. Dass Fine Adams nicht kannte, wunderte sie überhaupt nicht. Er war bloß ein Banause, sonst hätte seine baldige Ex-Frau nicht diese ganzen durchgeknallten Kunstwerke gekauft.

Horace Fine selbst war fast so kalt

wie sein Haus. Er leitete einen Hedgefonds in Manhattan. Vielleicht war's auch die US-Tochter irgendeiner ausländischen Investmentbank; Corrie hatte nicht richtig hingehört, als er ihr das gesagt hatte. Ob Hedgefonds, Niederlassung einer Bank – für sie waren das böhmische Dörfer. Zum Glück schien er nichts von ihr oder ihrem jüngsten Aufenthalt im örtlichen Gefängnis gehört zu haben. Er hatte ihr unmissverständlich zu verstehen gegeben, dass er Roaring Fork verabscheute, dass er das Haus hasste

und dass er die Frau verachtete, die ihn gezwungen hatte, es zu kaufen, und die jetzt dessen Verkauf so schwierig machte, wie sie nur konnte. Die »Verfolgerin«, so hatte er sie in den letzten zwanzig Minuten dauernd genannt. Er wolle nur eins: jemanden ins Haus holen und schleunigst nach New York zurückkehren, je schneller, desto besser.

Er ging ihr voran über den Flur. Der Grundriss des Hauses war ebenso seltsam, wie es hässlich war. Es schien aus einem einzigen endlosen Gang zu

bestehen, der hin und wieder scharf abbog, um sich den topographischen Gegebenheiten anzupassen. Die wichtigen Räume befanden sich zur Linken, mit Blick in die Schlucht. Alle anderen – die Bäder, Ankleidezimmer, Hauswirtschaftsräume – lagen zur Rechten, wie Karbunkel auf einer Gliedmaße. Dem ersten Eindruck nach zu urteilen, hatte das Obergeschoss einen ähnlichen Grundriss.

»Was ist hier drin?«, fragte sie und blieb vor einer teilweise geöffneten Tür zur Rechten stehen. Im Zimmer war

keine Deckenbeleuchtung eingeschaltet, doch es wurde von Dutzenden grüner, roter und gelber Lämpchen in ein gespenstisches Licht getaucht.

Wieder blieb Fine stehen. »Das ist der Technikraum. Den können Sie sich auch mal ansehen.«

Er zog die Tür weit auf und knipste das Licht an. Corrie blickte sich um. Ihr bot sich eine schwindelerregende Ansammlung von Schalttafeln, Monitoren und Instrumenten dar.

»Das hier ist natürlich ein ›intelligentes‹ Haus«, sagte Fine. »Alles

automatisiert, und von hier aus kann man alles überwachen: den Status der Generatoren, das Energienetz, den Sicherheitsplan, die Überwachungsanlage. Hat zwar ein Vermögen gekostet, mir aber letztlich jede Menge Versicherungsprämien erspart. Außerdem ist alles vernetzt und übers Internet zugänglich. Ich kann die ganze Anlage von meinen Computern in meinem Haus in New York steuern und jedes Zimmer sehen.«

Das hat er also gemeint, als er sagte, er kann mich im Auge behalten,

dachte Corrie. »Wie funktioniert die Überwachungsanlage?«

Fine zeigte auf einen großen Flachbildschirm. Auf der einen Seite davon stand ein All-in-one-PC mit integrierter Tastatur, darunter ein Gerät, das aussah wie ein aufgemotzter DVD-Player. »Es sind insgesamt vierundzwanzig Überwachungskameras installiert.« Er drückte einen Knopf, der Flachbildschirm sprang an und zeigte ein Bild des Wohnzimmers. In der oberen linken Ecke des Bildes war eine Zahl zu erkennen, unten liefen Zeit- und

Datumsstempel. »Diese vierundzwanzig Knöpfe hier sind jeweils einer Kamera zugeordnet.« Er drückte den Knopf für *Zufahrt*, und das Bild wechselte. Es zeigte – was sonst? – die Zufahrt mit Corries klapprigem Mietwagen.

»Lässt sich das Blickfeld der Kameras verstellen?«

»Nein. Aber jede Bewegung, die von den Sensoren registriert wird, aktiviert die Kamera und wird auf Festplatte gespeichert. Da – schauen Sie mal.« Fine wies auf den Monitor, auf dem gerade ein Reh über die Zufahrt ging.

Während es sich bewegte, wurde es von einem schwarzen Quadrat umgeben – fast wie ein Frame-Fenster in einer Digitalkamera –, das dem Tier folgte. Gleichzeitig erschien auf dem Monitor ein großes rotes *B* in einem Kreis.

»B steht für Bewegung«, sagte Fine.

Das Reh war aus dem Bild gegangen, aber der rote Buchstabe blieb bestehen.

»Warum kann man das B immer noch sehen?«, fragte Corrie.

»Wenn eine der Kameras eine Bewegung registriert, werden die Aufnahmen dieser Videokamera auf

Festplatte gespeichert, wobei die Speicherung eine Minute vor der Bewegung einsetzt und sich eine Minute fortsetzt, nachdem sie aufgehört hat. Wenn es keine weitere Bewegungen mehr gibt, verschwindet das B.«

»Und Sie können das alles über das Internet überwachen?«, fragte Corrie. Die Vorstellung, einem Langstrecken-Voyeur ausgesetzt zu sein, behagte ihr gar nicht.

»Nein. Dieser Teil des Smart-Systems war nie mit dem Internet verbunden. Wir haben die Arbeiten an

der Sicherheitsanlage eingestellt, als wir beschlossen, das Haus zu verkaufen. Soll der neue Eigentümer doch die Kosten übernehmen. Aber von hier funktioniert das System ganz prima.« Fine zeigte auf einen anderen Knopf. »Man kann den Bildschirm auch teilen, indem man den Knopf mehrmals drückt.« Zum ersten Mal wirkte Fine engagiert. Er demonstrierte es Corrie. Das Bild teilte sich, die linke Hälfte des Monitors zeigte das ursprüngliche Bild der Zufahrt, die rechte einen Blick über die Schlucht. Durch wiederholtes Drücken

des Knopfs teilte sich der Bildschirm in vier, dann neun, dann sechzehn immer kleiner werdende Bilder. Jedes wurde von einer anderen Kamera geliefert.

Corries Neugier erlosch schnell.

»Und wie handhabe ich die Alarmanlage?«, fragte sie.

»Die ist auch nie installiert worden. Darum brauche ich jemanden, der das Haus im Auge behält.«

Er knipste das Licht aus und ging Corrie voran aus dem Zimmer, über den Flur und durch eine Tür am Ende. Auf einmal änderte das Haus seinen

Charakter. Verschwunden waren die teuren Kunstwerke, die ultramodernen Möbel, die glänzenden Profi-Geräte. Vor ihr lag ein kurzer, schmaler Gang mit zwei Türen auf jeder Seite, er endete an einer weiteren Tür, die in ein kleines Badezimmer mit billigen Armaturen führte. Der Boden war mit Linoleum ausgelegt, an den dünnen Wänden hing kein einziges Bild. Alle Oberflächen waren mattweiß gestrichen.

»Die Hausmädchenwohnung«, sagte Fine stolz. »Hier werden Sie wohnen.«

Corrie trat einen Schritt vor und lugte

durch die offenen Türen. Die beiden zur Linken führten in ein Schlafzimmer von geradezu klösterlicher Kargheit und Askese. Eine der Türen zur Rechten führte in eine Küche mit einem nach Studentenheim aussehenden Kühlschrank und einem billigen Herd; beim anderen Zimmer handelte es sich offenbar um ein kleines Kämmerchen. Es war kaum besser als ihr Motelzimmer in Basalt.

»Wie gesagt, ich werde in Kürze aufbrechen«, sagte Fine. »Kommen Sie mit zurück in das kleine Zimmer, dann gebe ich Ihnen den Schlüssel.

Irgendwelche Fragen?«

»Wo ist der Thermostat?«, fragte Corrie und schlang sich die Arme um den Leib, damit sie nicht bibberte.

»Hier unten.« Fine trat aus der Hausmädchenwohnung, ging den Flur hinunter und bog ins Wohnzimmer ab. An der Wand war ein Thermostat angebracht, na bitte – unter einem Kasten aus Plexiglas mit einem Schloss daran.

»Zehn Grad«, sagte Fine.

Corrie sah ihn an. »Wie bitte?«

»Zehn Grad. Auf diese Temperatur habe ich es eingestellt, und daran wird

sich auch nichts ändern. Ich werde keinen einzigen Penny mehr in dieses gottverdammte Haus stecken, als ich muss. Soll doch die Verfolgerin die Nebenkosten bezahlen, wenn sie will. Und da ist noch etwas – beschränken Sie den Stromverbrauch auf ein Minimum. Nur wenige Lampen, die absolut notwendig sind.« Fine schien ein Gedanke gekommen zu sein. »Und übrigens, die Thermostateinstellung und der Kilowattverbrauch sind mit dem Internet verbunden. Beides kann ich über mein iPhone überwachen.«

Mit bangem Herzen blickte Corrie auf den abgeschlossenen Thermostat. *Na prima. Also werde ich mir ab jetzt Tag und Nacht den Arsch abfrieren.*

Allmählich verstand sie, warum sich die ursprüngliche Bewerberin gegen den Job entschieden hatte.

Fine schaute sie mit einer Miene an, die besagte, dass das Vorstellungsgespräch beendet war. Damit blieb nur noch eine Frage.

»Wie viel bekomme ich dafür, dass ich auf das Haus aufpasse?«

Fines Augen weiteten sich vor

Überraschung. »Bekommen? Sie wohnen umsonst in einem großen, wunderschönen Haus mitten in Roaring Fork – und Sie verlangen ein *Gehalt*? Sie können von Glück reden, dass ich Ihnen keine Miete berechne.«

Und damit ging er ihr voran zurück in Richtung des kleinen Zimmers.

Arnaz Johnson, Friseur der Stars, hatte zu seiner Zeit jede Menge außergewöhnlicher Leute kennengelernt, die in der berühmten Big Pine Lodge ganz oben in den Roaring Fork Mountains abschlafften – Filmsternchen, gekleidet wie für eine Oscar-Verleihung; Milliardäre, die ihre Trophäen-

Freundinnen in Pelz und Nerz herumführten; Möchtegern-Indianer in zehntausend Dollar teuren Designer-Hirschledermänteln; Pseudo-Cowboys in Stetsonhüten, Stiefeln und Sporen. Arnaz nannte das die Parade der Narzissten. Kaum jemand von denen konnte überhaupt Ski laufen.

Diese Parade war auch der Grund, warum sich Arnaz einen Saisonpass kaufte und ein-, zweimal in der Woche mit der Gondel in die Lodge fuhr; deswegen und aufgrund der Atmosphäre dieser berühmtesten Skihütte im Westen

mit ihren holzgetäfelten Wänden voller Navajo-Teppiche, den mächtigen und beeindruckenden gusseisernen Deckenleuchtern, dem prasselnden Kamin, so groß, dass man einen Stier darin hätte grillen können. Von den Glasfronten, die ein 360-Grad-Panoramabild auf die Berge freigaben, die zurzeit grau und drückend unter einem dunklen Himmel lagen, ganz zu schweigen.

Doch noch nie hatte Arnaz jemanden gesehen wie den Herrn, der dort ganz allein an einem kleinen Tisch vor dem

Riesenfenster saß. Er hatte einen silbernen Flakon mit irgendeiner unbekannten Flüssigkeit vor sich und schaute in Richtung des schneebedeckten Schmugglerkars mit dem Komplex uralter, längst stillgelegter Bergbauegebäude, die wie Gefolgsleute um das riesige, wacklige Holzhaus herum standen, in dem sich die berühmte Irland-Pumpmaschine befand: ein prächtiges Beispiel der Ingenieurskunst des 19. Jahrhunderts, einst die größte Pumpe der Welt, heute nur noch eine verrostete Hülle.

Arnaz beobachtete den gespenstischen Mann nun schon seit über einer halben Stunde, und in dieser Zeit hatte der andere keinen Finger gerührt. Arnaz war ein *fashionista*, deshalb entzückte ihn die Kleidung des Mannes: Er trug einen schwarzen Vikunja-Mantel; Qualität des Stoffs, Schnitt und Stil waren exquisit, die Marke war Arnaz allerdings nicht bekannt. Der Mantel war aufgeknöpft, so dass ein maßgefertigter schwarzer Anzug englischen Zuschnitts zu erkennen war, eine Krawatte von Zegna und ein umwerfender

cremefarbener Seidenschal, locker drapiert. Die Krönung des Ensembles – im Wortsinne – war, dass der Mann auf dem blassen, schädelähnlichen Kopf einen unpassenden zobelfarbenen Trilby-Hut im Stil der Sechziger trug. In dem großen Raum in der Hütte war es warm, doch der Mann sah aus, als wäre ihm eiskalt.

Ein Schauspieler war das nicht. Arnaz, ein Kinofan, wusste, dass er ihn noch nie auf der Leinwand gesehen hatte, nicht einmal in einer Nebenrolle. Mit Sicherheit auch kein Banker,

Hedgefondsmanager, Vorstandschef, Rechtsanwalt oder sonst ein Geschäfts- oder Finanzgenie; sein Outfit wäre in einer solchen Szene völlig inakzeptabel. Er war auch kein Poseur, denn er trug seine Kleider auf lässige, nonchalante Art, als wäre er darin geboren worden. Und um in der Internetbranche zu arbeiten, dazu war er viel zu elegant gekleidet. Was zum Teufel war er also?

Ein Gangster.

Also, das ergab Sinn. Das war ein Krimineller. Ein sehr, sehr erfolgreicher Krimineller. Russe vielleicht – er

strahlte so etwas leicht Fremdartiges aus mit diesen blassen Augen und den hohen Wangenknochen. Ein russischer Oligarch. Aber nein, wo waren denn die Frauen? Die russischen Milliardäre, die nach Roaring Fork kamen – und es kamen nicht wenige –, spazierten ständig mit einer Schar mit Schmuck behängter, vollbusiger Flittchen herum.

Arnaz war mit seiner Weisheit am Ende.

Pendergast hörte, wie er angesprochen wurde, wandte sich langsam und sah,

wie Chief Stanley Morris mitten durch den Raum auf ihn zukam.

»Darf ich?«

Pendergast öffnete langsam die Hand, als Einladung, er möge Platz nehmen.

»Vielen Dank. Ich hörte, dass Sie hier oben sind.«

»Und von wem haben Sie das gehört?«

»Nun ja, Sie sind nicht gerade unauffällig, Agent Pendergast.«

Stille. Und dann zog Pendergast einen Silberbecher aus dem Mantel und stellte ihn auf den Tisch. »Sherry? Ein recht

mittelmäßiger Amontillado, aber trinkbar.«

»Oh, nein danke.« Der füllige Polizeichef wirkte irgendwie unruhig und verlagerte sein Gewicht ein-, zweimal auf dem Stuhl. »Schauen Sie, ich bin mir ja bewusst, dass ich diese Sache mit Ihrem, ähm, Schützling Miss Swanson vermässelt habe, und das tut mir leid. Ich möchte sagen, ich hab's nicht anders verdient auf der Stadtversammlung. Aber Sie ahnen ja nicht, wie es ist, in einer Stadt wie dieser Polizeichef zu sein, in der alle an

einem in fünf verschiedene Richtungen zerren.«

»Es tut mir in der Tat leid, das zu sagen, aber ich fürchte, Ihre mikroskopischen Probleme interessieren mich nicht.« Pendergast schenkte sich eine kleine Menge Sherry ein und kippte sich das Glas hinter die Binde.

»Hören Sie«, sagte der Chief und verlagerte wieder sein Gewicht auf dem Stuhl. »Ich bin gekommen, um Sie um Ihre Mithilfe zu bitten. Wir haben diesen grauenvollen Vierfachmord, einen halben Hektar großen Tatort von

unglaublicher Komplexität. Alle meine Forensiker streiten untereinander und mit diesem Brandexperten, sie sind wie gelähmt, sie haben so etwas noch nie gesehen ...« Seine Stimme stockte, er setzte neu an. »Schauen Sie, dieses Mädchen – Jenny, die ältere Tochter – war meine Praktikantin. Sie war ein gutes Kind ...« Er schaffte es, sich zusammenzureißen. »Ich brauche Hilfe. Inoffiziell. Rat, um mehr bitte ich nicht. Nichts Offizielles. Ich habe mir Ihren Lebenslauf angesehen – sehr beeindruckend.«

Wieder zuckte die Hand vor, und Pendergast schenkte sich noch ein Gläschen ein; auch das wurde runtergekippt. Es folgte Stille. Schließlich sagte Pendergast: »Ich bin hergekommen, um meinen Schützling – Ihr Wort, nicht meines – Ihren unfähigen Händen zu entreißen. Mein Bestreben, mein einziges Bestreben, ist es, dafür zu sorgen, dass Miss Swanson ihre Arbeit beenden kann, ohne dass sie weiterhin von Mrs. Kermode oder irgendjemandem sonst gestört wird. Und dann verlasse ich diese aberwitzige

Stadt und fliege schnellstmöglich zurück nach Hause nach New York.«

»Trotzdem waren Sie heute Morgen oben am Brandort. Sie haben Ihren Ausweis vorgezeigt, um sich Zugang zum abgesperrten Bereich zu verschaffen.«

Pendergast winkte ab, ähnlich wie man eine Fliege wegwedeln würde.

»Sie waren dort. Warum?«

»Ich habe das Feuer gesehen. Ich war ein ganz klein wenig fasziniert.«

»Sie sagten, da würde noch mehr kommen. Warum haben Sie das gesagt?«

Noch ein lässiges Abwinken.

»Verdammt! *Warum haben Sie das gesagt?*«

Keine Antwort.

Der Chief erhob sich vom Tisch.

»Sie haben gesagt, dass es noch mehr Morde geben wird. Ich habe mir Ihren Lebenslauf angesehen, und da ist mir klargeworden, dass gerade Sie Bescheid wissen müssten. Ich sage Ihnen, wenn es tatsächlich weitere Morde gibt und Sie sich weigern zu helfen, dann werden Sie diese Toten auf dem Gewissen haben. Das schwöre ich bei Gott.«

Das wurde mit einem Schulterzucken

quittiert.

»Hören Sie auf mit diesem Schulterzucken, Sie Schweinehund!«, rief der Chief, dem nun endlich der Geduldsfaden riss. »Sie haben doch gesehen, was mit der Familie angestellt wurde. Wie können Sie hier einfach herumsitzen und Sherry trinken?« Er packte die Tischkante und beugte sich vor. »Ich habe Ihnen nur eines zu sagen, Pendergast – Sie können mich mal, und danke für die Blumen!«

Daraufhin huschte der kleinste Anflug eines Lächelns über die schmalen

Lippen. »Also, das kommt der Sache schon näher.«

»Was für einer Sache?«, brüllte Morris.

»Ein alter Freund von der New Yorker Polizei kennt da einen Ausdruck, der auf Ihre Situation zutrifft. Wie hieß er noch gleich? Ach ja.« Pendergast sah zum Chief hoch. »Ich werde Ihnen helfen, aber nur unter einer Bedingung, nämlich dass Sie – wie er sich vermutlich ausdrücken würde – endlich zeigen, dass Sie *Eier in der Hose haben*.«

Chief Stanley Morris starrte fassungslos auf die Ruine. Die Restwärme des Brands vom Vortag war inzwischen verschwunden, und in der Nacht hatte leichter Schneefall eingesetzt und die Szene des Grauens mit einer weißen Decke überzogen. Über die Hauptareale mit Beweismaterial waren

Plastikplanen gebreitet worden, und jetzt entfernten seine Männer sie sorgfältig und schüttelten sie vom Schnee frei als Vorbereitung für die Tatortbegehung. Es war acht Uhr morgens, sonnig, minus neun Grad. Wenigstens wehte kein Wind.

Nichts dergleichen war Morris je widerfahren, weder privat noch beruflich, und er stahlte sich für die bevorstehenden Strapazen. Er hatte in der Nacht kaum geschlafen, und als er's schließlich tat, riss ihn ein furchtbarer Alptraum sofort wieder aus dem Schlaf.

Er fühlte sich beschissen und konnte das Niederträchtige und Grauenhafte des Verbrechens noch immer nicht vollständig begreifen.

Er atmete tief durch und sah sich um. Links von ihm stand Chivers, der Brandexperte, rechts dieser Pendergast in seinem Vikunja-Mantel, den er sich unpassenderweise über eine himmelblaue Daunenjacke gezogen hatte. Dicke Fäustlinge und eine hässliche Strickmütze vervollständigten das Bild. Der Mann war dermaßen blass, dass es schien, als litte er schon jetzt an

Unterkühlung. Doch seine Augen blickten enorm wach und schweiften ruhelos über den Tatort.

Morris räusperte sich und bemühte sich, nach außen das Bild eines Polizeichefs zu vermitteln, der alles fest im Griff hatte. »Bereit, mein Herren?«

»Aber sicher«, sagte Chivers mit deutlichem Mangel an Begeisterung. Er war sichtlich unzufrieden mit der Anwesenheit des FBI-Agenten. *Pech gehabt*, dachte Morris. Allmählich hatte er die Meinungsverschiedenheiten, Streitereien um Zuständigkeiten und

internen Machtkämpfe satt, die dieser Fall erzeugte.

Pendergast neigte den Kopf.

Der Polizeichef duckte sich unter dem Absperrband hindurch, die anderen folgten. Alles war von Neuschnee bedeckt, bis auf die Stellen, an denen die Plastikplanen ausgelegt worden waren, und diese Areale waren jetzt große dunkle Quadrate in einer ansonsten weißen Landschaft. Der Gerichtsmediziner hatte die sterblichen Überreste noch nicht weggeschafft. Verschiedenenfarbige Fähnchen der

Kriminaltechnik sprenkelten die Ruine, flatterten im Wind und verliehen der Szenerie ein unangemessen festliches Aussehen. Noch immer hing der Gestank nach Rauch, verbrannten Elektrokabeln, Gummi- und Plastikteilen schwer in der Luft.

Jetzt übernahm Pendergast die Führung, der sich trotz seiner voluminösen Kleidung leichtfüßig bewegte. Er sprang vor, kniete sich hin, fegte mit einer kleinen Bürste etwas Schnee weg und untersuchte den verbrannten Schieferboden. Das machte

er an mehreren, anscheinend aufs Geratewohl ausgewählten Stellen, während sie weiter durch die Ruine gingen. An einem Punkt tauchte unter seinem Mantel ein Reagenzglas auf, in das er mittels einer Pinzette irgendeine mikroskopische Probe gab.

Chivers hielt sich im Hintergrund, er sagte nichts, ein missmutiger Ausdruck stand auf seinem dicken Gesicht.

Schließlich gelangten sie zu der gruseligen Badewanne. Morris konnte sie kaum ansehen. Aber Pendergast ging direkt darauf zu, kniete sich hin und

beugte sich darüber, fast so, als wollte er beten. Er zog einen Handschuh aus, stocherte mit seinen weißen Fingern und einer langen Pinzette in der Badewanne herum und legte weitere Proben ins Röhrchen. Schließlich erhob er sich, und sie gingen weiter durch die Hausruine.

Sie gelangten zu der verbrannten Matratze mit ihren Drahtschlaufen und Knochenfragmenten. Hier blieb Pendergast erneut stehen und betrachtete sie eine Weile. Morris bibberte, die Untätigkeit, die Kälte und eine gewisse Übelkeit – das wurde ihm alles zu viel.

Der Agent zog aus seinem Mantel ein Schriftstück hervor, mit einem detaillierten Grundriss des Hauses – wo hatte er das her? –, und konsultierte es ausgiebig, bevor er es zusammenfaltete und wieder einsteckte. Dann kniete er nieder und untersuchte mit einem Vergrößerungsglas die verkohlten Überreste des Skeletts, das an die Matratze gefesselt worden war, eigentlich nur Knochenfragmente und noch diverse andere Dinge. Morris spürte, wie die Kälte tiefer unter seine Kleidung kroch. Chivers wurde

allmählich unruhig, er ging auf und ab, schlug immer wieder die Handschuhe aneinander, um sich warmzuhalten, und vermittelte durch seine Körpersprache, dass er das Ganze für Zeitverschwendung hielt.

Schließlich richtete sich Pendergast auf. »Wollen wir weitergehen?«

»Tolle Idee«, sagte Chivers.

Sie schritten weiter durch die verbrannte Landschaft: die auf gespenstische Weise aufragenden, mit Rauhreif bedeckten Stützpfeiler, die versengten Wände, die Haufen

gefrorener Asche, die glitzernden Pfützen aus Glas und Metall. Jetzt war auf einer Seite der Kadaver des Hundes zu sehen, zusammen mit den beiden nebeneinanderliegenden, bröckeligen Haufen aus Asche und Knochen, die Jenny Bakers Vater und Mutter gewesen waren.

Morris musste wegschauen. Es war zu viel.

Pendergast kniete sich hin und untersuchte alles mit äußerster Sorgfalt, nahm weitere Proben und hielt sein Schweigen aufrecht. Vor allem die

verkohlten Teile des Hundes schienen ihn zu interessieren, die er sorgfältig mit seiner langstieligen Pinzette und einem kleinen Werkzeug sondierte, das wie ein Zahnstocher aussah. Sie gingen in die Ruine der Garage, in der die verbrannten und ausgebrannten Hüllen dreier Autos standen. Der FBI-Agent warf einen flüchtigen Blick darauf.

Und dann waren sie fertig. Hinter dem Absperrband drehte sich Pendergast um. Seine Augen erschreckten Morris, so klar funkelten sie in der hellen Wintersonne.

»Es ist, wie ich befürchtet habe.«

Morris wartete auf mehr, wurde aber lediglich mit Schweigen bedacht.

»Na ja«, sagte Chivers laut, »das untermauert nur, was ich Ihnen bereits berichtet habe, Stanley. Alle Anhaltspunkte weisen auf einen stümperhaften Einbruchdiebstahl mit mindestens zwei Tätern hin, vielleicht mehr. Möglicherweise mit einer Sexualdelikt-Komponente.«

»Agent Pendergast?«, sagte Morris schließlich.

»Es tut mir leid, sagen zu müssen,

dass eine korrekte Rekonstruktion des Tathergangs vielleicht nicht möglich ist. Dazu hat der Brand zu viele Informationen vernichtet. Aber ich konnte ein paar hervorstechende Details retten – soll ich sie Ihnen verraten?«

»Ja. Ich bitte darum.«

»Es handelt sich um einen Einzeltäter. Er ist durch die unverschlossene rückwärtige Tür eingedrungen. Drei Familienangehörige befanden sich im Haus, alle im ersten Stock, vermutlich schliefen sie. Der Täter tötete den Hund, der herbeikam,

um nachzuschauen, auf der Stelle. Dann stieg er – oder sie – die vordere Treppe hinauf in den ersten Stock, überraschte eine weibliche Heranwachsende in ihrem Schlafzimmer, schaltete sie aus und knebelte sie, bevor sie hörbaren Lärm verursachen konnte, und fesselte sie ans Bett, wobei sie noch am Leben war. Möglicherweise befand er sich auf dem Weg zum Elternschlafzimmer, als die zweite Heranwachsende zu Hause eintraf.« Er wandte sich in Richtung Morris. »Das muss Ihre Praktikantin Jenny gewesen sein. Sie kam durch die

Garage ins Haus und ging in den ersten Stock. Dort wurde sie vom Täter überfallen, ausgeschaltet, geknebelt und in die Badewanne gelegt. Das wurde mit äußerster Effizienz durchgeführt, dennoch scheint diese zweite Attacke die Eltern geweckt zu haben. Es kam zu einem kurzen Kampf, der im ersten Stock begann und im Erdgeschoss endete. Ich vermute, dass der Vater dort getötet wurde, an Ort und Stelle, wohingegen die Mutter später nach unten geschleift wurde. Möglicherweise wurden beide zusammengeschlagen.«

»Woher wollen Sie das alles wissen?«, sagte Chivers. »Das ist doch reine Spekulation!«

Pendergast ignorierte den Ausbruch und fuhr mit seinen Ausführungen fort. »Der Täter kehrte ins erste Obergeschoss zurück, übergoss beide weiblichen Heranwachsenden mit Benzin und zündete sie an. Dann machte er – aus Notwendigkeit – einen schnellen Abgang. Er zerrte den anderen Elternteil die Treppe hinab und verspritzte erneut Brandbeschleuniger auf seinem Weg nach draußen. Er

verließ den Tatort zu Fuß, nicht im Auto. Schade, dass die Nachbarn und Feuerwehrleute in den verschneiten Wäldern rings um das Haus herumgetrampelt sind.«

»Ausgeschlossen«, sagte Chivers und schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen, dass Sie all diese Schlüsse aus den uns zur Verfügung stehenden Informationen ziehen können – und die Schlüsse, die Sie gezogen haben, nun ja, bei allem Respekt, sind zum größten Teil falsch.«

»Ich muss sagen, dass ich Mr. Chivers', ähm, Skepsis teile und

bezweifle, dass Sie das alles durch eine bloße Tatortbegehung herausbekommen können«, sagte Morris.

Pendergast antwortete im Ton von jemandem, der einem Kind etwas erklärte. »Es ist der einzige logische Tathergang, der mit den Tatsachen übereinstimmt. Und die Fakten sind folgende: Als Jenny Baker nach Hause zurückgekehrt ist, war der Täter schon im Haus. Sie kam durch die Garage ins Haus – der Freund hat das bestätigt –, und wenn die Eltern bereits getötet worden wären, hätte sie die Leichen an

der rückwärtigen Tür bemerkt. Den Kadaver des Hundes hat sie nicht gesehen, weil er hinter der Küchentheke lag, hier.« Er zog den Grundriss hervor.

»Aber woher wissen Sie, dass der Täter bereits oben war, als Jenny zu Hause angekommen ist?«

»Weil Jenny oben überfallen wurde.«

»Sie könnte auch in der Garage überfallen und mit Gewalt nach oben gebracht worden sein.«

»Wenn Sie das erste Opfer gewesen und in der Garage überfallen worden wäre, wäre der Hund noch am Leben

gewesen und hätte gebellt und damit die Eltern aufgeweckt. Nein – das allererste Opfer war der Hund, getötet an der rückwärtigen Tür, vermutlich mit einem Schlag auf den Kopf mit so etwas wie einem Baseballschläger.«

»Einem *Baseballschläger*?«, sagte Chivers ungläubig. »Woher wollen Sie wissen, dass der Täter nicht ein Messer oder eine Schusswaffe benutzt hat?«

»Die Nachbarn haben keine Schüsse gehört. Haben Sie schon mal versucht, einen Deutschen Schäferhund mit einem Messer zu töten? Und schließlich: Das

Schädeldach des Hundes weist ein Grünholzfrakturmuster auf.« Er hielt inne. »Man muss nicht Sherlock Holmes sein, um ein paar simple Details wie diese zu analysieren, Mr. Chivers.«

Chivers verstummte.

»Daher, als Jenny zu Hause angekommen ist, war der Täter schon oben und hatte die Schwester bereits außer Gefecht gesetzt, denn er hätte nicht beide gleichzeitig überwältigen können.«

»Es sei denn, es gab zwei Täter«, sagte Chivers.

»Reden Sie weiter«, sagte Morris zu Pendergast.

»Mittels eines Baseballschlägers oder irgendeiner anderen Methode hat er Jenny auf der Stelle überwältigt.«

»Was genau der Grund ist, warum es zwei Täter gegeben haben muss!«, sagte Chivers. »Das war ein Einbruch, der fehlgeschlagen ist. Die sind ins Haus eingebrochen, aber die Dinge sind außer Kontrolle geraten, bevor sie mit dem Diebstahl beginnen konnten. So was passiert ständig.«

»Nein. Die Abfolge war gut geplant,

und der Täter hatte zu jedem Zeitpunkt alles unter Kontrolle. Die psychologische Charakteristik des Verbrechens – die Brutalität – weist auf einen Einzeltäter hin, den ein anderes Motiv als Raub geleitet hat.«

Chivers verdrehte die Augen und sah Morris an.

»Und was Ihre Theorie über einen fehlgeschlagenen Einbruchdiebstahl betrifft: Der Täter war sich durchaus bewusst, dass sich mindestens drei Personen im Haus befanden. Ein planvoll agierender Einbrecher bricht

nicht in ein bewohntes Haus ein.«

»Es sei denn, es gibt da zwei Mädchen, die vielleicht ...« Chivers schluckte und warf Morris einen Blick zu.

»Die Mädchen wurden nicht sexuell belästigt. Hätte der Täter beabsichtigt, sie zu vergewaltigen, hätte er die Bedrohung durch die Eltern beseitigt, indem er diese zuerst getötet hätte. Und eine Vergewaltigung passt weder zur zeitlichen Abfolge noch zur Ausführung der Tat. Zudem könnte ich darauf hinweisen, dass zwischen dem

Zeitpunkt, als der Freund Jenny abgesetzt hat, und dem Zeitpunkt, als der Brand am Berg erschienen ist, höchstens zehn Minuten verstrichen waren.«

»Und woher wissen Sie, dass einer der Elternteile unten getötet und der andere später nach unten geschleift wurde?«

»Das ist, zugegebenermaßen, eine Vermutung. Aber es ist die einzige, die mit den Fakten übereinstimmt. Wir haben es hier mit einem Einzeltäter zu tun, und es ist nicht wahrscheinlich, dass er beide Elternteile bekämpft hat, unten,

gleichzeitig. Bei dieser Lage der Eltern handelt es sich um ein weiteres inszeniertes Element des Überfalls – ein gruseliges Detail, um noch mehr Angst und Schrecken zu verbreiten.«

Ungläubig und angewidert schüttelte Chivers den Kopf.

»Also.« Der Chief brachte es kaum über sich, die Frage zu stellen, die er stellen musste. »Was veranlasst Sie zu der Annahme, dass es weitere Morde wie diesen geben wird?«

»Hierbei handelt es sich um ein Verbrechen aus Hass, Sadismus und

Brutalität, begangen von einer Person, die, obgleich vermutlich geistesgestört, dennoch organisiert, intelligent und immer noch Herr ihrer fünf Sinne war.

Brandstiftung ist oft die Waffe der Wahl für einen Geisteskranken.«

»Ein Mord aus Rache?«

»Zweifelhaft. Die Familie Baker war in Roaring Fork kaum bekannt. Sie haben mir selbst gesagt, sie scheint keine Feinde in der Stadt zu haben und verbringt nur ein paar Wochen im Jahr hier. Also, wenn nicht Rache, was ist dann das Motiv? Schwierig, das

definitiv zu sagen, aber möglicherweise richtete sich der Mord nicht speziell gegen diese Familie, sondern vielmehr gegen das, wofür sie stand.«

Stille. »Und wofür steht diese Familie?«, fragte Morris.

»Vielleicht für das, was die gesamte Stadt repräsentiert.«

»Und das wäre?«

Pendergast hielt inne, und dann sagte er: »Geld.«

Corrie betrat den Bereich Geschichte der Stadtbücherei von Roaring Fork. Wieder war der wunderschöne, holzgetäfelte Raum leer – bis auf Ted Roman, der hinter dem Auskunftstresen saß und in einem Buch las. Er blickte auf, als Corrie eintrat. Sein schlankes Gesicht hellte sich auf.

»Wen haben wir denn da!«, sagte er im Aufstehen. »Das berühmteste Mädchen von Roaring Fork kehrt triumphal zurück!«

»Mann. Was ist denn das für ein Willkommensgruß?«

»Ein aufrichtiger. Ich meine das ernst. Sie und dieser FBI-Agent haben Kermode drangekriegt. Wirklich, das war ein toller Auftritt. Eine der besten Sachen, die ich je in dieser Stadt erlebt habe.«

»Sie waren auf der Stadtversammlung?«

»Aber klar. Höchste Zeit, dass mal jemand dieses ... na ja, ich hoffe, Sie sind nicht beleidigt, wenn ich das Wort benutze, dieses *Miststück* vom Sockel holt.«

»Ich habe nichts dagegen.«

»Und nicht nur, dass der Mann in Schwarz Kermode zur Schnecke gemacht hat, er hat auch die Dreierbande – sie, den Polizeichef und den Bürgermeister – ins Visier genommen. Ihr Freund hat denen dermaßen eingeheizt, dass die sich fast in die Hosen gemacht haben – Montebello auch!« Er keckerte fast vor

Freude, und sein Lachen war so ansteckend, dass Corrie einfach nicht anders konnte, als darin einzustimmen.

»Ich muss zugeben, es war mir eine Freude, die Geschichte zu hören«, sagte Corrie. »Vor allem, nachdem ich wegen dieser Leute zehn Tage im Gefängnis saß.«

»Sobald ich gelesen hatte, dass Sie verhaftet worden waren, hab ich gewusst, dass das Bullshit ist ...« Ted versuchte, seine Schmachtlücke zu bändigen, die ihm immer wieder in die Stirn fiel. »Also, woran arbeiten Sie

heute, was möchten Sie denn wissen?«

»Ich möchte alles, was ich kann, über Emmett Bowdree und seinen Tod herausfinden.«

»Der Bergarbeiter, dessen Knochen Sie untersucht haben? Mal sehen, was wir da finden können.«

»Ist die Bücherei eigentlich immer so leer?«, fragte sie, als sie zum Computerbereich hinübergingen.

»Ja. Verrückt, nicht? Die schönste Bücherei im Westen, und niemand kommt. Das liegt an den Leuten in dieser Stadt – die sind zu beschäftigt damit, in

ihren Pelzen und Brillanten die Hauptstraße auf und ab zu stolzieren.« Er ahmte einen Filmstar nach und stöckelte, als ob er auf einem Laufsteg ginge und posierte.

Corrie lachte. Ted war ein lustiger Typ.

Er setzte sich vor einen Computerterminal, loggte sich ein, begann unterschiedliche Suchen und erklärte, was er machte, während sie ihm über die Schulter schaute.

»Okay«, sagte er. »Ich hab ein paar brauchbare Treffer über Ihren

Mr. Bowdree.« Sie hörte, wie hinter ihr ein Drucker ansprang. »Werfen Sie einen Blick auf die Liste und sagen Sie mir, was Sie sich ansehen wollen.«

Er holte die Ausdrucke. Erfreut, ja fast eingeschüchtert überflog Corrie rasch die Einträge. Wie es schien, gab es ziemlich viel über Emmett Bowdree: Erwähnungen in Zeitungsartikeln, Unterlagen über Beschäftigungsverhältnisse und Erzproben, Dokumente über Bergbau und Mutungen und verschiedene andere.

»Sagen Sie mal ...«, begann Ted und

stockte dann.

»Ja?«

»Hm, wissen Sie, angesichts der Tatsache, dass Sie mir beim letzten Treffen ein Bier abgeschlagen haben ...«

»Tut mir leid. Ich war damit beschäftigt, mich festnehmen zu lassen.«

Er lachte. »Na ja, dann schulden Sie mir noch eins. Heute Abend?«

Corrie sah ihn an. Plötzlich wurde sie rot und verlegen und hoffnungsvoll.

»Sehr gern«, hörte sie sich sagen.

20

Chief Morris gab hin und wieder eine Pressekonferenz, und zwar in der Regel dann, wenn irgendein Bad-Boy-Promi in Schwierigkeiten geraten war. Die größte Veranstaltung dieser Art, an die er sich erinnern konnte, drehte sich um den Selbstmord von Hunter S. Thompson – das war ein richtiger Zirkus gewesen.

Doch diesmal lagen die Dinge anders, schlimmer. Während er die Zuhörerschaft aus den Kulissen heraus beobachtete, spürte er eine aufsteigende Angst. Die Leute waren aufgebracht und verlangten Antworten. Weil die alte Polizeiwache lediglich über einen kleinen Besprechungsraum verfügte, war man wieder in den Versammlungssaal des Rathauses umgezogen – den Ort seiner jüngsten Demütigung –, und diese Erinnerung war gar nicht angenehm.

Andererseits hatte er Pendergast an seiner Seite. Der Mann, der ihm zuerst

als Gegner gegenübergetreten war, war inzwischen – er konnte es ebensogut zugeben – eine Stütze geworden. Der Agent war brilliant, selbst wenn er sich etwas merkwürdig benahm, und Morris war verdammt dankbar, ihn in seiner Ecke zu haben. Aber im Umgang mit dieser Menschenmenge würde Pendergast ihm nicht helfen können. Das hier musste er selber erledigen. Er musste da reingehen und wirken wie der »Mann, der alles unter Kontrolle hat«.

Er blickte auf die Uhr. Fünf vor zwei – das Gewirr der Stimmen klang in

seinen Ohren wie unheilverkündendes Grollen. *Eier in der Hose*. Nun gut, er würde sein Bestes geben.

Nach einem letzten Blick auf seine Notizen trat er hinaus auf die Bühne und ging forschen Schritts zum Podium. Als das Stimmengemurmel leiser wurde, nahm er sich einen Augenblick Zeit, um einen Blick in den Zuhörerraum zu werfen. Der Raum war rappelvoll, nur Stehplätze waren noch frei, und so wie's aussah, warteten draußen noch mehr Leute. Die Pressetribüne war bis auf den letzten Platz besetzt. Mühelos entdeckte

er den schwarzen Fleck, Pendergast, er saß ganz vorn im Bereich für die Öffentlichkeit. Und im reservierten Bereich sah er die Reihen der Amtsträger: der Bürgermeister, der Brandmeister, leitende Mitarbeiter der Polizei, der Gerichtsmediziner, Chivers und der städtische Staatsanwalt. Auffällig war die Abwesenheit von Mrs. Kermode. Gott sei Dank.

Er beugte sich vor und tippte ans Mikrofon. »Meine Damen und Herren.«

Augenblicklich herrschte Stille im Saal.

»Für diejenigen, die mich vielleicht nicht kennen«, sagte er. »Ich bin Polizeichef Stanley Morris von der Polizei Roaring Fork. Ich verlese gleich eine Erklärung und beantworte anschließend Fragen der Presse und der Öffentlichkeit.«

Er ordnete seine Unterlagen und begann den Text abzulesen, wobei er darauf achtete, dass seine Stimme fest und neutral klang. Es war eine kurze Erklärung, die sich auf die unbestreitbaren Tatsachen beschränkte: die Uhrzeit des Brands, Anzahl und

Identität der Opfer, die Feststellung, dass es sich um Mord handelte, der Stand der Ermittlungen. Keine Spekulationen. Er endete mit einem Appell an alle, Informationen zu melden, die sie möglicherweise beisteuern konnten, egal wie unwichtig sie erscheinen mochten. Pendergasts Vermutung, es könnte zu weiteren ähnlichen Vorfällen kommen, ließ er natürlich unerwähnt; das wäre viel zu brisant. Außerdem gab es keinerlei Anhaltspunkte dafür – wie Chivers gesagt hatte, war das alles reine

Spekulation.

Er hob den Kopf. »Fragen?«

Sofort entstand ein Tumult unter den Presseleuten. Morris hatte sich bereits entschieden, wen er aufrufen wollte und in welcher Reihenfolge. Jetzt zeigte er auf seinen Nummer-eins-Journalisten, einen alten Kumpel von der *Roaring Fork Times*.

»Chief Morris, vielen Dank für die Presseerklärung. Gibt es bereits Verdächtige?«

»Es gibt einige wichtige Spuren, die wir verfolgen«, antwortete Morris.

»Mehr kann ich dazu nicht sagen.« *Weil wir keinen Schimmer haben*, dachte er grimmig.

»Irgendeine Idee, ob der Täter hier aus der Gegend stammt?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Morris. »Wir sind im Besitz der Gästelisten aller Hotels und Ferienwohnungen und der Verkaufsunterlagen für Skilift-Tickets, außerdem haben wir die Hilfe des Nationalen Zentrums zur Analyse von Gewaltverbrechen angefordert, das derzeit seine Datenbanken nach

vorherigen Verurteilungen wegen
Brandstiftung durchsucht.«

»Irgendein mögliches Motiv?«

»Nichts Konkretes. Wir untersuchen
verschiedene Möglichkeiten.«

»Zum Beispiel?«

»Einbruchdiebstahl, Rache, perverser
Nervenkitzel.«

»Stimmt es, dass eines der Opfer als
Praktikantin in Ihrem Büro gearbeitet
hat?«

Gott, er hatte gehofft, dass die Frage
nicht gestellt werden würde. »Jenny
Baker war Praktikantin in meinem Büro,

sie hat in den Wintersemesterferien bei uns gearbeitet.« Er schluckte und versuchte, trotz der plötzlichen Emotion in seiner Stimme weiterzusprechen. »Sie war eine wundervolle junge Frau, die eine berufliche Laufbahn bei den Polizeibehörden anstrebte. Es ist ... ein niederschmetternder Verlust.«

»Es geht das Gerücht, dass eines der Opfer an ein Bett gefesselt und mit Benzin übergossen wurde«, warf ein anderer Reporter ein.

Du Mistkerl. Hat Chivers das ausgeplaudert? »Das ist korrekt«, sagte

Morris nach längerem Zögern.

Das war eine Sensation.

»Und ein weiteres Opfer wurde zu Tode verbrannt in einer Badewanne gefunden?«

»Ja«, sagte Morris, ohne weiter darauf einzugehen.

Wieder lautes Gemurmel. Das wurde langsam hässlich.

»Wurden die jungen Frauen vergewaltigt?«

Die Pressefritzen fragten einfach alles, sie kannten keine Scham. »Der Leitende Gerichtsmediziner hat seine

Untersuchung noch nicht beendet. Aber
möglicherweise wird man es, in
Anbetracht des Zustands der sterblichen
Überreste, nie erfahren.«

»Ist etwas gestohlen worden?«

»Das wissen wir nicht.«

»Wurden die Opfer bei lebendigem
Leibe verbrannt?«

Zunehmende Unruhe im Saal.

»Es wird mindestens eine Woche
dauern, bis der Großteil der
Beweismittel untersucht worden ist.
Gut – bitte – genug Fragen von der
Presse. Jetzt ist die Öffentlichkeit dran.«

Morris hoffte inständig, dass das ein leichter Gang würde.

Der ganze Saal war auf den Beinen, Hände winkten. Kein gutes Zeichen. Er zeigte auf jemanden, den er nicht kannte, eine bescheiden wirkende ältere Frau. Aber eine Person vor ihr hatte ihn – absichtlich oder nicht – missverstanden und antwortete sofort mit dröhnender Stimme. Verflucht, das war Sonja Marie Dutoit, die Schauspielerin im Vorruhestand, berüchtigt in Roaring Fork wegen ihres abscheulichen Benehmens in Läden und Restaurants

und wegen ihres Gesichts, das so oft geliftet und gebotoxt worden war, dass es ein ewiges Grinsen zeigte.

»Danke, dass Sie mich drangenommen haben«, sagte sie mit Raucherstimme. »Ich spreche sicherlich für uns alle hier, wenn ich sage, wie schockiert und entsetzt ich über dieses Verbrechen bin.«

»Ja, in der Tat«, sagte Morris. »Ihre Frage bitte.«

»Seit diesem entsetzlichen, erschreckenden, furchterregenden Brand sind sechsunddreißig Stunden vergangen.

Wir alle haben ihn gesehen. Und nach dem zu urteilen, was Sie gerade sagten, haben Sie keine großen Fortschritte erzielt – wenn überhaupt.«

Ruhig antwortete Morris: »Haben Sie eine Frage, Miss Dutoit?«

»Gewiss. Warum haben Sie den Mörder noch nicht gefasst? Wir sind hier nicht in New York City; wir haben hier nur zweitausend Einwohner. Es gibt nur eine Straße in die Stadt hinein und wieder heraus. Was also ist das Problem?«

»Wie bereits gesagt: Wir haben

ungeheuer viele Ressourcen eingesetzt, haben Spezialisten hinzugezogen, selbst aus Grand Junction, auch das NZAG beteiligt sich an den Ermittlungen. Aber andere Anwesende haben bestimmt auch noch Fragen ...«

»Ich bin noch nicht fertig«, redete Dutoit weiter. »Wann wird das nächste Haus niedergebrannt?«

Das führte zu lautstarkem Gemurmel. Ein paar Leute verdrehten die Augen als Reaktion auf Dutoits Fragen, andere wirkten ein ganz klein wenig ängstlich.

»Es gibt nicht den geringsten Beweis

dafür, dass wir es hier mit einem Serienbrandstifter zu tun haben«, sagte Morris, der derlei Spekulationen im Keim ersticken wollte.

Aber Dutoit war, wie es schien, noch nicht fertig. »Wer von uns wird heute Abend von Flammen umgeben in seinem Bett aufwachen? Und was in Gottes Namen wollen Sie dagegen unternehmen?«

21

Es war kaum zu glauben, dass die Mineshaft Tavern Teil von Roaring Fork war, mit dem Sägemehl auf dem Boden, den mit rostigen alten Bergbauwerkzeugen behängten Keller-Felswänden, dem Geruch nach Bier und Texas-Barbecue, den ein wenig verlotterten Arbeiterklasse-Gästen – und

vor allem dem talentlosen Sänger am Mikro, der auf seiner Gitarre irgendein selbstkomponiertes Lied mit von überzogenem Pathos verzerrten Gesichtszügen zum Besten gab.

Als sie hereinkam, war Corrie angenehm überrascht. Der Laden war viel eher ihre Art Lokal als das Restaurant im Hotel Sebastian.

Ted saß an »seinem« Tisch ganz hinten, genau dort, wo er gesagt hatte, mit einem Glas Imperial vor sich. Er stand auf – das gefiel ihr – und half ihr auf den Stuhl, ehe er sich wieder setzte.

»Was möchtest du trinken?«

Es machte ihr nichts aus, dass er sie duzte. »Was trinkst du?«

»Maroon Bells Stout, wird gleich unten an der Straße gebraut. Fabelhaftes Gesöff.«

Der Kellner kam herbei. Corrie bestellte ein großes Bier, in der Hoffnung, dass man nicht ihren Ausweis verlangte. Das wäre peinlich. Aber es gab keine Probleme.

»Ich hätte gar nicht gedacht, dass sich so ein Laden in Roaring Fork überhaupt halten kann«, sagte sie.

»Es leben noch immer viele ganz normale Leute in dieser Stadt – Skilift-Mitarbeiter, Kellner, Topfwäscher, Handwerker ... Bibliothekare.« Er zwinkerte. »Wir brauchen unsere billigen, schlichten Unterhaltungslokale.«

Corries Bier kam. Sie stießen miteinander an, und sie trank einen Schluck. »Wow. Gut.«

»Besser als Guinness. Und billiger.«

»Also, wer ist der Typ da auf der Bühne?« Corrie achtete darauf, dass ihre Stimme neutral klang, für den Fall, dass

er mit Ted befreundet war.

Ted kicherte. »Open Mike Night. Kenn ich nicht, armer Kerl. Hoffen wir, dass er seinen Brotjob nicht gekündigt hat.« Er griff nach der Speisekarte.

»Hungrig?«

Sie überlegte kurz. Hatte sie genug Geld dabei? Aber die Speisen waren nicht allzu teuer. Wenn sie nichts aß, würde sie womöglich betrunken und könnte eine Dummheit begehen. Sie lächelte und nickte.

»Na, wie läuft's denn da oben im Beinhaus am Berg?«

»Gut.« Corrie überlegte, ob sie ihm erzählen sollte, was sie entdeckt hatte, entschied sich aber dagegen. Dafür kannte sie Ted nicht gut genug. »Die sterblichen Überreste von Emmett Bowdree haben viel zu erzählen. Ich hoffe, bald die Genehmigung zu bekommen, ein paar weitere Skelette zu untersuchen.«

»Ich freue mich, dass es gut läuft für dich. Die Vorstellung, wie Kermode ihr Höschen nassmacht, während du da oben dein Ding durchziehst, finde ich herrlich.«

»Ich weiß nicht«, sagte Corrie. »Es gibt jetzt Schlimmeres, über das sie sich Sorgen machen müsste. Du weißt schon – der Brand.«

»Das kann man wohl sagen. Mann, das ist echt übel.« Er hielt inne. »Weißt du, ich bin da oben aufgewachsen. In The Heights.«

»Tatsächlich?« Corrie konnte ihre Überraschung kaum verbergen. »Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Vielen Dank, ich nehme das als Kompliment. Mein Vater war Fernsehproduzent – Sitcoms und so. Er

war mit jeder Menge Hollywood-Leuten befreundet. Meine Mutter hat mit den meisten von ihnen geschlafen.« Er schüttelte den Kopf und nippte an seinem Bier. »Ich hatte eine ziemlich verkorkste Kindheit.«

»Tut mir leid, das zu hören.« In keiner Weise war Corrie allerdings bereit, mit Ted über *ihre* Kindheit zu sprechen.

»Ist nicht schlimm. Sie haben sich scheiden lassen, und mein Vater hat mich großgezogen. Wegen der vielen Tantiemen aus den Sitcoms musste er nie

mehr arbeiten. Als ich vom College zurückkam, hab ich mich aus den Heights verpisst und mir eine Wohnung in der Stadt genommen, unten an der East Cooper. Sie ist winzig, aber ich fühle mich dort viel wohler.«

»Wohnt dein Vater immer noch da oben in The Heights?«

»Nein, vor ein paar Jahren hat er das Haus verkauft, ist letztes Jahr an Krebs gestorben – dabei war er erst sechzig.«

»Das tut mir wirklich leid.«

Er winkte ab. »Ich weiß. Aber ich bin froh, die Beziehungen zu den Heights

gekappt zu haben. Es hat mich echt angefressen, wie sie die Sache mit dem Boot Hill gehandhabt haben – einen der ältesten Friedhöfe in Colorado umzulagern, um ein Spa für reiche Arschlöcher zu bauen.«

»Ja. Ziemlich hässlich.«

Ted zuckte mit den Schultern und lachte kurz. »Na ja, so was passiert eben. Wenn ich die Stadt so sehr hassen würde, wäre ich wohl kaum noch hier, oder?«

Corrie nickte. »Was hast du an der Universität von Utah eigentlich im

Hauptfach studiert?«

»Nachhaltigkeitsstudien. Ich habe nicht viel studiert – hab zu viel Zeit mit Skilaufen und Motorschlittenfahren verschwendet. Motorschlittenfahren liebe ich beinahe so sehr wie Skilaufen. Oh, und Bergsteigen auch.«

»Bergsteigen?«

»Ja. Ich habe ausschließlich Viertausender bestiegen.«

»Gibt es viele davon?«

Ted lachte. »Mann, du bist wirklich ein Ostküsten-Mädchen. Colorado hat fünfundfünfzig Berge mit über

viertausend Meter Höhe. Die alle zu besteigen ist der Heilige Gral des Bergsteigens in den USA, zumindest in den Kernstaaten.«

»Beeindruckend.«

Ihr Essen kam. Shepherd's Pie für Corrie, ein Burger für Ted, dazu noch ein großes Bier für ihn. Corrie lehnte ein zweites Glas ab, weil ihr die furchterregende Bergstraße hinauf zu ihrer Zahnarztpraxis-am-Hügel einfiel.

»Also, was ist mit dir?«, fragte Ted.

»Ich bin neugierig – woher kennst du eigentlich den Mann in Schwarz?«

»Pendergast? Er ist mein –« Gott, wie sollte sie das ausdrücken? »Er ist eine Art Vormund.«

»Ach? Wie dein Pate oder so?«

»So was in der Art. Vor ein paar Jahren habe ich ihm bei einem Fall geholfen. Seitdem nimmt er irgendwie Anteil an meinem Leben.«

»Er ist ein cooler Typ – echt. Und er ist wirklich FBI-Agent?«

»Einer der besten.«

Ein anderer Sänger übernahm das Mikro – viel besser als der vorherige. Sie hörten eine Weile zu, unterhielten

sich und aßen zu Ende. Ted wollte Corries Rechnung begleichen, aber sie kam ihm zuvor und bestand darauf, ihre Hälfte zu übernehmen.

Als sie aufstanden, um zu gehen, sagte Ted mit gesenkter Stimme:
»Möchtest du meine winzige Wohnung sehen?«

Corrie zögerte. Sie war in Versuchung. Ted sah aus, als ob er muskulös und sehnig war, schlank und fest, war aber auch charmant und ein wenig linkisch und hatte wahnsinnig hübsche braune Augen. Aber sie hatte

sich nie wohl gefühlt in einer Beziehung, wenn sie mit dem Typen gleich beim ersten Date geschlafen hatte.

»Nicht heute Abend, danke. Ich muss nach Hause, meinen Schlaf bekommen«, sagte sie, fügte aber ein Lächeln hinzu, um ihm zu signalisieren, dass das nicht unumstößlich war.

»Kein Problem. Aber wir müssen das hier unbedingt wiederholen – bald.«

»Das würde mir gefallen.«

Während sie in ihrem Wagen vom Restaurant in Richtung des dunklen Waldes abfuhr und sich vorstellte, in ein

eiskaltes Bett zu kriechen, begann sie ihre Entscheidung, sich Teds winzige Wohnung nicht »anzusehen«, zu bereuen.

In seiner Suite im obersten Stock des Hotels Sebastian legte Agent Pendergast das Buch beiseite, in dem er gelesen hatte, trank die kleine Tasse Espresso aus, die auf dem Beistelltisch stand, und schaute dann im Aufstehen zum Panoramafenster auf der gegenüberliegenden Seite des

Wohnzimmers hinüber. In der Suite war es völlig still: Pendergast missfiel der Lärm anonymer Nachbarn. Um sicherzugehen, dass er ungestört blieb, hatte er die Zimmer links und rechts seiner Suite gleich mit reserviert. Völlig reglos stand er am Fenster und blickte hinunter auf die East Main Street und den leichten Schneefall, der sich über die Bürgersteige, die Gebäude und die Passanten senkte, was der abendlichen Szenerie eine friedliche Atmosphäre und den Millionen von Weihnachtslichtern, die sich viele Häuserblocks weit

erstreckten, eine traumähnliche Qualität verlieh. Wohl zehn Minuten lang blieb er so stehen und schaute in die Nacht hinaus. Dann wandte er sich ab und ging hinüber zum Schreibtisch, auf dem ein ungeöffneter FedEx-Umschlag lag. Sein Faktotum in New York hatte ihn geschickt, adressiert an c/o Hotel Sebastian.

Pendergast nahm das Kuvert in die Hand, schlitzte es in einer fließenden Bewegung auf und ließ den Inhalt auf den Schreibtisch fallen: mehrere versiegelte Briefumschläge

verschiedener Größen, dazu eine übergroße Karte – Büttenpapier, gedruckt – sowie eine kurze Notiz in Proctors Handschrift. Darin hieß es lediglich, dass Pendergasts Mündel, Constance Greene, nach Dharamsala, Indien, abgereist sei, wo sie die kommenden zwei Wochen zu verbringen gedenke und den neunzehnten Rinpoche besuchen wolle. Bei der Karte handelte es sich um eine Einladung zur Hochzeit von Lieutenant Vincent D'Agosta und Captain Laura Hayward, die am 29. Mai im kommenden Frühjahr stattfinden

sollte.

Pendergasts Blick schweifte zu den versiegelten Briefumschlägen. Einen Augenblick lang betrachtete er sie, ohne dass er ein Kuvert berührte. Dann griff er nach einem Luftpostbrief und drehte ihn nachdenklich in seinen Händen um. Die anderen Briefe ließ er liegen, ging zurück zum Wohnzimmeressel, setzte sich und öffnete den Brief. Darin befand sich ein einziger Briefbogen, die Zeilen in Kinderschrift, allerdings in Sütterlin. Er begann zu lesen.

6. Dezember

École Mère-Église

St. Moritz, Schweiz

Lieber Vater,

*seit Deinem letzten Besuch ist viel Zeit
vergangen. Ich habe die Tage gezählt.
Es sind einhundertundzwölf. Ich hoffe,
Du kommst wieder bald.*

*Man behandelt mich gut. Das Essen
hier ist sehr gut. Samstagabends
bekommen wir zum Nachtisch Linzer
Torte. Hast du schon einmal Linzer*

*Torte gegessen? Sie schmeckt gut.
Viele Lehrer hier sprechen Deutsch,
aber ich versuche immer, englisch zu
sprechen. Man sagt, dass mein
Englisch immer besser wird. Die
Lehrer sind nett, bis auf Madame
Montaine, die immer nach Rosenwasser
riecht. Ich mag Geschichte und die
naturwissenschaftlichen Fächer, aber
nicht Mathematik. In Mathematik bin
ich nicht gut.*

*Im Herbst habe ich es genossen, nach
dem Unterricht in den Hängen zu
wandern, aber jetzt liegt zu viel*

*Schnee. Die Lehrer sagen, dass sie mir
in den Weihnachtsferien das Skilaufen
beibringen wollen. Ich glaube, das wird
mir gefallen.*

*Vielen Dank für Deinen Brief. Bitte
schick mir noch einen. Ich hoffe, wir
sehen uns bald wieder.*

Liebe Grüße

Dein Sohn

Tristram

Pendergast las den Brief ein zweites
Mal. Dann faltete er ihn ganz langsam
zusammen und steckte ihn in den

Umschlag zurück. Er schaltete die Leselampe aus und blieb im Dunkeln sitzen, in Gedanken verloren, das Buch vergessen, während die Minuten verstrichen. Schließlich regte er sich wieder, zog aus seiner Anzugjacke ein Mobiltelefon und wählte eine Nummer mit der Vorwahl von Nord-Virginia.

»Überwachungszentrale«, ließ sich eine forschende, akzentfreie Stimme vernehmen.

»Hier spricht Special Agent Pendergast. Bitte stellen Sie mich zur Südamerika-Abteilung durch,

Schreibtisch vierzehn-C.«

»Sehr gern.« Ein kurzes Schweigen, ein Klicken, dann erklang eine andere Stimme in der Leitung. »Agent Wilkins.«

»Pendergast am Apparat.«

Der Tonfall klang etwas straffer. »Ja, Sir.«

»Wie ist der Status von Wildfire?«

»Stabil, aber negativ. Keine Treffer.«

»Ihre Überwachungsaktivitäten?«

»Alle Horchposten sind aktiv. Wir überwachen die nationalen und lokalen Polizeiberichte und Nachrichtenmedien rund um die Uhr, darüber hinaus

durchkämmen wir auf elektronischem Weg die täglichen Einspeisungen der National Security Agency. Zusätzlich sind wir weiterhin mit Außenagenten der CIA in Brasilien und den umliegenden Ländern auf der Suche nach irgendwelchen ... ungewöhnlichen Aktivitäten verknüpft.«

»Haben Sie meinen aktuellen Standort?«

»In Colorado? Ja.«

»Sehr gut, Agent Wilkins. Bitte informieren Sie mich, wie immer, unverzüglich, sollte sich der Status von

Wildfire ändern.«

»Wird gemacht, Sir.«

Pendergast beendete das Telefonat.

Er griff zum Haustelefon und bestellte beim Zimmerservice einen weiteren Espresso. Dann tätigte er mit dem Handy den nächsten Anruf; der Teilnehmer wohnte in einem Vorort von Cleveland namens River Pointe.

Der Hörer wurde beim zweiten Klingeln abgenommen. Keine Stimme war zu vernehmen, nur das Geräusch, dass die Verbindung hergestellt war.

»Mime?«, sagte Pendergast in die

Stille hinein.

Einen Augenblick nichts. Dann ließ sich eine hohe, dünne Stimme vernehmen: »Ist das mein Haupt-Mann? Mein Haupt-Geheimdienstmann?«

»Ich hätte gern ein Update, Mime.«

»Im Westen nichts Neues.«

»Nichts?«

»Kein Piep.«

»Einen Moment.« Pendergast hielt inne; der Zimmerservice-Kellner brachte den Espresso. Er gab dem Mann ein Trinkgeld, dann wartete er, bis er wieder allein war. »Und Sie sind

überzeugt, dass Sie Ihr Netz weit und treffsicher genug ausgeworfen haben, um die ... Zielperson zu entdecken, sobald sie auftaucht?«

»Geheimdienst-Mann, ich habe eine Reihe von KI-Algorithmen und heuristische Suchmuster online, dass Sie sich in Ihre staatseigene Hose machen würden. Ich überwache sämtlichen öffentlichen und einen Gutteil des nichtöffentlichen Internetverkehrs, der in das Zielgebiet hinein und wieder hinaus führt. Sie können sich das gar nicht vorstellen, durch was für eine

Bandbreite ich mich da durchschlage.
Außerdem musste ich mich auch noch in
Server aus mindestens einem Dutzend
Länder ...«

»Ich kann es mir nicht vorstellen. Und
ich möchte es auch nicht.«

»Wie auch immer, die Zielperson ist
komplett offline, das ist kein Typ, der
Facebook-Updates vornimmt. Aber
wenn der so pervers ist, wie Sie
behaupten, dann wird er, sobald er
auftaucht – o boy, o boy!« Plötzliche
Stille. »Hm, ups. Ich vergess immer
wieder, dass Alban Ihr Sohn ist.«

»Machen Sie einfach mit den Überwachungsoperationen weiter, Mime. Und geben Sie mir sofort Bescheid, wenn Ihnen irgendetwas auffällt.«

»Aber hundertpro.« Die Leitung war tot.

Danach blieb Pendergast eine lange Zeit völlig reglos im abgedunkelten Hotelzimmer sitzen.

23

Corrie parkte ihre Klapperkiste von Ford Focus auf der weitläufigen Zufahrt zum Haus an der Ravens Ravine Road 1 – alias die Fine-Villa – und öffnete die Fahrertür. Es war fast Mitternacht. Ein riesengroßer, tief am Himmel hängender blasser Mond ließ die Tannen vor dem cremefarbenen, mit Schatten gestreiften

Untergrund aus weißem Schnee blau erscheinen. Leichter Schneefall hatte eingesetzt, und hier, in diesem kesselartigen Tal am Rand einer Schlucht, hatte sie das Gefühl, sich in einer Märchen-Schneekugel zu befinden. Vor ihr erhoben sich die sechs Garagentore vor der Betonzufahrt wie große graue Zähne. Sie stellte den Motor ab – aus irgendeinem unerfindlichen Grund wollte Fine nicht, dass sie die Garage benutzte – und stieg aus dem Wagen. Sie ging zum nächstgelegenen Tor, zog ihre Handschuhe aus und tippte

den Code ein. Als das Tor auf seinen metallenen Gleitschienen hochschwang, drehte sich Corrie plötzlich um und sog scharf die Luft ein.

Dort, im Schatten seitlich der Garage, war eine Gestalt zu sehen. Zunächst konnte Corrie nicht genau erkennen, was es war. Doch als die Lampe des Garagentormotors ein wenig Licht spendete, erblickte sie einen kleinen Hund, der dort am ganzen Leibe zitternd in der Dunkelheit stand.

»Na!«, sagte Corrie und kniete sich neben ihm hin. »Was machst du denn

hier?«

Winselnd kam der Hund zu ihr herüber und leckte ihr die Hand. Eine Promenadenmischung, sah aus wie eine Kreuzung aus kleinem Jagdhund und Spaniel, mit großen, traurigen braunen Augen und braun-weiß geflecktem Fell. Der Hund trug kein Halsband.

»Du kannst nicht hier draußen bleiben«, sagte Corrie. »Komm mit rein.«

Eifrig folgte der Hund ihr in die Garage. Corrie ging bis zu der Schalterleiste mit mehreren Knöpfen und

drückte den Knopf für den Stellplatz, den sie betreten hatte. Die Garage war leer – eine lachhaft weite Betonfläche. Von draußen her hörte sie das Rauschen des Windes, der die Bäume schüttelte. Warum in Gottes Namen durfte sie hier nicht parken?

Sie blickte auf den Hund hinunter, der mit verzweifelt hoffnungsvoller Miene zu ihr aufschaute und mit dem Schwanz wedelte. Scheiß auf Mr. Fine – der Hund blieb hier.

Corrie wartete, bis sich das Garagentor geschlossen hatte, dann

schloss sie die Tür zum Haus auf.
Drinne war es fast so kalt wie draußen.
Sie ging durch einen Wasdraum, dessen
Maschinen so groß waren, dass sie einer
ganzen Kompanie hätten dienen können,
vorbei an einer Speisekammer, die
größer war als die ganze Wohnung ihres
Vaters, und schließlich in den Flur, der
sich auf ganzer Länge durch die Villa
zog. Sie ging weiter, der Hund folgte ihr
dichtauf, den Flur entlang, der einmal,
dann zweimal abzweigte und dem
Verlauf der Schlucht folgte, vorbei an
einem riesigen Zimmer nach dem

anderen voll unbequem wirkender Avantgarde-Möbel. Der Flur selbst war voller afrikanischer Statuen: große Bäuche, lange zornige Gesichter und ausgeprägte Augen, die ihr zu folgen schienen, als sie an ihnen vorbeiging. Vor den großen Panoramafenstern der verschiedenen Zimmer links von ihr hingen keine Vorhänge, so dass das helle Mondlicht skelettartige Schatten an die weißen Wände warf.

Am Vortag – ihrer ersten Nacht im Haus – hatte Corrie sich den ersten Stock und den Keller angesehen und sich

mit dem Rest der Räumlichkeiten vertraut gemacht. Das Obergeschoss bestand aus dem riesigen Elternschlafzimmer mit zwei Bädern und begehbaren Kleiderschränken, sechs weiteren unmöblierten Schlafzimmern und zahlreichen Gästezimmern. Im Hauptkeller befanden sich ein Fitnessraum, eine Bowlingbahn mit zwei Bahnen, ein Geräteraum, ein Swimmingpool mit Gegenstromanlage – leer – sowie mehrere Speicherräume. Es war fast obszön, dass ein Haus so groß war – und so leer.

Schließlich gelangte sie ans Ende des Flurs. Die Tür führte in ihre eigene kleine Wohnung. Sie trat ein, schloss die Tür hinter sich und stellte den kleinen Heizlüfter in dem Zimmer an, das sie sich ausgesucht hatte. Sie zog zwei tiefe Teller aus dem Schrank und stellte dem Hund Wasser und ein improvisiertes Abendessen aus Crackern und Müsli hin – morgen, wenn sie den Besitzer nicht finden konnte, würde sie ein bisschen Trockenfutter einkaufen.

Sie sah dem kleinen braun-weißen Hund zu, wie er gierig fraß. Das arme

Ding war völlig ausgehungert. Es war ein Köter, aber ein lieber, mit einem großen ungebärdigen Haarschopf, der ihm in die Augen fiel. Der Hund erinnerte sie an Jack Corbett, den sie in der siebten Klasse gekannt hatte, damals in Medicine Creek. Ihm waren die Haare auf genau dieselbe Art ins Gesicht gefallen.

»Ich nenne dich Jack«, sagte sie zu dem Hündchen, als es schwanzwedelnd zu ihr aufblickte.

Einen Moment lang überlegte sie, ob sie sich einen Becher Kräutertee machen

sollte, fühlte sich aber zu müde dafür und wusch stattdessen ab, zog rasch ihr Nachtzeug an und schlüpfte schließlich unter die kühle Bettdecke. Sie hörte das Klicken von Klauen, als der Hund ins Zimmer kam und sich am Fußende des Betts hinlegte.

Allmählich dämpften ihre Körperwärme und der kleine Heizlüfter – auf die höchste Stufe gestellt – die schlimmste Kälte. Corrie entschied sich dagegen, noch zu lesen, und nutzte den Strom lieber für Wärme als für Licht. Sie wollte den

Stromverbrauch allmählich erhöhen und abwarten, ob Fine sich beschwerte.

Ihre Gedanken schweiften zurück zu ihrem Date mit Ted. Er war ernst und lustig und nett, ein bisschen linkisch, aber Skiprofis waren ja bekanntermaßen linkisch. Gutaussehend und linkisch und sorglos. Er war jedoch kein Leichtgewicht – er hatte Prinzipien, war idealistisch. Sie bewunderte seine Unabhängigkeit – dass er aus dem großen Haus der Eltern ausgezogen war und sich eine kleine Wohnung in der Stadt genommen hatte.

Sie drehte sich um im Bett.

Allmählich wurde sie müde. Ted war ein heißer Typ und dazu noch nett, aber sie wollte ihn etwas besser kennenlernen, bevor ...

... Irgendwo in den fernen Räumen des Hauses über ihr ertönte ein lautes *Bumm*.

Sofort hellwach, setzte sie sich auf. Was zum Teufel war das?

Regungslos blieb sie liegen. Das einzige Licht im Zimmer spendeten die hellroten Spiralen des Heizlüfters. Während sie angestrengt lauschte, hörte

sie das leise Klagen des Windes, der durch das Tal strömte.

Da war nichts anderes. Es musste ein toter Ast gewesen sein, der im Wind abgebrochen war und gegen das Dach schlug.

Langsam legte sie sich im Bett zurück. Im Dunkeln liegend, nahm sie den Wind bewusst wahr und lauschte seinem leisen Murmeln und Rauschen. Während die Minuten verstrichen, kehrte die Schläfrigkeit allmählich zurück. Ihre Gedanken schweiften zu ihren Plänen für den morgigen Tag. Die Analyse des

Bowdree-Skeletts war so gut wie fertig, aber wenn sie Fortschritte mit ihrer Theorie erzielen wollte, musste sie die Genehmigung bekommen, einige der anderen Überreste zu untersuchen. Natürlich hatte Pendergast angeboten, genau das zu tun, und sie kannte seine Einmischungen gut genug, um zu glauben, dass er genau das tun würde.

Wenn sie's recht bedachte, wieso verursachte der bloße Gedanke an Pendergast – zum ersten Mal überhaupt, seit sie ihn kannte – einen Hauch von Verärgerung? Schließlich hatte der Mann

sie vor einer zehnjährigen
Gefängnisstrafe bewahrt. Er hatte ihre
Karriere gerettet, hatte ihr die
Ausbildung bezahlt, im Grunde ihr
Leben zurück auf die Spur gebracht.

Wenn sie ehrlich mit sich war,
musste sie zugeben, dass es nichts mit
Pendergast zu tun hatte – und alles mit
ihr selbst. Dieses Geheimlager von
Skeletten stellte ein großes Projekt und
eine unglaubliche Chance dar. Sie
scheute den Gedanken, dass sich jemand
anders einmischte und ein wenig von
ihrem Rampenlicht stahl. Und

Pendergast war unabsichtlich imstande, genau das zu tun. Wenn auch nur ein kleines bisschen davon durchsickerte, dass er ihr geholfen hatte, würden alle annehmen, dass *er* die echte Arbeit getan hatte, und ihren eigenen Beitrag als gering einschätzen.

Immer und immer wieder hatte ihre Mutter genüsslich darauf hingewiesen, was für eine Verliererin sie doch sei. Ihre Klassenkameradinnen in Medicine Creek hatten sie »Irre« oder »nichtsnutzige Tusse« gerufen. Erst jetzt wurde ihr klar, wie viel es ihr bedeutete,

etwas Wichtiges erreicht zu haben.

Da war es wieder, das Geräusch. Aber das war nicht das Bumsen eines Baumasts, der aufs Dach schlug, sondern ein leises, kratzendes Geräusch, das von irgendwo gar nicht weit entfernt von ihrem Zimmer kam, leise, ja verstohlen.

Corrie horchte. Vielleicht war es wieder der Wind, der einen Kiefernast hin und her und gegen das Haus schlug. Aber für einen vom Wind verursachten Laut klang es unheimlich regelmäßig.

Sie schlug die Decke zur Seite und stieg aus dem Bett. Sie knipste das Licht

an, öffnete die Tür zur eigentlichen Villa, blieb stehen und horchte. Das Geräusch hatte aufgehört. Nein, da war es wieder. Es schien von der Schluchtseite des Hauses zu kommen, vielleicht vom Wohnzimmer.

Corrie ging forschen Schritts über den langen Flur, der mit Schattenstreifen versehen war und hallte, und schlich sich in den Security-Raum. Die diversen Geräte waren eingeschaltet, summten und klickten, aber der zentrale Überwachungsmonitor war ausgeschaltet. Sie schaltete ihn ein. Ein

Bild erschien: Kamera eins, das Standardbild, das die vordere Zufahrt zeigte, die momentan leer war.

Sie drückte den Knopf, so dass sich der Bildschirm zu einem Schachbrett kleinerer Bilder auflöste, und betrachtete die Einspeisungen der verschiedenen Kameras. Zwei, vier, neun, sechzehn ... und dort, im Fenster von Kamera neun, sah sie es: ein rotes B mit einem Kreis ringsherum.

B für Bewegung.

Rasch drückte sie den Knopf für Kamera neun. Jetzt füllte ihr Bild den

Monitor aus: Es handelte sich um den Blick auf die rückwärtige Tür, die von der Küche auf die riesige Terrasse mit Blick auf die Schlucht führte. Inzwischen war das B viel größer geworden. Aber da war keine Bewegung, nichts, was sie sehen konnte. Mit zugekniffenen Augen spähte sie auf das gepixelte Bild. Nichts.

Was zum Teufel hatte Fine gesagt? Wenn eine der Überwachungskameras eine Bewegung registrierte, wurde die Videoeinspeisung auf Festplatte gespeichert, eine Minute vor der Entdeckung der Bewegung und eine

weitere Minute, nachdem die Bewegung angehalten hatte.

Was also hatte Kamera neun ausgelöst?

Der Wind, der an den Bäumen rüttelte, konnte es nicht sein: Es waren keine Bäume zu sehen. Noch während Corrie zuschaute, verschwand das B vom Bildschirm. Jetzt sah sie nur die Rückseite des Hauses, Datums- und Zeitstempel liefen am unteren Bildrand.

Sie schaltete zurück zum Schachbrett der Kameras und betrachtete den Computer in der Hoffnung, ein Playback

von Kamera neun zu bekommen. Der Rechner war eingeschaltet, aber als sie die Maus bewegte, öffnete sich ein Fenster, in dem nach einem Passwort gefragt wurde.

Scheiße. Jetzt verfluchte sie sich, nicht mehr Fragen gestellt zu haben.

In Corries Augenwinkel blitzte irgendetwas Rotes auf. Schnell drehte sie sich zum Monitor um. Da war es, in Kamera acht: etwas Großes und Dunkles, das um das Haus schlich. Schwarze Rechtecke schwebten darum herum und zeichneten das Vorankommen

auf. Wieder blinkte das B auf dem Bildschirm.

Vielleicht sollte sie die Polizei rufen. Aber sie hatte ihr Handy im Auto liegengelassen, außerdem hatte dieser Geizkragen Fine natürlich seinen Festnetzanschluss gesperrt.

Corrie sah genauer hin; ihr Herz begann zu klopfen. Der Bereich der hinteren Terrasse lag im Schatten, das Mondlicht war durch das Haus verdeckt, und sie konnte nicht genau erkennen, was sie da sah.

War es ein Tier? Ein Kojote

vielleicht? Nein, für einen Kojoten war es zu groß. Irgendetwas an der verstohlenen, absichtsvollen Art, mit der es sich bewegte, jagte ihr einen Schauer über den Rücken.

Jetzt war es vom Schirm verschwunden. Die anderen Kameras gaben keine Alarmmeldungen von sich. Aber Corrie war überhaupt nicht beruhigt. Was immer sie da gesehen hatte, war um die Seite des Hauses herumgekommen. Ihre Seite des Hauses.

Abrupt drehte sie sich um. Was war das für ein Geräusch? Das Quicken einer

Maus? Oder – vielleicht, nur vielleicht – das leise Quietschen eines Fensters, das aufgezogen wurde?

Während ihr das Herz bis zum Hals schlug, lief sie aus dem Security-Raum und über den Flur in das kleine Zimmer. Vor ihr gähnten die großen Fenster.

»Hau ab, du Arschloch!«, schrie sie die Fenster an. »Ich hab eine Waffe und keine Angst, sie zu benutzen! Wenn du näher kommst, ruf ich die Cops!«

Nichts. Völlige Stille.

Schwer atmend stand Corrie im Dunkeln. Immer noch nichts.

Schließlich kehrte sie in den Security-Raum zurück. Die Videomonitorre waren leer; auf keinem davon war eine Bewegung zu erkennen.

Den Blick auf die unterschiedlichen Einspeisungen geheftet, blieb sie eine Viertelstunde vor dem Monitor stehen. Dann ging sie durchs ganze Haus, den Hund im Schlepptau, und überprüfte sämtliche Türen und Fenster, um sich zu vergewissern, dass sie abgeschlossen waren. Schließlich kehrte sie in ihr Zimmer zurück und legte sich im Dunkeln unter die Bettdecke. Aber sie

konnte nicht einschlafen.

24

Am folgenden Morgen war es noch kälter als am Vortag. Aber einstweilen spürte Corrie, während sie in dem Pistenschuppen werkelte, die Kälte kaum. Nach dem Frühstück hatte sie sich überzeugen wollen, dass sie in der Nacht zuvor Gespenster gesehen hatte, mummelte sich dick ein und ging nach

draußen – nur um festzustellen, dass sich rings um das Haus sehr reale und sehr menschliche Fußabdrücke im Schnee befanden. Offensichtlich war da draußen jemand sehr lange, vielleicht stundenlang herumspaziert.

Das jagte ihr eine Heidenangst ein, aber sie konnte dem Durcheinander der Spuren einfach nicht folgen, und auch nicht herausfinden, woher sie gekommen waren.

Nachdem sie ins Auto gestiegen und ihr Handy hervorgeholt hatte, hörte sie eine Nachricht von Pendergast ab, der

erklärte, er habe die notwendigen Genehmigungen besorgt, so dass sie drei weitere Skelette aus den Särgen im Schuppen untersuchen dürfe. Sie fuhr hinunter zum Hotel Sebastian, um die erforderlichen Papiere abzuholen und Pendergast zu danken – aber nur, um zu erfahren, dass er nicht im Hotel sei, jedoch alle Unterlagen für sie am Empfangstresen hinterlegt habe.

Beinahe vergaß sie die Kälte, als sie das erste der drei Skelette aufspürte – Asa Cobbs –, sorgfältig die Überreste aus dem roh gezimmerten Sarg

herausnahm und auf den Untersuchungstisch legte. Nachdem sie ihre Arbeitsgeräte ausgelegt hatte, atmete sie tief durch und machte sich dann an die methodische Analyse der Knochen.

Wie sie vermutet hatte. Zahlreiche Knochen zeigten die Einwirkung eines Werkzeugs: Kratzer, Kerben, Einschnitte. Auch waren wieder Gebissspuren zu erkennen, zweifelsfrei von Menschen, nicht Tieren. Es fanden sich keinerlei Anzeichen von Braten oder Kochen in irgendeiner Form – auch

dieser Mann war roh verspeist worden. Zudem gab es keinerlei Anhaltspunkte für Schuss- oder Messerverletzungen – der Tod war durch einen mächtigen Schlag auf den Kopf mit einem Stein herbeigeführt worden, gefolgt vom selben brutalen Schlagen und Zerstückeln, wie es die Knochen von Bowdree zeigten. Die alten braunen Knochen erzählten die deutliche, gewalttätige Geschichte, wie man einem Mann aufgelauert, ihn in Stücke gerissen und roh verspeist hatte.

Sie richtete sich auf. Es gab keinen

Zweifel mehr: Diese Bergarbeiter waren einer Bande von Serienmördern zum Opfer gefallen.

»Ist es so, wie Sie erwartet haben?«, ließ sich die seidenweiche Stimme hinter ihr vernehmen.

Corrie drehte sich blitzartig um. Plötzlich wummerte ihr das Herz in der Brust. Da stand Pendergast, gekleidet in einen schwarzen Mantel, mit einem Seidenschal um den Hals. Sein Gesicht und die Haare waren fast so weiß wie der Schnee, der an seinen Schuhen haftete. Verdammt, der Typ brachte es

fertig, sich unbemerkt an einen
ranzuschleichen.

»Wie ich sehe, haben Sie meine
Nachricht erhalten«, sagte Pendergast.
»Außerdem habe ich versucht, Sie
gestern Abend anzurufen, aber Sie sind
nicht drangegangen.«

»Tschuldigung.« Während sich ihr
Herzschlag normalisierte, merkte sie,
dass sie rot wurde. »Ich hatte eine
Verabredung.«

Eine Augenbraue ging in die Höhe.
»In der Tat? Darf ich fragen, mit wem?«
»Ted Roman. Ein Bibliothekar hier

aus Roaring Fork. Er ist im Ort aufgewachsen. Er ist ein netter Typ, Skiläufer, Schneemobilsüchtiger. Auch ein guter Rechercheur. Er hat mir ziemlich geholfen.«

Pendergast nickte, dann wandte er sich bedeutungsschwer in Richtung Untersuchungstisch.

»Ich hatte bisher zwar nur Gelegenheit, eines der Skelette zu untersuchen«, sagte sie, »aber es scheint alle Merkmale des Mordes an Bowdree aufzuweisen.«

»Ihrer Meinung nach haben wir es

hier also, wie soll man sagen, mit einer *Gruppe* von Serienmördern zu tun?«

»Genau. Mindestens drei oder vier, würde ich meinen, möglicherweise mehr.«

»Interessant.« Pendergast griff nach einem Knochen, drehte ihn in den Händen und untersuchte ihn flüchtig.

»Zwei Mörder, die zusammenarbeiten, das ist ungewöhnlich, aber nicht gänzlich unbekannt. Drei oder mehr jedoch, die gemeinsam handeln, das ist in der Tat ein höchst seltener Fall.« Er legte den Knochen zurück auf den Tisch.

»Strenggenommen sind drei voneinander unabhängige Morde notwendig, damit man von einem Serienmörder sprechen kann.«

»Elf Bergleute sind umgekommen. Ist das nicht genug?«

»Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Ich freue mich, auch Ihre detaillierten Berichte über die beiden anderen Bergarbeiter zu erhalten.«

Corrie nickte.

Die Hände in den Hosentaschen, schaute sich Pendergast in dem

Geräteschuppen um, bis er schließlich seinen blassen Blick auf Corrie richtete.

»Wann haben Sie zum letzten Mal *Der Hund der Baskervilles* gelesen?«

Diese Frage kam so unerwartet, dass Corrie sich sicher war, sich verhört zu haben. »Wie bitte?«

»*Der Hund der Baskervilles*, wann haben Sie den Roman zuletzt gelesen?«

»Diese Sherlock-Holmes-Geschichte? In der neunten Klasse. Vielleicht der achten. Warum?«

»Erinnern Sie sich an den ursprünglichen Brief, den Sie mir

bezüglich Ihrer Semesterarbeit schicken? In einem Postskriptum spielten Sie an auf ein Treffen von Arthur Conan Doyle und Oscar Wilde. Bei diesem Zusammentreffen erzählte Wilde Conan Doyle eine recht schaurige Geschichte, die er auf seiner Lesetour durch Amerika gehört hatte.«

»Okay.« Corrie blickte auf den Untersuchungstisch. Sie wollte jetzt endlich weiterarbeiten.

»Würden Sie es interessant finden, zu wissen, dass Oscar Wilde während seiner Lesereise unter anderem genau

hier in Roaring Fork Station gemacht hat?«

»Ich weiß alles darüber. Steht alles in Doyles Tagebuch. Einer der Bergarbeiter aus Roaring Fork hat Wilde die Geschichte vom Menschenfresser-Grizzly erzählt, und Wilde hat die Geschichte an Doyle weitererzählt. Das hat mich überhaupt erst auf die Idee für meine Semesterarbeit gebracht.«

»Ausgezeichnet. Meine Frage an Sie lautet folgendermaßen: Glauben Sie, dass Wildes Geschichte Doyle dazu angeregt haben könnte, den *Hund der*

Baskervilles zu schreiben?«

Corrie hüpfte von einem kalten Bein auf das andere. »Möglich.

Wahrscheinlich sogar. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich verstehe, warum das von Belang ist.«

»Nur dieses: Wenn Sie nochmals einen Blick in den *Hund* werfen würden, könnte es sein, dass Sie darin einige Hinweise auf das tatsächliche Geschehen finden.«

»Auf das tatsächliche Geschehen? Aber ... ich bin mir sicher, Wilde hat die falsche Geschichte gehört und Doyle

weitererzählt. Weder der eine noch der andere kann die Wahrheit gekannt haben – dass diese Bergarbeiter nicht von einem Bär getötet wurden.«

»Sind Sie sicher?«

»Doyle schreibt in seinem Tagebuch von einem ›grauhaarigen Bären‹. Eine kannibalische Bande wird mit keinem Wort erwähnt.«

»Denken Sie einen Augenblick nach. Was, wenn Wilde die *wahre* Geschichte gehört und diese Doyle erzählt hätte. Und was, wenn Doyle sie als zu beunruhigend empfunden hätte, als dass

er sie seinem Tagebuch anvertraute.
Was, wenn Doyle stattdessen einige dieser Informationen im *Hund* verborgen hätte?«

Corrie musste sich eine spöttische Bemerkung verkneifen. Meinte Pendergast das wirklich ernst? »Tut mir leid, aber ich finde das ziemlich weit hergeholt. Wollen Sie damit tatsächlich andeuten, dass eine Sherlock-Holmes-Geschichte Licht auf mein Projekt werfen könnte?«

Pendergast gab keine Antwort. Er stand einfach nur da in seinem

schwarzen Mantel und erwiderte ihren Blick.

Sie erschauerte. »Schauen Sie, ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, aber ich würde jetzt wirklich gern meine Untersuchung fortsetzen, wenn Sie nichts dagegen haben.«

Pendergast sagte immer noch nichts, sondern betrachtete sie bloß mit seinen blassen Augen. Aus irgendeinem Grund hatte Corrie das unabweisbare Gefühl, dass sie gerade bei einer Art Test durchgefallen war. Aber so war es nun einmal: Die Antwort lag nicht in

erfundenen Geschichten, sondern genau hier, in den Knochen selbst.

Nach einer Weile nickte Pendergast ihr ganz leicht zu und sagte kühl:

»Selbstverständlich, Miss Swanson.«

Dann wandte er sich um und verließ den Geräteschuppen so leise, wie er gekommen war.

Corrie sah ihm hinterher, bis sie das leise Klappen hörte, als die Tür sich schloss. Dann kehrte sie – mit einer Mischung aus Eifer und Erleichterung – zu den irdischen Überresten von Asa Cobb zurück.

25

Polizeichef Stanley Morris hatte die Tür zu seinem Büro geschlossen und seine Sekretärin angewiesen, ihn unter keinen Umständen zu stören, solange er den Fall auf der Pinnwand auf den neuesten Stand brachte. So ging der Chief nämlich an komplizierte Fälle heran: Er reduzierte alles auf

verschiedenfarbige DIN-A6-Karteikarten, jede mit einem einzelnen Faktum, einem Beweismittel, einem Foto oder einem Zeugen versehen. Diese brachte er dann in chronologische Reihenfolge, heftete sie an eine Pinnwand aus Kork und verband die Karteikarten mit einem Bindfaden, um auf diese Weise nach Mustern, Hinweisen und Beziehungen zu fahnden.

Das war eine gängige Methode, und eigentlich hatte sie immer ganz gut funktioniert. Doch als er das Chaos auf seinem Schreibtisch betrachtete, die mit

Karteikarten in allen Farben des Regenbogens übersäte Pinnwand, die Bindfäden, die in alle Richtungen wiesen, fragte er sich doch allmählich, ob er möglicherweise ein neues System benötigte. Er spürte, wie er minütlich frustrierter wurde.

Das Telefon klingelte; er nahm den Hörer ab. »Um Himmels willen, Shirley, ich habe Sie doch gebeten, nicht gestört zu werden!«

»Entschuldigung, Chef«, sagte die Stimme, »aber hier ist jemand, der Sie wirklich sehen muss –«

»Nein, und wenn's der Papst ist. Ich bin beschäftigt!«

»Es ist Captain Stacy Bowdree.«

Es dauerte eine Minute, bis ihm klar wurde, was das bedeutete. Dann spürte er, wie ihm ganz kalt wurde. *Auch das noch.* »O Jesses ... Also gut, schicken Sie sie rein.«

Noch ehe er sich vorbereiten konnte, ging die Tür auf, und eine auffällige Frau betrat vorsichtigen Schritts sein Büro. Captain Bowdree hatte kurze braune Haare, ein hübsches Gesicht und durchdringende dunkelbraune Augen. Sie

war eins achtzig groß und
schätzungsweise Mitte dreißig.

Er stand auf und streckte ihr die Hand
entgegen. »Chief Stanley Morris. Das ist
ja eine Überraschung.«

»Stacy Bowdree.« Sie schüttelte ihm
kräftig die Hand. Zwar trug sie
Freizeitkleidung – Jeans, weiße Bluse
und eine Lederweste –, aber ihre
Haltung war unverkennbar die eines
Militärs. Er bot ihr einen Stuhl an, auf
dem sie Platz nahm.

»Zunächst einmal«, sagte Morris,
»möchte ich mich für die Probleme mit

der Exhumierung Ihres, ähm, Vorfahren entschuldigen. Ich weiß, wie ärgerlich das sein muss. Wir hier von der Polizei Roaring Fork glaubten, die Immobilienentwickler hätten eine gründliche Suche vorgenommen, und ich war entsetzt, *wirklich* entsetzt, als mir Ihr Brief zu Kenntnis kam –«

Bowdree schenkte ihm ein freundliches Lächeln und winkte ab.
»Seien Sie unbesorgt. Ich bin nicht verärgert. Wirklich.«

»Nun, danke für Ihr Verständnis.
Ich ... Wir werden es wiedergutmachen.

Das verspreche ich Ihnen.« Morris merkte selbst, dass er plapperte.

»Kein Problem. Also, hierum geht's: Ich habe mich entschlossen, die sterblichen Überreste zurückzuholen, um sie in unser altes Familiengrab in Kentucky umzubetten, sobald die Forschungen beendet sind. Deswegen bin ich hier. Sie sehen also, unter den Umständen besteht keinerlei Grund mehr, Emmett am ursprünglichen Ort wieder zu begraben, worum ich anfangs gebeten hatte.«

»Nun, ich würde lügen, wenn ich

behauptete, ich wäre nicht erleichtert. Das macht die ganze Sache einfacher.«

»Sagen Sie mal, rieche ich da Kaffee?«

»Möchten Sie eine Tasse?«

»Danke, ja. Schwarz, kein Zucker.«

Morris klingelte Shirley an und gab die Bestellung auf, mit eine zweiten Tasse für ihn. Es entstand eine kurze, peinliche Stille. »Also«, sagte er, »wie lange sind Sie schon in der Stadt?«

»Nicht lange, ein paar Tage. Ich wollte die Lage des Landes erkunden, sozusagen, bevor ich meine Anwesenheit

bekannt mache. Mir ist bewusst, dass mein Auftreten einen ziemlich Wirbel ausgelöst hat, und ich wollte niemanden erschrecken, indem ich wie der Held mit der Maske in die Stadt stürme. Stimmt, Sie sind die erste Person, der ich mich vorstelle.«

»Dann möchte ich Sie in Roaring Fork herzlich willkommen heißen.« Morris war enorm erleichtert, wegen allem, was sie sagte – und auch wegen ihrer freundlichen, lockeren Art. »Wir sind froh, Sie hier zu haben. Wo wohnen Sie?«

»In Woody Creek, aber ich suche ein Zimmer in der Stadt. Hatte ein bisschen Mühe, was zu finden, das ich mir leisten kann.«

»Ich fürchte, wir haben Hochsaison. Ich würde Ihnen ja gern einen Rat geben, aber ich glaube, die Stadt ist so gut wie ausgebucht.« Er erinnerte sich an die tumultartige, erbittert geführte Pressekonferenz und fragte sich, ob die Dinge wohl so bleiben würden.

Der Kaffee kam, und Bowdree nahm ihn begierig entgegen, trank einen Schluck. »Nicht der übliche

Polzeiwachen-Kaffee, muss ich schon sagen.«

»Ich bin ein bisschen ein Kaffee-Aficionado. Wir haben hier eine Kaffeerösterei in der Stadt, die eine phantastische französische Mischung herstellt.«

Sie trank noch einen großen Schluck, dann noch einen. »Ich möchte Sie nicht aufhalten – ich sehe, Sie sind beschäftigt. Ich bin nur kurz vorbeigekommen, um mich vorzustellen und Ihnen von meinen Plänen hinsichtlich der sterblichen Überreste zu

berichten.« Sie stellte die Tasse ab.

»Und ich habe mich auch gefragt, ob Sie mir helfen könnten. Wo befinden sich die Überreste im Moment, und wie komme ich dorthin? Ich möchte sie mir ansehen und die Frau kennenlernen, die dort forscht.«

Morris erklärte es ihr und fertigte eine kleine Skizze von den Heights an.

»Ich rufe die Wachleute dort an«, meinte er, »und sage denen, dass Sie kommen.«

»Danke.« Captain Bowdree erhob sich, wobei sie Morris noch einmal durch ihre Statur beeindruckte. »Sie

haben mir wirklich sehr geholfen.«

Morris erhob sich hastig und ergriff ihre Hand. »Wenn ich etwas für Sie tun kann, irgendetwas, lassen Sie es mich bitte wissen.«

Als er sie hinausgehen sah, hatte er das Gefühl, dass diese Höllenwoche vielleicht doch noch einen positiven Ausklang nehmen konnte. Dann aber schweifte sein Blick zu der Pinnwand und dem Chaos aus Karteikarten und Bindfäden auf seinem Schreibtisch, und das alte Angstgefühl kehrte zurück. Die Höllenwoche war, wie ihm klarwurde,

noch längst nicht vorbei.

Corrie hörte das Klappen der Tür zum Schuppen und hielt in ihrer Arbeit inne. War Pendergast zurückgekehrt? Doch statt einer Gestalt in dunklem Anzug schritt ihr eine Frau in einem Winter-Aufwärmanzug aus Fleece und mit einer großen Strickmütze mit baumelnden Pompoms entgegen.

»Corrie Swanson?«, sagte sie im Näherkommen.

»Das bin ich.«

»Stacy Bowdree. Ich würde Ihnen ja gern die Hand geben, aber ich habe den Kaffee hier mitgebracht.« Sie reichte Corrie einen großen Starbucks-Becher.

»Venti skinny latte mit vierfacher Milch, extra Zucker. Ich musste raten.«

»Super. Sie haben richtig geraten.« Corrie nahm den Becher dankbar entgegen. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass Sie nach Roaring Fork kommen. Das ist eine ziemliche Überraschung.«

»Tja, da wäre ich.«

»Gott, Stacy – ich darf Sie doch so nennen? Ich stehe wirklich in Ihrer Schuld. Sie haben mir echt aus der Patsche geholfen mit Ihrem Brief. Mir drohten zehn Jahre Gefängnis. Ich kann Ihnen gar nicht genug danken –«

»Bringen Sie mich nicht in Verlegenheit!« Bowdree lachte, hob den Deckel vom Kaffeebecher und trank einen großzügigen Schluck. »Wenn Sie jemandem danken wollen, dann Ihrem Freund Pendergast. Er hat mir die ganze Situation erklärt und was man Ihnen

angetan hat. Ich war nur zu glücklich, helfen zu können.« Sie blickte sich um. »Das sind ja ein Haufen Särge. Wo ist denn der von Urgroßvater Emmett?«

»Gleich hier vorne.« Corrie ging ihr voran zu den Knochen, die auf einem Tisch in der Nähe ausgebreitet lagen. Wenn sie gewusst hätte, dass die Frau herkommt, hätte sie versucht, die Särge in eine gewisse Ordnung zu bringen. Hoffentlich hatte Emmetts Nachfahrin Verständnis.

Corrie nippte ein wenig nervös an ihrem Kaffee, während Bowdree

herüberkam, den Arm ausstreckte und behutsam ein Stück des Schädels in die Hand nahm. »Mensch, der Bär hat ihn ja wirklich übel zugerichtet.«

Corrie wollte etwas darauf erwidern, besann sich aber eines Besseren.

Pendergast hatte ihr, mit ausgezeichneten Gründen, davon abgeraten, jemandem – irgendjemandem – die wahre Todesursache zu verraten, bevor sie ihre Untersuchungen beendet hatte.

»Ich finde Ihre Arbeit faszinierend«, sagte Bowdree und legte das Schädelfragment behutsam auf den Tisch

zurück. »Sie möchten also wirklich zur Polizei?«

Corrie lachte. Sie fand die Frau auf Anhieb sympathisch. »Na ja, im Grunde würde ich gern als FBI-Agentin arbeiten, Spezialgebiet forensische Anthropologie. Nicht als Laborratte, sondern Außenagentin mit speziellen Fähigkeiten.«

»Das ist großartig. Ich hab auch schon einmal an eine Karriere bei der Polizei gedacht ... ich meine, ist doch nur logisch nach einer Laufbahn beim Militär.«

»Sind Sie denn nicht mehr dabei?

Nicht mehr Captain?«

Sie lächelte. »Captain bleibe ich immer, aber ja, ich bin aus dem Dienst ausgeschieden.« Sie hielt inne. »Na, dann geh ich mal wieder. Wenn ich länger hier im Ort bleiben will, muss ich mir eine preiswertere Wohnung suchen – das Hotel, in dem ich wohne, macht mich bankrott.«

Corrie lächelte. »Das Gefühl kenne ich.«

»Ich wollte mich nur vorstellen und Ihnen sagen, dass ich das, was Sie hier

tun, großartig finde.« Bowdree wandte sich zum Gehen.

»Nur eine Minute.«

Bowdree drehte sich um.

»Möchten Sie später im Starbucks noch einen Kaffee mit mir trinken?« Corrie gestikulierte mit ihrem Becher.

»Ich würde den Gefallen gern erwidern – wenn Sie nichts dagegen haben, dass es etwas später wird. Ich habe vor, hier einen langen Tag zu machen, vorausgesetzt, ich erfriere vorher nicht.«

Bowdrees Miene hellte sich auf.

»Das wäre super. Was halten Sie von
neun Uhr?«

»Gern. Also um neun.«

Mrs. Betty Brown Kermode nippte an ihrer Tasse Earl Grey und blickte aus dem Panoramafenster ihres Wohnzimmers über das Silver-Queen-Tal. Von ihrem Haus oben am Grat – in den ganzen Heights gab's kein besseres Grundstück – hatte man eine spektakuläre Aussicht. Höher und höher

stiegen die umliegenden Berge in Richtung der hoch aufragenden Gipfel von Mount Elbert und Mount Massive, dem höchsten und dem zweithöchsten Berg in Colorado, die zu dieser nächtlichen Stunde lediglich als Schatten zu erkennen waren. Das Haus selbst war eher schlicht – trotz aller gegenteiligen Annahmen der Leute lag ihr nicht daran, aufzufallen –, im Grunde sogar eines der kleinsten im Wohngebiet. Außerdem war der Bau traditioneller als die anderen, aus Naturstein und Zedernholz errichtet und von vergleichsweise intimer Größe.

Dieser ultra-zeitgenössische,
postmoderne Stil war nicht ihr Fall.

Und von dem Fenster hatte man auch
eine ausgezeichnete Sicht auf den
Pistengeräteschuppen. Aus ebendiesem
Fenster hatte Mrs. Kermode nicht ganz
zwei Wochen zuvor am späten Abend
das verräterische Licht im Schuppen
gesehen. Sie hatte sofort gewusst, wer
sich darin befand, und Schritte
eingeleitet.

Die Tasse klirrte auf der Untertasse,
als sie sie abstellte, und sie schenkte
sich noch eine ein. Auf einer Höhe von

knapp 2600 Metern, wo Wasser bei 91 Grad Celsius kochte, war es gar nicht so leicht, eine anständige Tasse Tee aufzubrühen, und sie hatte sich nie an den faden Geschmack gewöhnt, egal wie viel Mineralwasser sie verwendete, egal wie lange sie den Tee ziehen ließ oder wie viele Beutel sie ins Wasser tat. Sie schürzte die Lippen, gab Milch und eine Spur Honig dazu, rührte um und trank einen Schluck. Mrs. Kermode war seit jeher Abstinenzlerin – nicht aus Gründen der Religion, sondern weil ihr Vater gewalttätiger Alkoholiker gewesen war

und sie deshalb Alkoholgenuss mit
abscheulichem Benehmen und,
schlimmer noch, mangelnder
Selbstbeherrschung assoziierte.

Mrs. Kermode hatte Beherrschung zum
Herzstück ihres Lebens gemacht.

Und jetzt war sie wütend, leise zwar,
aber wütend über die demütigende
Störung ihrer Kontrolle durch dieses
Mädchen und ihren FBI-Freund. So
etwas war ihr noch nie passiert, und sie
würde das nie vergessen und erst recht
nicht vergeben.

Sie trank noch einen Schluck Tee.

The Heights war die begehrteste Lage in Roaring Fork. In dieser Stadt voll vulgärer Neureicher handelte es sich um eines der ältesten geschützten Wohngebiete. Es repräsentierte Geschmack, brahmanenhafte Beständigkeit und einen Hauch aristokratischer Überlegenheit. Sie und ihre Partner hatten zu keinem Zeitpunkt zugelassen, dass es verfiel, so wie das in den Skigebieten mit anderen Wohnanlagen aus den Siebzigern geschehen war. Das neue Spa samt Clubhaus würde einen wesentlichen

Beitrag leisten, um das Wohngebiet frisch zu erhalten, und der Beginn von Bauphase III – dreißig 20 Hektar große Grundstücke zum Preis von 7,3 Millionen Dollar aufwärts – versprach, den ursprünglichen Investoren einen enormen Geldregen zu bescheren. Wenn nur die Sache mit dem Friedhof gelöst werden könnte. Der Artikel in der *New York Times* war schon ärgerlich gewesen, aber nichts im Vergleich zu den Elefant-im-Porzellanladen-Possen dieser Carrie Swanson.

Dieses Miststück. Es war ihre Schuld. Und sie würde dafür büßen.

Kermode trank ihre Tasse aus, stellte sie ab, atmete tief durch, dann griff sie zum Hörer. Es war schon spät in New York, aber Daniel Stafford war eine Nachteule und zu dieser Zeit am besten zu erreichen.

Er nahm beim zweiten Klingeln ab, seine sanfte, vornehme Stimme erklang in der Leitung. »Hallo, Betty. Wie sind die Skiverhältnisse?«

Eine Welle der Verärgerung. Er wusste ganz genau, dass sie nicht Ski

lief. »Man sagt mir, dass die Verhältnisse ausgezeichnet sind, Daniel. Aber ich habe nicht angerufen, um Höflichkeiten auszutauschen.«

»Schade.«

»Wir haben ein Problem.«

»Der Brand? Der ist nur dann ein Problem, wenn man den Kerl nicht schnappt – was sie tun werden. Glaub mir, wenn Phase III vermarktet wird, ist er schon auf dem Weg zum elektrischen Stuhl.«

»Der Brand ist nicht der Grund meines Anrufs, sondern das Mädchen.

Und ihr Wichtigster von FBI-Agent.
Wie ich höre, ist es ihm gelungen, drei weitere Nachkommen auszugraben, die die Erlaubnis erteilt haben, die Gebeine ihrer Vorfahren zu untersuchen.«

»Und wo liegt das Problem?«

»Was soll das heißen: *Wo liegt das Problem?* Es ist schlimm genug, dass diese Captain Bowdree persönlich hier aufgekreuzt ist. Wenigstens will sie die Gebeine ihres Vorfahren irgendwo anders bestatten. Aber was, Daniel, wenn die anderen Nachkommen nun die Wiederbeisetzung auf dem

ursprünglichen Friedhof verlangen? Wir haben bereits fünf Millionen Dollar in die Baumaßnahmen gesteckt.«

»Also, ich bitte dich, Betty, beruhige dich. Bitte. Das wird niemals passieren. Wenn irgendwelche dieser sogenannten Nachkommen einen Prozess anstrengen – was sie noch nicht getan haben –, werden unsere Anwälte ihn jahrelang hinauszögern. Wir verfügen über das Geld und die juristischen Mittel, um einen Fall wie diesen ewig in die Länge zu ziehen.«

»Es geht nicht nur darum. Ich mache

mir Sorgen, wohin das Ganze führen könnte – wenn du weißt, was ich meine.«

»Dieses Mädchen untersucht nur die Knochen, und wenn sie fertig ist, ist die Sache gegessen. Sie wird nicht dazu führen, wohin sie deinen Befürchtungen zufolge womöglich führt. Wie denn auch? Und wenn sie doch dazu führt, glaube mir, dann kümmern wir uns darum. Dein Problem ist, dass du wie deine Mutter bist; du sorgst dich zu viel und pflegst deine Wut. Mix dir einen Martini und lass es gut sein.«

»Du bist ekelhaft.«

»Vielen Dank.« Ein Kichern. »Und nun pass auf. Um dich zu beruhigen, setze ich meine Leute darauf an, die Vorgeschichte dieser Menschen auszugraben, irgendwelchen Schmutz zu finden. Das Mädchen, der FBI-Agent ... sonst noch jemand?«

»Captain Bowdree. Nur für den Fall der Fälle.«

»Schön. Und vergiss nicht: Ich tue das nur, um unser Pulver trocken zu halten. Wir werden es wahrscheinlich nicht einsetzen müssen.«

»Vielen Dank, Daniel.«

»Für meine liebe Cousine Betty tue
ich doch alles.«

Sie saßen auf bequemen Stühlen im fast leeren Starbucks. Corrie hielt ihren Becher in beiden Händen, dankbar für die Wärme. Gegenüber an dem kleinen Tisch schaute Stacy Bowdree in ihren Kaffee. Sie wirkte ruhiger, nicht mehr so überschwenglich wie am Morgen.

»Warum also haben Sie die Air

Force verlassen?«, fragte Corrie.

»Zunächst wollte ich dort Karriere machen. Nach Nine-Eleven. Ich war auf dem College, meine beiden Eltern waren tot, und ich habe nach einer Richtung im Leben gesucht, also bin ich zur Academy übergewechselt. Ich war wirklich wild entschlossen, total idealistisch. Aber zwei Einsätze im Irak, und dann noch zwei in Afghanistan haben mich davon kuriert. Mir ist klargeworden, dass das Leben als Berufssoldatin nichts für mich ist. Es ist noch immer eine Männerdomäne, ganz egal, was die

Leute sagen, vor allem in der Air Force.«

»Vier Einsätze? Wow.«

Bowdree zuckte mit den Schultern.

»Das ist nichts Besonderes. Die brauchen da drüben viel Bodenpersonal.«

»Was haben Sie getan?«

»Während des letzten Einsatzes war ich Kommandeur der Kampfmittelbeseitigungskompanie 382«, erklärte sie. »Wir waren im Feldlager Gardez in der Provinz Paktia stationiert.«

»Sie haben Bomben entschärft?«

»Manchmal. Die meiste Zeit haben wir Gebiete um das Lager geräumt oder Munition zur Schießanlage gebracht und beseitigt. Genau genommen mussten wir jedes Mal, wenn die eine Schaufel in den Boden stecken wollten, zunächst das Areal räumen. Hin und wieder mussten wir auch das Lager verlassen und Sprengfallen beseitigen.«

»Sie meinen, in diesen großen Bombenschutzanzügen?«

»Ja, wie in dem Film *The Hurt Locker*. Obwohl: Meistens haben wir

Roboter eingesetzt. Wie auch immer, das ist jetzt alles vorbei. Vor ein paar Monaten habe ich meine Entlassungspapiere bekommen. Ich habe mich ein wenig treiben lassen, mich gefragt, was ich mit meinem Leben anfangen will, und dann habe ich Agent Pendergasts Nachricht erhalten.«

»Und deshalb sind Sie hier in Roaring Fork.«

»Ja, und wahrscheinlich fragen Sie sich, warum?«

»Na, das frage ich schon, ein bisschen.« Corrie lachte, noch immer

etwas nervös. Sie hatte Angst gehabt, die Frage zu stellen.

»Wenn Sie mit ihm fertig sind, nehme ich Urgroßvater mit zurück nach Kentucky und bestatte ihn im Familiengrab.«

Corrie nickte. »Das ist cool.«

»Meine Eltern sind tot. Ich habe keine Geschwister. Ich beginne mich für die Vergangenheit meiner Familie zu interessieren. Die Bowdrees haben einen langen Stammbaum. Es gibt in der Familie Colorado-Pioniere wie Emmett, Militäroffiziere, die bis zur Zeit der

Revolution zurückgehen, und dann gibt's da noch meinen Liebling, Captain Thomas Bowdree Hicks, der in der Armee von Nord-Virginia für die Südstaaten gekämpft hat – ein echter Kriegsheld und ein Captain, genau wie ich.« Ihr Gesicht strahlte vor Stolz.

»Ich finde das großartig.«

»Ich freue mich, dass Sie so denken. Ich bin nicht hier, um Sie in Ihrer Arbeit anzutreiben. Ich habe nichts Dringendes vor – ich möchte mich nur wieder mit meiner Herkunft, mit meinen Wurzeln verbinden, um mich auf eine Art

persönliche Reise zu begeben und am Ende meinen Vorfahren nach Kentucky zurückzuholen. Vielleicht habe ich bis dahin ja eine bessere Idee, was ich als Nächstes tun will.«

Corrie nickte bloß.

Bowdree trank ihren Kaffee aus.

»Wie bizarr, von einem Bären gefressen zu werden.«

Corrie zögerte. Schon den ganzen Nachmittag hatte sie nachgedacht und entschieden, dass sie nicht wirklich guten Gewissens mit der Wahrheit hinterm Berg halten konnte. »Hm, ich

glaube, es gibt da etwas, das Sie über Ihren Vorfahren wissen sollten.«

Bowdree blickte auf.

»Das muss vertraulich bleiben, wenigstens so lange, bis ich meine Arbeit beendet habe.«

»Das wird es.«

»Emmett Bowdree wurde nicht von einem Grizzly getötet und gefressen.«

»Nein?«

»Das Gleiche gilt auch für diese anderen sterblichen Überreste – zumindest diejenigen, die ich untersucht habe.« Sie atmete tief durch. »Die

Männer sind ermordet worden. Von einer Bande von Serienmördern.

Ermordet und ...« Sie brachte es nicht über sich, es auszusprechen.

»Ermordet und ...?«

»Verspeist.«

»Sie wollen mich wohl auf den Arm nehmen.«

Corrie schüttelte den Kopf.

»Und niemand weiß davon?«

»Nur Pendergast.«

»Und was wollen Sie nun machen?«

Corrie hielt inne. »Na ja, ich würde gern hierbleiben und das Verbrechen

aufklären.«

Bowdree stieß einen Pfiff aus.

»Großer Gott. Irgendeine Idee, wer's gewesen ist? Oder warum?«

»Noch nicht.«

Es folgte ein langes Schweigen.

»Benötigen Sie Hilfe?«

»Nein. Na ja, vielleicht. Ich muss noch jede Menge alter Zeitungen durchforsten, dabei könnte ich wahrscheinlich Hilfe brauchen. Aber die forensische Analyse muss ich ganz allein durchführen. Es ist meine erste richtige Semesterarbeit und ... na ja, ich möchte,

dass es mein eigenes Werk ist.

Pendergast hält mich für verrückt und will, dass ich hier Schluss mache und nach New York zurückreise mit dem, was ich herausgefunden habe, aber so weit bin ich noch nicht.«

Bowdree schenkte ihr ein breites Lächeln. »Ich verstehe Sie vollkommen. Sie sind genauso wie ich. Ich mache Dinge auch gern allein.«

Corrie nippte an ihrem Kaffee.
»Hatten Sie schon Glück, eine Unterkunft zu finden?«

»Nada. Ich habe noch nie eine so

stinkreiche Stadt gesehen.«

»Warum wohnen Sie nicht bei mir?

Ich bin Housesitter in einer leeren Villa an der Ravens Ravine Road, nur ich und ein mir zugelaufener Hund, und, um ehrlich zu sein, es gruselt mich in dem Haus. Ich hätte es wahnsinnig gern, wenn mir jemand Gesellschaft leisten würde.«

Vor allem jemand, der beim Militär war. Den ganzen Nachmittag hatte sie über diese Fußabdrücke nachgegrübelt und gedacht, wie viel wohler sie sich mit einem Zimmergenossen im Haus fühlen würde. »Sie müssen bloß ein

paar Überwachungskameras aus dem Weg gehen – der Eigentümer, der nicht hier wohnhaft ist, ist ein Wichtiguer. Aber ich hätte Sie unheimlich gern mit im Haus.«

»Meinen Sie das ernst? Wirklich?« Bowdrees Lächeln wurde breiter. »Das wäre phantastisch! Haben Sie vielen, vielen Dank.«

Corrie trank ihren Kaffee aus und stand auf. »Wenn Sie bereit sind, können Sie mir gleich nach da oben hinterherfahren.«

»Ich wurde bereit geboren.« Und

damit schnappte sich Bowdree ihre Sachen und trat hinter Corrie hinaus in die eisige Nacht.

Um fünf Minuten vor vier Uhr morgens, Londoner Zeit, betrat Roger Kleefisch das große Wohnzimmer seines Stadthauses in der Marylebone High Street und blickte sich hochzufrieden im schummrigen Raum um. Alles war genau da, wo es hingehörte: die mit Samt bezogenen Sessel beidseits des Kamins,

das Bärenfell auf dem Boden, die lange Reihe von Nachschlagewerken auf dem polierten Kaminsims, der Brief, der direkt darunter mit einem Stilett ins Holz gerammt war, die wissenschaftlichen Diagramme an der Wand, der von Säureflecken schwer in Mitleidenschaft gezogene Chemietisch, die Initialen *V.R.*, die mittels Einschusslöchern in die gegenüberliegende Wand gestanzt waren – simulierten Einschusslöchern natürlich. In einer Ecke stand sogar eine abgewetzte Geige – Kleefisch hatte versucht, das Instrument zu erlernen,

hatte sich aber mit ein wenig
misstönendem Geschrammel
zufriedengeben müssen. Während er sich
umschaute, formte sich ein Lächeln auf
seinem Gesicht. Perfekt – näher konnte
man den Beschreibungen in den
Geschichten selbst nicht kommen. Einzig
die Lösung mit Kokainhydrochlorid und
die Injektionsnadel hatte er ausgelassen.

Er drückte einen Knopf neben der
Tür, und das Licht ging an – Gas
natürlich, extra unter großen Kosten
installiert. Nachdenklich ging er hinüber
zu einem großen Bücherschrank aus

Mahagoni und spähte durch die Glastür. Alles darin war einem einzigen Thema gewidmet, *dem* Thema. Die oberen drei Regale wurden von verschiedenen Ausgaben des »Kansons« eingenommen – die allerersten Ausgaben hatte er natürlich nicht käuflich erwerben können, nicht einmal mit seinem Rechtsanwalts-Einkommen, aber er besaß trotzdem enorm kostbare Bände, vor allem die George-Bell-Ausgabe von *Seine Abschiedsvorstellung* aus dem Jahr 1917, mit intaktem Schutzumschlag, und die George-Newnes-Ausgabe von

Die Memoiren des Sherlock Holmes aus dem Jahr 1894, deren Buchrücken noch immer recht hell war und nur ganz geringe Gebrauchsspuren und Stockflecken aufwies. Die unteren Regale des Bücherschranks belegten verschiedene wissenschaftliche Werke und frühere Ausgaben des *Baker Street Journal*. Letzteres war eine Zeitschrift, die von den Baker Street Irregulars herausgegeben wurde, einer Gruppe, die sich dem Studium und der Verbreitung von Sherlockiana verschrieben hatte. Kleefisch hatte selbst mehrere Artikel in

dem *Journal* veröffentlicht, von denen einer – ein ungemein detailliertes, Holmes' Studium von Giften gewidmetes Werk – die Irregulars veranlasst hatte, ihm eine Mitgliedschaft in dem Verein anzutragen und ihm den »Irregular-Shilling« zu verleihen. Man bewarb sich nicht um eine Mitgliedschaft bei den Irregulars; sie wurde einem angetragen. Und dort Mitglied geworden zu sein war ohne Zweifel die stolzeste Errungenschaft in Kleefischs Leben.

Er öffnete die Schranktür und suchte

auf den unteren Regalen nach einer Zeitschrift, die er noch einmal lesen wollte, fand sie, schloss die Tür, ging dann hinüber zum nächststehenden Sessel und nahm mit einem Seufzer der Zufriedenheit darauf Platz. Das Gaslicht tauchte alles in warmes, sanftes Licht. Sogar dieses Stadthaus, im Stadtteil Lisson Grove gelegen, war wegen seiner Nähe zur Baker Street ausgewählt worden. Wären da nicht hin und wieder die Verkehrsgeräusche von jenseits der Erkerfenster gewesen, Kleefisch hätte sich geradezu in das London der 1880er

Jahre zurückversetzt gefühlt.

Das Telefon klingelte, ein antiker »Sarg«, der auf das Jahr 1879 zurückging, aus Holz und Hartgummi, mit einem Telefonhörer, der wie ein überdimensionierter Schubladengriff geformt war. Das Lächeln verschwand aus seinem Gesicht, er blickte auf die Uhr und griff zum Hörer. »Hallo.«

»Roger Kleefisch?« Eine amerikanische Stimme – Südstaaten, wie Kleefisch bemerkte –, die, wie es schien, aus großer Entfernung kam. Sie kam ihm vage bekannt vor.

»Am Apparat.«

»Hier spricht Pendergast. Aloysius Pendergast.«

»Pendergast.« Kleefisch wiederholte den Namen, als würde er ihn schmecken.

»Erinnern Sie sich an mich?«

»Ja. Ja, natürlich.« Er kannte Pendergast aus der Zeit in Oxford, er studierte damals Jura und Pendergast Philosophie am Graduiertenkolleg des Balliol College. Pendergast war ein ziemlich seltsamer Bursche gewesen – reserviert und außerordentlich zurückgezogen –, dennoch waren sie

eine Art intellektuelle Verbindung eingegangen, an die Kleefisch noch immer voll Zuneigung zurückdachte. Pendergast schien damals, wie er sich erinnerte, irgendein privater Kummer zu belasten, doch seinen taktvollen Versuchen, ihn hinsichtlich des Themas aus der Reserve zu locken, war kein Erfolg beschieden gewesen.

»Entschuldigen Sie, dass ich so spät anrufe. Aber ich erinnere mich, dass Sie, sagen wir, ein etwas ungeregeltes Leben führen, und hoffte, dass Sie diese Gewohnheit beibehalten haben.«

Kleefisch lachte. »Stimmt, ich gehe selten vor fünf Uhr morgens zu Bett. Wenn ich nicht bei Gericht bin, ziehe ich es vor, zu schlafen, während der Pöbel auf den Straßen randaliert. Was verschafft mir die Ehre Ihres Anrufs?«

»Wie ich höre, sind Sie Mitglied der Baker Street Irregulars.«

»Ich habe die Ehre, ja.«

»In dem Fall könnten Sie mir eventuell helfen.«

Kleefisch lehnte sich im Sessel zurück. »Warum? Arbeiten Sie an einem akademischen Projekt über Sherlock

Holmes?«

»Nein. Ich bin Special Agent beim FBI und ermittle in einer Reihe von Mordfällen.«

Es entstand ein kurzes Schweigen, während Kleefisch die Antwort verdaute. »In dem Fall kann ich mir nicht vorstellen, wie ich Ihnen zu Diensten sein könnte.«

»Lassen Sie mich den Fall zusammenfassen, so kurz wie ich kann. Ein Brandstifter hat in dem Skiort Roaring Fork im Bundesstaat Colorado ein Haus niedergebrannt und die

Bewohner umgebracht. Kennen Sie Roaring Fork?«

Selbstverständlich hatte Kleefisch von Roaring Fork gehört.

»Ende des neunzehnten Jahrhunderts war Roaring Fork ein Bergbauort. Interessanterweise zählte er zu jenen Stationen, an denen Oscar Wilde auf seiner Lesereise durch Amerika haltmachte. Während seines Aufenthalts dort hat ihm einer der Bergarbeiter eine ziemlich wüste Geschichte aufgetischt. Es ging darin um einen Menschenfresser-Grizzly.«

»Bitte fahren Sie fort«, sagte Kleefisch und fragte sich, worauf diese seltsame Geschichte hinauslief.

»Während ihres gemeinsamen Dinners im Jahr 1889 im Hotel Langham hat Wilde diese Geschichte Conan Doyle erzählt. Offenbar hat sie auf Conan Doyle großen Eindruck gemacht – stark, unangenehm und nachhaltig.«

Kleefisch schwieg. Natürlich wusste er von dem legendären Dinner. Er musste hinsichtlich dieser Sache noch einmal einen Blick in Conan Doyles Tagebuch werfen.

»Ich glaube, dass das Gehörte Conan Doyle so sehr berührte, dass er es – natürlich in angemessen fiktiver Umgestaltung – in sein Werk verwoben hat, als Versuch einer Katharsis. Ich spreche hier insbesondere vom *Hund der Baskervilles*.«

»Interessant«, sagte Kleefisch. Seines Wissens war das ein neuer Ansatz in der Sherlock-Holmes-Forschung. Sollte er sich als vielversprechend erweisen, könnte sich sogar eine gelehrte Abhandlung für die Irregulars daraus machen lassen. Die er natürlich selbst

schreiben würde: Er suchte bereits seit einiger Zeit nach einem neuen Thema, auf das er sein Augenmerk richten konnte. »Aber ich bekenne, dass ich immer noch nicht verstehe, wie ich Ihnen helfen kann. Und ich verstehe gewiss nicht, was das alles mit dem Fall von Brandstiftung zu tun hat, in dem Sie ermitteln.«

»Was letzteren Punkt betrifft, so würde ich es vorziehen, meine Meinung für mich zu behalten. Was ersteren angeht, wächst bei mir die Überzeugung, dass Conan Doyle mehr wusste, als er

nach außen dringen ließ.«

»Sie meinen, mehr als das, worauf er im *Hund der Baskervilles* anspielte?«

»Genau.«

Kleefisch setzte sich auf. Die Angelegenheit war mehr als interessant – sie war absolut aufregend. Sein Hirn arbeitete auf Hochtouren.

»Was meinen Sie damit?«

»Nur dass Conan Doyle möglicherweise an anderer Stelle – vielleicht in den Briefen oder den unveröffentlichten Werken – mehr über diesen Menschenfresser-Bären

geschrieben hat. Womit ich beim Grund meines Anrufs wäre.«

»Wissen Sie, Pendergast, an Ihren Spekulationen könnte tatsächlich etwas dran sein.«

»Bitte erklären Sie mir das.«

»Zum Ende seines Lebens schrieb Conan Doyle angeblich eine letzte Holmes-Geschichte. Nichts darüber ist bekannt – nicht ihr Thema, nicht einmal ihr Titel. Es heißt, dass er sie zur Veröffentlichung freigab, sie jedoch abgelehnt wurde, weil ihr Thema für die allgemeine Öffentlichkeit zu stark

gewesen sei. Was danach mit ihr passierte, ist nicht bekannt. Die meisten vermuten, dass sie vernichtet wurde. Seither ist diese Holmes-Geschichte geheimnisumwittert und Gegenstand nicht enden wollender Spekulationen unter den Irregulars.«

Am anderen Ende der Leitung herrschte Stille.

»Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Pendergast, ich hatte eher angenommen, dass es sich einfach nur um eine weitere Holmes-Legende handelt. Sie sind Legion, wissen Sie. Oder vielleicht um

eine langatmige Erzählung, an der Ellery Queen weitergeschrieben hat. Aber angesichts dessen, was Sie gesagt haben, frage ich mich, ob die Erzählung vielleicht tatsächlich existiert. Und wenn sie existiert, ob sie möglicherweise ...«
Er stockte.

»... den Rest der Geschichte erzählt, die Conan Doyle zeit seines Lebens verfolgt hat«, beendete Pendergast den Satz für ihn.

»Ganz genau.«

»Haben Sie eine Idee, wie man vielleicht daran herangeht, nach einer

solchen Erzählung zu suchen?«

»Nicht aus dem Stegreif. Aber als Irregular und Holmes-Forscher stehen mir verschiedene Ressourcen zur Verfügung. Das Ganze könnte einen außergewöhnlichen neuen Forschungsansatz darstellen.«

Kleefischs Gehirn arbeitete jetzt noch schneller. Eine verschollene Sherlock-Holmes-Geschichte zu entdecken, nach all den Jahren ...

»Wie lautet Ihre Adresse in London?«, fragte Pendergast.

»Marylebone High Street 72.«

»Ausgezeichnet. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich Sie in naher Zukunft aufsuche?«

»Wie nahe?«

»Zwei Tage vielleicht. Sobald ich von diesen Brandstiftungsermittlungen wegkommen kann. Ich steige im Hotel Connaught ab.«

»Hervorragend. Pendergast, es freut mich, Sie wiederzusehen. Bis dahin stelle ich ein paar erste Nachforschungen an, und dann können wir –«

»Ja«, unterbrach ihn Pendergast. Auf

einmal klang seine Stimme ganz anders; ein dringlicher Tonfall hatte sich eingeschlichen. »Ja, vielen Dank, ich gebe mein Bestes, mich dann mit Ihnen zu treffen. Aber jetzt, Kleefisch, muss ich auflegen; bitte entschuldigen Sie mich.«

»Stimmt irgendwas nicht?«

»Offensichtlich steht ein weiteres Haus in Flammen.« Und damit legte Pendergast unvermittelt auf, und die Leitung war unterbrochen.

30

Sogar nach mehrmaligem Betätigen der Sirene und wiederholten lauten Aufforderungen durch das Außenmegaphon des Einsatzwagens konnte Chief Morris nicht näher als einen Häuserblock an die Polizeiwache herankommen, so dicht war das Gedränge aus Automobilen,

Medienvertretern und Einwohnern. Und dabei war es noch nicht mal acht Uhr morgens. Nach dieser zweiten Brandstiftung hatte die Geschichte nationales Interesse erregt – keine Überraschung angesichts der Identität der Opfer –, und die Schaulustigen waren alle da, dazu die Leute von den Fernseh- und Radiosendern, CNN und wer sonst noch alles.

Inzwischen bereute Morris, dass er selbst gefahren war; er hatte niemanden, der ihm den Rücken freihielt, und seine einzige Option war, den Wagen zu

verlassen und sich einen Weg durch diese Typen zu bahnen. Die Pressefritzen hatten mit laufenden Kameras seinen Einsatzwagen umzingelt und ihm ihre Mikrofone wie Knüppel entgegengehalten. Die ganze Nacht hatte er am Ort des Brands zugebracht, der um acht Uhr abends ausgebrochen war. Jetzt war er dreckig und erschöpft, stank nach Rauch, hustete und konnte kaum noch klar denken. Was für ein Zustand, um vor die Kameras zu treten.

Die Meute der Reporter ruckelte und wackelte an seinem Wagen. Sie riefen

Fragen, schrien ihm irgendetwas zu, drängelten sich vor, um die günstigste Position zu ergattern. Am besten, er ließ sich ein paar Sätze einfallen, die er an sie richten konnte.

Er atmete tief durch, sammelte sich und schob die Tür auf. Die Reaktion folgte auf dem Fuße: Die Presseleute drängten nach vorn, wobei sie mit den Kameras und Mikrofonen gefährlich herumfuchtelten und eins ihm sogar die Mütze vom Kopf schlug. Er stand auf, wedelte den Schnee von seiner Mütze ab und hielt die Hände in die Höhe. »Also

gut. Also gut! Bitte. Ich kann keine Erklärung abgeben, wenn Sie mich so bedrängen. Machen Sie etwas Platz, *bitte!*«

Die Menschenmenge wich ein wenig zurück. Morris blickte sich um, wobei er sich überaus bewusst war, dass sein Konterfei in allen Abendnachrichtensendungen im ganzen Land erscheinen würde.

»Ich gebe gleich ein kurzes Statement ab. Hinterher sind keine Fragen zugelassen.« Er holte Luft. »Ich komme soeben vom Tatort. Ich kann Ihnen

versichern, dass wir alles Menschenmögliche tun, um diese niederträchtigen Verbrechen aufzuklären und die Täter vor Gericht zu stellen. Die besten forensischen und Tatort-Ermittler im ganzen Bundesstaat arbeiten an diesem Fall. Alle unsere Ressourcen und diejenigen der umliegenden Gemeinden sind hinzugezogen worden. Darüber hinaus haben wir als Berater einen der Top-Agenten des FBI gewonnen, der auf Serienmorde und deviantes Verhalten spezialisiert ist, da wir es hier offenbar mit einem Serienbrandstifter zu tun

haben.« Er räusperte sich. »Nun zur Straftat selbst. Der Tatort wird natürlich noch untersucht. Drei Leichen wurden geborgen. Sie sind vorläufig als die Schauspielerin Sonja Dutoit und ihre beiden Kinder identifiziert worden. Unsere Gedanken und Gebete sind bei den Opfern, ihren Familien und allen von Ihnen, die von diesem furchtbaren Ereignis betroffen sind. Dies ist eine Riesentragödie für unsere Stadt, und ich finde wahrlich keine Worte, die meinen tiefen Schock und meine große Trauer zum Ausdruck bringen könnten ...«

Einen Moment lang war er außerstande weiterzureden, meisterte aber schnell die Enge in seinem Hals und kam zum Ende. »Später am Tag können wir Ihnen auf einer Pressekonferenz weitere Informationen präsentieren. Mehr habe ich momentan nicht zu sagen. Vielen Dank.«

Er stürmte vor, ohne von den gebrüllten Fragen und dem Meer von Mikrofonen Notiz zu nehmen. Fünf Minuten später betrat er leicht taumelnd sein Büro. Und da saß Pendergast im Vorzimmer, wie üblich makellos

gekleidet, und trank Tee. Der Fernseher war eingeschaltet.

Pendergast erhob sich. »Gestatten Sie mir, Ihnen zu Ihrem höchst gelungenen Auftritt zu gratulieren.«

»Wie bitte?« Morris drehte sich zu Shirley um. »Ich bin schon in der Glotze?«

»Das war live, Chef. Und Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht. Mit diesem entschlossenen Tonfall ... und diesen Rußflecken im Gesicht sind Sie übergekommen wie ein Held.«

»Rußflecken? Im Gesicht?«

Verdammt, er hätte sich waschen sollen.

»Kein Hollywood-Visagist hätte das besser hinbekommen«, sagte Pendergast.

»Es hat in Verbindung mit der derangierten Uniform, den windzerzausten Haaren und der sichtbaren Emotionalität einen einzigartigen Eindruck hinterlassen.«

Morris warf sich auf einen Stuhl. »Es ist mir völlig schnuppe, was die Leute denken. Mein Gott, so etwas habe ich noch nie gesehen. Agent Pendergast, wenn Sie gehört haben, was ich im Fernsehen gesagt habe, dann wissen Sie

auch, dass ich Ihnen gerade eben den Status eines offiziellen Beraters verliehen habe.«

Pendergast neigte den Kopf.

»Ich hoffe also bei Gott im Himmel, dass Sie akzeptieren. Ich benötige Ihre Hilfe mehr denn je. Wie wär's?«

Pendergast reagierte, indem er ein schmales Kuvert aus dem Anzug zog und mit spitzen Fingern Morris unter die Nase hielt. »Ich fürchte, ich bin Ihnen zuvorgekommen. Ich bin nicht nur in beratender Funktion hier, sondern ab sofort in offizieller.«

31

Als Corrie die menschenleere Bücherei betrat, kam sie ihr nicht mehr so heiter vor wie beim ersten Mal, sondern eher düster. Vielleicht lag das daran, dass sich in der Stadt eine Art Untergangsstimmung breitgemacht hatte – vielleicht lag es aber auch schlicht an den dunklen Gewitterwolken,

die sich über den Bergen
zusammenbrauten und Schnee
versprachen.

Stacy Bowdree, die ihr in die
Abteilung Geschichte folgte, stieß einen
leisen Pfiff aus. »Schwimmt die Stadt in
Geld oder was?«

»Ja, aber niemand geht je hier rein.«

»Zu beschäftigt mit Shopping.«

Sie sah Ted. Er saß am
Auskunftstresen auf der anderen Seite
des Raums, legte sein Buch zur Seite und
stand auf, um sie zu begrüßen. In dem
engen T-Shirt sah er außergewöhnlich

gut aus. Unerwarteterweise spürte Corrie ihr Herz flattern. Sie atmete durch und stellte Stacy vor.

»Was haben Sie denn heute auf dem Programm, meine Damen?«, fragte Ted und musterte Stacy wohlwollend. Corrie musste zugeben, dass Stacy auffallend gut aussah und jeder Mann bestimmt seine Freude daran hatte, sie anzuschauen, aber sein aufmerksamer Blick beunruhigte sie trotzdem.

»Mord und Totschlag«, sagte Corrie.
»Wir wollen alle Artikel sehen, die du über Morde, Erhängungen,

Raubüberfälle, Selbstjustiz,
Schießereien, Fehden – kurzum: alles
Böse – aus der Zeit der Grizzly-Morde
hast.«

Ted musste lachen. »In fast jeder
Ausgabe des alten *Roaring Fork
Courier* ist irgendeine Art
Kriminalgeschichte enthalten. Roaring
Fork war damals ein heißes Pflaster,
eine richtige Stadt, anders als heute. Mit
welchen Ausgaben wollt ihr denn
anfangen?«

»Der erste Grizzly-Mord hat sich im
Mai 1876 ereignet. Fangen wir also,

sagen wir, mit dem ersten April 1876 an, von dem Zeitpunkt an arbeiten wir uns sechs Monate vor.«

»Wir ihr wollt«, erwiderte Ted.

Corrie fiel auf, dass sein Blick immer noch regelmäßig zu Stacy schweifte, und nicht nur zu ihrem Gesicht. Aber der Captain schien das nicht zu bemerken – vielleicht war sie es aber auch einfach nur gewohnt nach ihren Jahren beim Militär.

»Die alten Zeitungen sind alle digitalisiert. Ich richte euch zwei Terminals ein und zeige euch, was ihr

machen müsst.« Er hielt inne. »Echt irre Stimmung in der Stadt heute.«

»Ja«, sagte Corrie. Tatsächlich war ihr das, einmal abgesehen vom starken Verkehr, kaum aufgefallen.

»So ähnlich wie im *Weißten Hai*.«

»Was meinst du damit?«

»Wie hieß die Stadt noch gleich – Amity? Ihr wisst schon, die Urlauber, die in Scharen die Stadt verlassen. Tja, genau das passiert jetzt auch hier. Ist euch nichts aufgefallen? Plötzlich sind die Skipisten wie ausgestorben, die Hotels leeren sich. Sogar die

Ferienhausbesitzer treffen Vorkehrungen für die Abreise. In ein, zwei Tagen sind die Einzigen, die noch hier sind, die Presseleute. Ist schon verrückt.« Er gab etwas in zwei nebeneinanderstehende Terminals ein, dann richtete er sich auf. »Okay, die sind jetzt für euch eingerichtet.« Er zeigte ihnen, wie sie mit den Geräten arbeiten konnten, und hielt dann inne. »Also, Stacy, wann sind Sie denn hier angekommen?«

»Vor vier Tagen. Aber ich habe mich bedeckt gehalten, wollte keine Unruhe stiften.«

»Vier Tage. Am Tag vor dem ersten Brand?«

»Ja, wahrscheinlich. Ich habe am nächsten Morgen davon erfahren.«

»Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unserer kleinen Stadt. Hier kann man viel Spaß haben – wenn man reich ist.«
Er lachte, zwinkerte und ging zu Corries Erleichterung zurück zum Auskunftstresen. Sie konnte ihn ja nicht einsperren – hatte sogar sein Angebot abgelehnt, sich seine Wohnung anzusehen. Und jeder Mann würde Stacy Bowdree angaffen.

Sie teilten sich die Suche nach Zeiträumen auf, Corrie übernahm die ersten drei Monate, Stacy das darauffolgende Vierteljahr. Stille senkte sich über den Raum, unterbrochen nur vom leisen Klappern von Computertasten.

Und dann stieß Stacy einen leisen Pfiff aus. »Hör dir das mal an.«

**SIE WOLLTEN DASSELBE
MÄDCHEN**

Und duellierten sich ihrethalben bei

Laternenschein

BEIDE MÄNNER IM WAHRSTEN SINNE DES WORTES IN FETZEN GERISSEN

Zwei Burschen aus Ohio trafen sich um Mitternacht und stachen im Schein einer Laterne mit Dolchen und Taschenmessern aufeinander ein, bis sie beide bewusstlos waren. Einer der Rivalen erhob sich, stieß seinem Kontrahenten den Dolch mitten in den Leib und fügte ihm eine tödliche Wunde

zu. Die Lady, Miss Williams, ist sprachlos vor Kummer wegen des schrecklichen Tumults.

»Ziemlich bizarr«, sagte Corrie und hoffte, dass Stacy nicht jede alberne Geschichte, auf die sie zufällig stieß, laut vorlesen würde. Erst nach einer gründlichen Gewissenserforschung hatte sie ihr Angebot zur Mithilfe angenommen.

»Das gefällt mir. *Sprachlos vor Kummer*. Ich wette, die hat sich bloß in die Hose gekackt wegen des *Tumults*.«

Die derbe Bemerkung schockierte Corrie. Aber vielleicht redeten Frauen so, die beim Militär gedient hatten.

Beim Überfliegen der Überschriften wurde ihr klar, dass Ted recht hatte: Roaring Fork war, zumindest im Sommer 1876, eine gewalttätige Stadt gewesen. Es gab praktisch einen Mord pro Woche, hinzu kamen täglich Messerstechereien und Schießereien. Postkutschenüberfälle am Independence-Pass, Streitereien um Grubenfelder, zahlreiche Prostituiertenmorde, Pferdediebstähle und Erhängungen ohne

Prozess. Die Stadt war überlaufen mit Falschspielern, unsauberen Anwälten, Dieben und Mördern. Außerdem herrschte eine riesige wirtschaftliche Kluft zwischen den einzelnen Teilen der Bevölkerung. Einige wenige wurden reich und bauten palastartige Villen an der Main Street, während die meisten in überfüllten Pensionen wohnten, vier oder fünf Personen in einem Zimmer, und Zeltlagern voll Schmutz, Ratten und Stechmücken. Ein alltäglicher, durchdringender Rassismus infizierte alles. Das eine Ende der Stadt,

»Chinalager« genannt, bevölkerten die sogenannten »Kulis«, die furchtbar diskriminiert wurden. Eine »Negerstadt« gab's auch. Auch wurde in einem Artikel auf ein heruntergekommenes Lager in einem nahe gelegenen Canyon hingewiesen, das von »diversen betrunkenen, elenden Vertretern der Roten Rasse, den traurigen Überbleibseln der ehemaligen Ute« bevölkert werde.

Im Jahr 1876 war das Gesetz noch kaum in Roaring Fork angekommen. »Recht« wurde meistens von

zweielichtigen Vigilanten gesprochen. Wenn am Vorabend in einem Saloon eine Schießerei oder Messerstecherei unter Alkoholeinfluss stattgefunden hatte, wurde der Täter nicht selten am nächsten Morgen aufgeknüpft an einer großen Pappel am anderen Ende der Stadt gefunden. Dort wurden die Leichen, zur Begrüßung der Neuankömmlinge, mehrere Tage lang hängen gelassen. In einer geschäftigen Woche hingen zwei, drei, ja sogar vier Leichen am Baum, aus denen »Maden fielen«, wie ein Reporter genüsslich schrieb. Die Zeitungen waren

voll von schillernden und haarsträubenden Geschichten. Eine Fehde zwischen zwei Familien, die mit der vollständigen Auslöschung aller bis auf einen Mann endete. Ein übergewichtiger Pferdedieb, der so viel wog, dass die Erhängung ihn köpfte. Ein Mann, der Amok lief, weil er, wie die Zeitung schrieb, einen »Gehirnsturm« erlitten hatte, sich für Jesus hielt, sich in einem Bordell verbarrikadierte und schließlich die meisten der leichten Mädchen umbrachte, um die Stadt von der Sünde zu befreien.

Die Arbeit in den Minen war entsetzlich, die Bergarbeiter fuhren vor Tagesanbruch ein und kamen nach Sonnenuntergang wieder heraus, sechs Tage die Woche, so dass sie nur sonntags Tageslicht sahen. Unfälle, Einstürze und Explosionen waren an der Tagesordnung. Doch in den Pochwerken und der Schmelzerei herrschten noch schlimmere Verhältnisse. Dort, in diesen großen Industriebetrieben, wurde das Silbererz von gigantischen, mehrere Tonnen schweren Metallpochen pulverisiert. Diese zertrümmerten das

Erz im Wortsinne, schlugen Tag und Nacht und erzeugten einen unablässigen Lärm, der die ganze Stadt erschütterte. Der daraus gewonnene Schotter wurde in riesige Eisentanks geschüttet, zusammen mit mechanischen Rührwerken und Schleifplatten, um ihn weiter zu einer breiähnlichen Paste zu reduzieren; dann wurden Quecksilber, Salz und Kupfersulfat hinzugefügt. Das daraus entstandene Hexengebräu wurde mehrere Tage lang gekocht und gerührt, erhitzt von riesigen, mit Kohle befeuerten Kesseln, die ununterbrochen

Qualm ausstießen. Weil die Stadt in einem Tal lag, umgeben von Bergen, erzeugte der Kohler Rauch einen erstickenden, an London erinnernden Nebel, der die Sonne über Tage verdunkelte. Denjenigen, die in der Hütte arbeiteten, erging es schlechter als den Bergarbeitern, weil sie sich aufgrund geplatzter Dampfrohre und Kessel tödliche Verbrühungen zuzogen, von giftigen Dämpfen erstickt oder durch schwere Geräte furchtbar verstümmelt wurden. Es gab keinerlei Sicherheitsvorschriften, keine

Arbeitszeitbegrenzung, keinen Mindestlohn und keine Gewerkschaften. Wurde ein Arbeiter durch eine Maschine verkrüppelt, wurde er umgehend entlassen, bekam ab sofort keinen Lohn mehr und musste selbst zusehen, wie er sich durchs Leben schlug. Die schlimmsten und gefährlichsten Jobs bekamen die chinesischen »Kulis«, über deren häufiges Ableben im hinteren Teil der Zeitung auf die gleiche flapsige Weise berichtet wurde, wie man vielleicht den Tod eines Hundes kundtat.

Corrie spürte, wie sie zunehmend

empört reagierte, während sie über die Ungerechtigkeit, die Ausbeutung und die gleichgültige Grausamkeit im Streben nach Profit las, wie die Bergbaugesellschaften sie ausübten. Am meisten überraschte sie jedoch, dass die Staffords – die zu den angesehensten wohltätigen Familien New Yorks zählten und wegen des Stafford Museum of Art und der reichen Stafford-Stiftung Berühmtheit genossen – ihr Vermögen während des Silberbooms in Colorado gemacht hatten, und zwar als Investoren hinter dem Hüttenwerk in Roaring Fork.

Die Familie Stafford hatte, wie sie wusste, im Laufe der Jahre viel Gutes mit ihrem Geld getan – was den unappetitlichen Ursprung des Vermögens umso verwunderlicher machte.

»Was für eine Stadt«, unterbrach Stacy Corries Gedanken. »Ich hatte ja keine Ahnung, dass Roaring Fork damals so ein Dreckloch war. Und schau dir die Stadt heute an: die reichste Gemeinde der USA!«

Corrie schüttelte den Kopf.

»Ironisch, nicht wahr?«

»So viel Gewalt und Not.«

»Stimmt«, fügte Corrie mit leiser Stimme hinzu, »allerdings finde ich nichts, das auf eine Bande von kannibalischen Serienmördern hinweist.«

»Ich auch nicht.«

»Aber die Hinweise sind da, irgendwo. Sie *müssen* es sein. Wir müssen sie einfach nur finden.«

Stacy zuckte mit den Achseln.

»Glaubst du, es könnten diese Ute-Indianer oben in dem Canyon gewesen sein? Sie hatten ein gutes Motiv. Die Bergbaufirmen haben ihnen ihr Land

gestohlen.«

Corrie überlegte. Ungefähr zu der Zeit, hatte sie gelesen, hatten die White-River- und die Ucompahgre-Ute Widerstand gegen die Weißen geleistet, die sie westwärts durch die Rocky Mountains zurückdrängten. Der Konflikt gipfelte im White-River-Krieg des Jahres 1879, als die Ute schließlich aus Colorado vertrieben wurden. Schon möglich, dass einige Indianer, die vor dem Krieg flüchteten, sich nach Süden durchgeschlagen und sich an den Bergarbeitern von Roaring Fork gerächt

hatten.

»Daran hab ich auch schon gedacht«, sagte sich schließlich. »Aber die Bergarbeiter wurden nicht skalpiert – das Skalpieren hinterlässt charakteristische Spuren. Und ich habe gelernt, dass bei den Ute ein Riesentabu gegen Kannibalismus herrschte.«

»Wie bei den Weißen. Aber vielleicht haben sie die Weißen ja deshalb nicht skalpiert, weil sie ihre Identität verschleiern wollten.«

»Kann sein. Aber die Morde waren von hoher Qualität. Was ich damit sagen

will«, fügte Corrie hastig hinzu, »es wurde dabei nicht schlampig und planlos vorgegangen. Es kann nicht leicht sein, einen gerissenen, abgehärteten Colorado-Bergmann zu überfallen, der seinen Claim bewacht. Ich bezweifle, dass Ute aus einem Armutslager diese Morde hätten durchführen können.«

»Was ist mit den Chinesen?

Unfassbar, wie schrecklich sie behandelt wurden – so als hätte man sie als Untermenschen angesehen.«

»Daran habe ich auch schon gedacht.

Aber wenn das Motiv Rache war,

warum die Opfer *verspeisen*?«

»Vielleicht haben die Täter das Verspeisen nur vorgetäuscht, damit es so aussah, als seien die Opfer von einem Bären gefressen worden.«

Corrie schüttelte den Kopf. »Meine Untersuchungen zeigen, dass die Täter das Fleisch tatsächlich verzehrt haben – roh. Und da wäre noch eine Frage: Warum haben sie plötzlich aufgehört? Welches Ziel hatten sie erreicht – wenn überhaupt?«

»Eine wirklich gute Frage. Aber es ist ein Uhr, und ich weiß nicht, was mit

dir ist, aber ich habe einen solchen Hunger, dass ich selbst ein paar Bergarbeiter verspeisen könnte.«

»Gehen wir Mittag essen.«

Als sie aufstanden, um zu gehen, kam Ted herbei. »Sag mal, Corrie ... ich wollte dich was fragen: Hättest du Lust auf ein Essen heute Abend? Dürfte kein Problem sein, einen Tisch zu reservieren.« Er strich sich durch die braunen Locken und sah sie lächelnd an.

»Sehr gern«, sagte sie, erfreut darüber, dass er trotz seiner Aufmerksamkeit für Stacy immer noch

an ihr interessiert war. »Aber ich bin mit Pendergast zum Abendessen verabredet.«

»Oh. Na, dann eben ein andermal.«
Er lächelte. Allerdings merkte Corrie, dass er eine gekränkte Miene nicht ganz unterdrücken konnte. Er erinnerte sie an einen kleinen Hund, und sie hatte einen Anflug von schlechtem Gewissen. Nichtsdestotrotz wandte er sich gutgelaunt an Stacy und zwinkerte ihr zu.
»Nett, Sie kennengelernt zu haben.«

Während sie ihre Mäntel anzogen und in die kalte Winterluft hinaustraten,

fragte sich Corrie, wohin eine zweite
Verabredung mit Ted führen könnte.
Denn eines stand fest: Es war lange her,
seit sie einen Freund gehabt hatte, und
ihr Bett in der Villa oben an der Ravens
Ravine Road war sehr, sehr kalt.

Es war wie ein hartnäckiger Alptraum, der einen eine Nacht lang in Angst und Schrecken versetzte und in der darauffolgenden in noch bösartigerer Gestalt zurückkehrte. Zumindest kam es Chief Morris so vor, als er durch das ging, was vom Haus der Dutoits stehen geblieben war. Die schwelende Ruine

lag an einem Bergrücken, mit weitem Blick auf die darunterliegende Stadt und den umgebenden Ring der schneebedeckten Berge. Er konnte es kaum ertragen: wieder auf mit Plastikband abgesperrten Fluren zu gehen, den gleichen Gestank nach verbranntem Holz, Kunststoff und Gummi zu riechen, die verkohlten Wände und Pfützen aus geschmolzenem Glas, die versengten Betten und von der Hitze geborstenen WC- und Waschbecken zu sehen. Und dann waren da noch die kleinen Dinge, die

merkwürdigerweise überdauert hatten: ein Trinkglas, ein Parfümflakon, ein durchweichter Teddybär und ein Plakat des Kinofilms *Marching Band*, Dutoits berühmtester Streifen, immer noch an eine ausgebrannte Wand gepinnt.

Es hatte beinahe die ganze Nacht gedauert, den Brand zu löschen und das Gebäude in diesen feuchten, dampfenden Schutthaufen zu verwandeln. Die Leute von der Spurensicherung und der Gerichtsmediziner waren bei Sonnenaufgang reingegangen und hatten die Opfer, so gut es ging, identifiziert.

Sie waren ebenso stark verbrannt wie die Angehörigen der Familie Baker – was das Ganze nur noch entsetzlicher machte. Aber wenigstens, dachte Morris, müssen wir uns diesmal nicht mit Chivers abgeben, der den Tatort bereits besichtigt hatte und inzwischen wieder losgefahren war, um seinen Bericht zu schreiben – einen Bericht, an dem Chief Morris zweifelte. Keine Frage, Chivers war überfordert.

Für Pendergasts Anwesenheit dagegen war er dankbar. Auf seltsame Weise hatte der Mann trotz aller

Exzentrik – und obwohl alle anderen von ihm genervt waren – eine beruhigende Wirkung auf ihn. Pendergast ging Morris voran. Wieder trug er den unangemessen eleganten schwarzen Mantel mit weißem Seidenschal, denselben seltsamen Hut auf dem Kopf, und er war grabesstill. Die Sonne versteckte sich hinter dicken Winterwolken, und die Temperatur außerhalb der Ruine lag bei minus zehn Grad. Innerhalb erzeugten die Resthitze und die Dampf Wolken ein feuchtes, stinkendes Mikroklima.

Schließlich kamen sie beim ersten

Opfer an, das der Pathologe versuchsweise als Sonja Dutoit identifiziert hatte. Eingebettet in einen Haufen aus Metallfedern, Metallplatten, Schrauben, Teppichnägeln und verbrannten Schichten Baumwollwatte, mit Stückchen geschmolzenen Plastiks und Drahts hier und da, sahen die sterblichen Überreste mehr oder weniger wie ein überdimensionierter, verkohlter Fötus aus. Der Schädel war heil, der Mund zu einem stummen Schrei aufgerissen, die Arme bis auf den Knochen verbrannt, die Fingerknochen

zusammengeballt, der Leib durch die Hitze eingekringelt.

Pendergast blieb stehen und betrachtete lange einfach nur das Opfer. Er zog weder Teströhrchen noch Pinzette hervor, nahm auch keine Proben. Er schaute nur. Dann ging er langsam um das hässliche Etwas herum. Er zog eine Handlupe hervor, durch die er die Spuren geschmolzenen Plastiks und weitere obskure Dinge seines Interesses begutachtete. Währenddessen wechselte der Wind die Richtung, worauf Morris der Geruch von gebratenem Fleisch

anwehte, was augenblicklich einen Würgereiz auslöste. Gott, was gäbe er darum, wenn Pendergast sich beeilen würde.

Schließlich erhob sich der Agent, und sie setzten ihre Begehung der gigantischen Ruine fort, wobei sie unausweichlich auf das zweite Opfer zusteuerten – das junge Mädchen. Das hier war noch schlimmer. Morris hatte als vorbereitende Maßnahme ganz bewusst aufs Frühstück verzichtet, so dass er nichts im Magen hatte, was herauskommen konnte, aber er merkte

trotzdem, wie ihm langsam speiübel wurde.

Das Opfer, Dutoits Tochter Sallie, war zehn Jahre alt gewesen. Sie war mit Morris' eigener Tochter zur Schule gegangen. Die beiden Mädchen waren nicht befreundet gewesen – Sallie war ein zurückgezogenes Kind gewesen, was nicht verwunderlich war bei der Mutter. Jetzt, da sie sich dem Leichnam näherten, wagte Morris einen Blick. Die Leiche des Mädchens befand sich in Hockstellung, war nur an einer Seite verbrannt. Sie war mit Handschellen an

die Rohre unter einem Waschbecken angekettet worden.

Er verspürte den ersten trockenen Würgereiz, der wie ein Schluckauf begann, dann noch einen, und wandte schnell den Blick ab.

Noch einmal untersuchte Pendergast die sterblichen Überreste – eine kleine Ewigkeit lang. Morris begriff auch nicht ansatzweise, wie Pendergast so etwas fertigbrachte. Als sich erneut dieser Würgereiz einstellte, versuchte er, an etwas anderes zu denken – *irgendetwas* anderes –, um sich in den Griff zu

bekommen.

»Es ist so verwirrend«, sagte Morris, mehr, um sich abzulenken, als alles andere. »Ich begreife das einfach nicht.«

»Was begreifen Sie nicht?«

»Wie ... na ja, wie der Täter seine Opfer auswählt. Ich meine, was haben die Opfer gemeinsam? Das Ganze kommt mir so willkürlich vor.«

Pendergast erhob sich. »Der Tatort stellt tatsächlich eine Herausforderung dar. Sie haben ganz recht: Die Opfer wurden willkürlich ausgewählt. Was jedoch nicht für die *Angriffe* gilt.«

»Was meinen Sie damit?«

»Der Mörder hat nicht die Opfer ausgewählt. Er – oder sie, die Ätiologie der Angriffe lässt noch nicht auf das Geschlecht schließen – hat die Häuser ausgewählt.«

Morris runzelte die Stirn. »Häuser?«

»Ja. Beide Häuser haben ein Merkmal gemeinsam: Sie sind auf spektakuläre Weise von der Stadt aus zu sehen. Das nächste Haus wird sich ohne Zweifel in ebenso exponierter Lage befinden.«

»Sie meinen, sie wurden aus Gründen

der Außenwirkung ausgewählt? Wieso, in Gottes Namen?«

»Vielleicht, um eine Botschaft zu senden.« Pendergast wandte sich ab. »Doch nun zurück zum vorliegenden Problem. Der Tatort hier ist in erster Linie interessant wegen des Lichts, das er auf den Geisteszustand des Mörders wirft.« Pendergast sprach langsam, während er sich umschaute. »Wie es scheint, entspricht der Täter der Milton-Definition einer sadistischen Persönlichkeit des ›explosiven‹ Untertyps. Er strebt nach extremen

Kontrollmaßnahmen; er empfindet Lust – vielleicht sexuelle Lust – am intensiven Leid anderer. Diese geistige Störung zeigt sich auf gewalttätige Weise bei Individuen, die ansonsten ganz normal erscheinen. Mit anderen Worten: Bei der Person, die wir suchen, könnte es sich um ein ganz gewöhnliches, produktives Mitglied der Gemeinschaft handeln.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Meine Erkenntnisse beruhen auf meiner Rekonstruktion des Verbrechens.«

»Als da wären?«

Wieder sah sich Pendergast zwischen den Ruinen um, bevor er den Blick auf Morris ruhen ließ. »Zunächst einmal ist der Täter durch ein Fenster im Obergeschoss eingedrungen.«

Der Polizeichef verkniff sich die Frage, woher Pendergast das wissen wollte, vor allem, weil vom Obergeschoss nichts mehr übrig war.

»Das wissen wir, weil die Haustüren massiv sind und alle Schlösser verriegelt waren. Das war zu erwarten, angesichts der Angst, die kürzlich der erste Brand und vielleicht die

vergleichsweise abgeschiedene Lage des Gebäudes ausgelöst hatten. Darüber hinaus handelte es sich bei den Fenstern im Erdgeschoss um eine äußerst bruchfeste Konstruktion mit teurer Dreifachverglasung, und die Rahmen sind aus Eiche mit eloxierter Aluminiumverkleidung. Die Fenster, die ich untersucht habe, waren alle verschlossen, und wir können annehmen, dass angesichts der niedrigen Temperaturen und, wie gesagt, der Angst, die der erste Überfall ausgelöst hat, die übrigen ebenfalls verriegelt

waren. Es ist äußerst schwierig, ein solches Fenster einzuschlagen, und jeder Versuch wäre laut und zeitaufwendig. Er hätte die Bewohner alarmiert. Jemand hätte die Polizei gerufen oder die Alarmanlage ausgelöst, mit der das Haus ausgestattet ist. Aber die beiden Opfer wurden überrascht – im Obergeschoss, vermutlich im Schlaf. Die Fenster im Obergeschoss waren nicht so robust, doppelverglast und zudem nicht alle abgesperrt – wie man an diesem hier sehen kann.« Pendergast wies auf einen Fleck aus Asche und Metall zu seinen

Füßen. »Daraus schließe ich, dass der Mörder durch ein Fenster im Obergeschoss eingestiegen und wieder ausgestiegen ist. Die beiden Opfer wurden außer Gefecht gesetzt und dann ins Erdgeschoss gebracht, wo es dann zum, ähm, *Dénouement* kam.«

Chief Morris hatte Mühe, sich auf Pendergasts Worte zu konzentrieren. Der Wind hatte erneut die Richtung gewechselt, weshalb er gewissenhaft durch die Nase atmete.

»Das verrät uns nicht nur etwas über den Geisteszustand des Mörders,

sondern auch etwas über seine körperliche Verfassung. Es handelt sich mit Sicherheit um eine sportliche Person, möglicherweise mit Erfahrung im Felsklettern oder anderen Extremsportarten.«

»Erfahrung im Felsklettern?«

»Mein lieber Morris, das folgt unmittelbar aus dem Umstand, dass sich keinerlei Hinweise auf eine Leiter oder ein Seil finden.«

Der Polizeichef schluckte. »Und der, ähm, »explosive« Sadismus?«

»Die Frau wurde auf dem Sofa im

Erdgeschoss mit Klebeband gefesselt. Dieses wurde um das ganze Sofa herumgewickelt – ziemlich schwierige Sache –, so dass sie sich nicht bewegen konnte. Allem Anschein nach wurde sie mit Benzin übergossen und bei lebendigem Leibe verbrannt. Und was am wichtigsten ist: Das alles hat stattgefunden, ohne dass das Opfer geknebelt wurde.«

»Und das heißt?«

»Dass der Täter mit ihr reden wollte, hören, dass sie ihn anflehte, sie am Leben zu lassen, und sie anschließend,

nachdem das Feuer ausgebrochen war ... schreien hören wollte.«

»O du lieber Gott.« Morris erinnerte sich an Dutoits durchdringende Stimme auf der Pressekonferenz. Wieder verspürte er einen Würgereiz.

»Aber der sich hier zeigende Sadismus –« Pendergast machte eine knappe Geste in Richtung der sterblichen Überreste des Mädchens »– ist von noch extremerer Art.«

Morris wollte gar nichts mehr wissen, aber Pendergast redete weiter. »Das kleine Mädchen wurde nicht mit

Benzin übergossen. Das wäre unserem Täter zu schnell gegangen. Stattdessen hat er rechts von ihr ein Feuer gelegt, dort, das dann auf sie zulief. Darüber hinaus, wenn Sie bitte die Rohre anschauen möchten, an die das Opfer mit Handschellen gefesselt wurde, werden Sie feststellen, dass sie verbogen sind. Sie hat mit aller Macht daran gezogen, um den Flammen zu entgehen.«

»Verstehe.« Morris tat nicht einmal so, als würde er dort hinschauen.

»Aber betrachten Sie einmal die *Richtung*, in die sie gebogen sind.«

»Verraten Sie es mir«, erwiderte Morris und schlug die Hände vors Gesicht, weil er's nicht mehr ertrug.

»Sie neigen sich in die Richtung der Flammen.«

Eine Stille entstand. »Entschuldigen Sie ... Aber ich verstehe nicht ganz.«

»Was immer es war, dem das Mädchen zu entfliehen versuchte – es war noch schlimmer als die Flammen.«

Als Corrie beim letzten Mal die alte viktorianische Polizeiwache betreten hatte, hatte sie Handschellen um. Die Erinnerung war so frisch, dass sie beim Betreten des Gebäudes einen Stich verspürte. Aber Iris, die Dame am Empfang, reagierte beinahe zu freundlich und begleitete sie liebend gern nach

unten, wo Pendergast sein Interimsbüro im Keller eingerichtet hatte.

Sie stieg das stickige Treppenhaus hinab, vorbei an einem schummrigen, polternden Heizkessel, und gelangte in einen schmalen Flur. Die Tür am Ende trug keinen Namen, nur eine Nummer; sie klopfte an, und Pendergasts Stimme bat sie herein.

Der Special Agent stand hinter einem uralten Metallschreibtisch, der mit kleinen Gestellen mit Teströhrchen übersät war, außerdem mit einem Chemie-Aufbau von unbekannter

Funktion, der vor sich hinblubberte. Das Büro war fensterlos, die Luft stickig.

»So was hat man Ihnen gegeben?«, fragte Corrie. »Das ist ja ein Verlies!«

»Es ist das, worum ich gebeten habe. Ich wollte nicht gestört werden, außerdem befindet sich das Büro an einem Ort, wo das sichergestellt ist. Niemand kommt her, um mich zu belästigen – niemand.«

»Es ist heiß wie im Hades hier drin.«

»Nicht schlimmer als ein Frühling in New Orleans. Wie Sie wissen, bin ich kälteempfindlich.«

»Wollen Sie zu Abend essen?«

»Damit wir unser Mahl nicht mit einem Gespräch über Leichen und Kannibalismus verderben, könnten wir vielleicht zunächst mal einen Augenblick darauf verwenden, dass Sie mich über Ihre Nachforschungen in Kenntnis setzen. Bitte nehmen Sie doch Platz.«

»Kein Problem. Aber können wir's kurz machen? Ich bin nämlich hitzschlagempfindlich.« Sie nahm Platz, Pendergast ebenfalls.

»Wie kommen Sie voran?«

»Großartig. Ich habe vier Gruppen

von sterblichen Überresten komplett untersucht, und alle erzählen dieselbe Geschichte: Alle sind Opfer einer Bande von kannibalischen Serienmördern.«

Pendergast neigte den Kopf.

»Es ist unglaublich, wirklich. Aber es besteht kein Zweifel. Allerdings habe ich am letzten Skelett, das ich untersucht habe, etwas Interessantes gefunden. Der Mann hat den seltsamen Namen Isham Tyng. Er war einer der Ersten, die ermordet wurden, und seine Knochen weisen tatsächlich Anzeichen einer großflächigen perimortalen Schädigung

durch ein großes, starkes Tier auf,
zweifellos ein Grizzly – neben den
üblichen Anzeichen für Schlagen,
Zerstückeln und kannibalische Akte, die
von Menschen ausgeführt wurden. Ich
habe in den Zeitungsberichten über den
Mord nachgelesen, und in diesem Fall
wurde ein Bär durch die Ankunft von
Tyngs Partnern von der Leiche
verscheucht. Zweifellos hat der Bär das
Opfer geplündert, *nachdem* es von der
Kannibalen-Bande umgebracht worden
war. Offenbar ist diese Sichtung genau
der Grund, warum sich bei allen Leuten

die Idee im Kopf festgesetzt hat, dass es sich bei dem Mörder um einen Grizzly handelte. Eine vernünftige Annahme – aber auch reiner Zufall.«

»Ausgezeichnet. Jetzt ist die Geschichte vollständig. Ich nehme an, Sie müssen nicht noch weitere sterbliche Überreste untersuchen?«

»Nein, vier reichen. Ich habe alle Daten, die ich für meine Semesterarbeit brauche.«

»Sehr gut«, murmelte Pendergast.
»Und wann kehren Sie nach New York zurück?«

Corrie holte tief Luft. »Ich reise noch nicht ab.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe ... mich entschlossen, den Rahmen meiner Semesterarbeit auszuweiten.«

Sie wartete, aber Pendergast reagierte nicht.

»Weil, entschuldigen Sie, aber Fakt ist, dass die Geschichte *nicht* vollständig ist. Jetzt, wo wir wissen, dass die Bergarbeiter ermordet wurden ...« Sie zögerte. »Na ja, ich werde alles in meiner Macht Stehende

tun, um die Mordfälle *aufzuklären*.«

Wieder Totenstille. Pendergast kniff die silbrigen Augen ganz leicht zusammen.

»Schauen Sie, es ist ein faszinierender Fall. Wieso ihn nicht bis zum Ende verfolgen? Weshalb sind diese Bergarbeiter umgebracht worden? Wer hat das getan? Und warum hörten die Morde so unvermittelt auf? Es gibt jede Menge Fragen, und ich möchte die Antworten finden. Das ist meine Chance, aus einer guten Semesterarbeit eine richtig tolle zu machen.«

»Wenn Sie überleben«, sagte Pendergast.

»Ich glaube nicht, dass ich mich in irgendeiner Gefahr befinde. Mehr noch: Seit den Bränden nimmt keiner Notiz von mir. Und niemand weiß von meiner wichtigsten Entdeckung – alle glauben immer noch, dass ein Grizzly die Bergleute getötet hat.«

»Trotzdem, ich bin mir unsicher.«

»Wieso denn? Ich meine, wenn Sie sich Sorgen machen wegen meines Housesittings – das Haus liegt meilenweit entfernt von der Stelle, wo

die Häuser niedergebrannt sind.

Außerdem habe ich inzwischen eine Mitbewohnerin – Captain Bowdree.

Man kann sich keinen besseren Schutz wünschen. Ich verrate Ihnen jetzt mal was: Sie hat einen 45er, und, glauben Sie mir, sie weiß, wie man damit umgeht.« Die Fußabdrücke, die sie rings um das Haus gefunden hatte, ließ Corrie unerwähnt.

»Daran habe ich keinen Zweifel.

Aber Tatsache ist: Ich muss Roaring Fork für mehrere Tage verlassen, vielleicht länger, und kann Ihnen

deswegen nicht meinen Schutz
zukommen lassen. Ich fürchte, dass Ihre
Nachforschungen die sprichwörtlichen
schlafenden Hunde wecken könnten. Und
es gibt einen scheußlichen Hund, der in
dieser reichen kleinen Stadt schläft,
dessen bin ich mir sicher.«

»Sie glauben doch wohl nicht, dass
die Brandstiftungen irgendwie mit den
Morden an den Bergleuten
zusammenhängen? Die Morde liegen
hundertfünfzig Jahre zurück.«

»Ich *glaube* gar nichts – noch nicht.
Aber ich ahne eine große, dunkle

Bedrohung. Ich bin nicht dafür, dass Sie länger als notwendig in Roaring Fork bleiben. Ich rate Ihnen, mit der nächsten Maschine die Stadt zu verlassen.«

Corrie sah ihn ungläubig an. »Ich bin zwanzig, und es ist *mein* Leben. Nicht Ihres. Ich bin Ihnen wirklich dankbar für Ihre Hilfe, aber ... Sie sind nicht mein Vater. Ich bleibe hier.«

»Ich werde das zu verhindern suchen, indem ich meine finanzielle Unterstützung einstelle.«

»Gut!« Die aufgestaute Wut brach aus Corrie hervor. »Von Anfang an haben

Sie sich in meine Semesterarbeit eingemischt. Sie können gar nicht anders, als sich einzumischen – so sind Sie nun mal –, aber ich schätze das gar nicht. Begreifen Sie denn nicht, wie wichtig mir diese Arbeit ist? Ich hab's satt, dass Sie mir sagen, was ich zu tun habe.«

Irgendetwas huschte über Pendergasts Gesicht, etwas, das sie, wäre sie nicht so wütend gewesen, als gefährlich erkannt hätte. »Mein einziges Interesse in dieser Angelegenheit ist Ihre Sicherheit. Und ich muss hinzufügen,

dass die Gefahren, denen Sie ausgesetzt sind, durch Ihre unglückselige Neigung zu Impulsivität und Unklugheit sehr verstärkt werden.«

»Wenn Sie meinen. Aber ich habe nichts weiter zu sagen. Und ich bleibe in Roaring Fork, ob es Ihnen nun passt oder nicht.«

Als Pendergast erneut etwas äußerte, stand sie so unvermittelt auf, dass sie den Stuhl umstieß und den Raum verließ, ohne ihn ausreden zu lassen.

Es war eine der markantesten viktorianischen Villen an der Hauptstraße. Ted, eine unerschöpfliche Informationsquelle über Roaring Fork, hatte Corrie ihre Geschichte erzählt. Das Haus hatte Harold Griswell erbauen lassen, bekannt als der »Silberkönig« von Roaring Fork, der erst ein Vermögen

machte und dann bei der Börsenpanik von 1893 bankrottging. Er beging Selbstmord durch einen Sprung in den Hauptschacht der Matchless-Mine und hinterließ eine junge Witwe – eine ehemalige Saloon-Tänzerin namens Rosie Ann. Rosie Ann brachte die folgenden drei Jahrzehnte damit zu, Anwälte einzustellen und zu entlassen und unzählige Prozesse zu führen, wobei sie unermüdlich versuchte, die zurückübertragenen Minen und Grundstücke wieder in ihren Besitz zu bringen. Am Ende, als alle ihre

juristischen Möglichkeiten erschöpft waren, ließ sie die Fenster der Villa Griswell mit Brettern vernageln und wurde zur Einsiedlerin, die sich sogar weigerte, Grundnahrungsmittel einzukaufen, und von den milden Gaben der Nachbarn abhängig wurde, die es auf sich nahmen, ihr das Essen an die Tür zu stellen. Im Jahr 1955 beschwerten sich die Nachbarn darüber, dass ein schlechter Geruch aus dem Haus komme. Als die Polizisten es betraten, bot sich ihnen ein unglaubliches Bild: Das gesamte Haus war vom Boden bis zur

Decke voll von wackligen Stapeln von Schriftstücken und anderem Krimskrams, von denen die Frau viele während der endlosen Prozesse angehäuft hatte. Da waren Bündel von Zeitungen, Leinensäcke mit Erzproben, Bergbau-Dokumente, Theaterkarten, überregionale Zeitungen, Akten, Gutachten über Erzproben, Bergbau-Lizenzen, eidesstattliche Aussagen, Gerichtsmitschriften, Gehaltslisten, Bankauszüge, Landkarten, Minengutachten und dergleichen. Man fand Rosie Anns vertrockneten Leichnam

unter einem Berg von Papieren; eine ganze Wand voller Dokumente, untergraben von nagenden Mäusen, war über ihr eingestürzt und hatte sie am Boden festgenagelt. Rosie Ann war verhungert.

Sie hatte keine Erben, und so erwarb die Stadt das Gebäude. Die gehorteten Dokumente erwiesen sich als historischer Schatz von kaum zu bewältigendem Ausmaß. Über ein halbes Jahrhundert später dauerte der Vorgang des Sortierens und Katalogisierens noch immer an,

allerdings in größeren Abständen, und zwar immer dann, wenn die mittellose Historische Gesellschaft von Roaring Fork eine Spende zusammenkratzen konnte.

Ted hatte Corrie vor dem Zustand der Sammlung gewarnt: Sie sei ganz anders als das gepflegte digitalisierte Zeitungsarchiv, das er leite. Doch nachdem sie die Zeitungen nach Hinweisen auf eine Kannibalen-Bande durchforstet hatte und schließlich mit leeren Händen dastand, beschloss Corrie, sich das Archiv Griswell einmal

genauer anzusehen.

Der Archivar erschien offenbar nur zweimal die Woche an seinem Arbeitsplatz. Ted hatte ihn Corrie gegenüber als echt unqualifiziertes Arschloch beschrieben. Als sie an diesem grauen Dezembervormittag in der Villa eintraf, während ein paar Schneeflocken vom zinkfarbenen Himmel fielen, fand sie den Archivar im Salon der Villa – er saß hinter einem Schreibtisch und spielte mit seinem iPad herum. Der Salon war frei von Papieren, aber durch die offenen Türen, die davon

abgingen, erblickte sie bis zur Decke reichende Metallregale und Aktenschränke, die mit Zeug vollgestopft waren.

Der Archivar erhob sich und streckte ihr die Hand entgegen. »Wynn Marple.« Er war vorzeitig kahl geworden, ein Enddreißiger mit Pferdeschwanz und ersten Ansätzen eines Bierbauchs, aber dem selbstbewussten, augenzwinkernden Gebaren eines alternden Don Juans.

Sie stellte sich vor und erläuterte ihr Ansinnen – dass sie nach Informationen über das Jahr 1876, die Grizzly-Morde

sowie über Straftaten und mögliche Bandenaktivitäten in Roaring Fork suche.

Marple antwortete ausführlich, kam dann aber rasch auf sein Lieblingsthema zu sprechen: ihn selbst. Corrie erfuhr, dass er früher Mitglied der olympischen Skimannschaft gewesen sei, die in Roaring Fork trainierte, weshalb er sich in die Stadt verliebt habe; dass er immer noch ein bombiger Skiläufer und auch ein heißer Typ abseits der Piste sei und dass er keinerlei Möglichkeit sehe, sie ohne die erforderlichen Papiere und

Genehmigungen ins Archiv zu lassen, von einem weit weniger speziellen und enger gefassten Arbeitsvorhaben ganz zu schweigen.

»Schauen Sie«, sagte er, »derartige Recherchen sind nicht gestattet. Viele dieser Dokumente sind privat und vertraulicher, kontroverser oder –«, und hier zwinkerte er wieder, »– skandalträchtiger Natur.«

Die letzten Worte wurden von mehrmaligem Lecken der Lippen und schweifenden Blicken über Corries Körper begleitet.

Sie atmete tief durch und rief sich in Erinnerung, zur Abwechslung einmal nicht ihr schlimmster Feind zu sein. Viele Typen waren eben Wichser. Außerdem brauchte sie das Archiv. Lag die Antwort nicht hier, war sie vermutlich im Laufe der Zeit verloren gegangen.

»Sie waren Skiläufer im Olympiateam?«, fragte sie und legte eine gekünstelte Bewunderung in ihre Stimme.

Das löste einen weiteren Schwall von Prahlereien aus und lieferte die

Auskunft, dass er die Bronzemedaille gewonnen hätte, wenn die Pistenverhältnisse, die Temperaturen, die Kampfrichter nicht so schlecht gewesen wären – Corrie hörte auf zuzuhören, nickte und lächelte aber weiter.

»Das ist echt cool«, sagte sie, als ihr klar wurde, dass er zum Ende gekommen war. »Ich bin noch nie einem Olympiasportler begegnet.«

Zu dem Punkt hatte Wynn Marple noch viel mehr zu sagen. Nach fünf, zehn Minuten hatte Corrie vor lauter

Verzweiflung einem Date mit ihm für Samstagabend zugestimmt – und im Gegenzug den vollständigen und uneingeschränkten Zutritt zum Archiv erhalten.

Wynn trottete hinter ihr her, während sie sich durch die gediegenen, aber verfallenen Räume schlängelte, die randvoll mit Papier waren. Zu ihren Problemen kam hinzu, dass die Unterlagen nur grob chronologisch sortiert waren, ohne dass man sich bemüht hatte, sie nach Themen zu ordnen.

Während der plötzlich ungemein
emsige Wynn die Akten holte, setzte sich
Corrie an einen langen, mit grünem Filz
bedeckten Tisch und begann, die
Zeitungen durchzusehen. Alle waren
ungeordnet und durcheinander, voll mit
belanglosen und falsch abgelegten
Materialien. Außerdem wurde
offensichtlich, dass, wer immer die
Ablage gemacht hatte, entweder
schlampig oder ein Idiot war. Während
sie einen Stapel nach dem anderen
durchging, erfüllte der Geruch nach
modrigem Papier und altem Wachs den

Raum.

Aus Minuten wurden Stunden. Der Raum war überhitzt, das Licht schummrig. Allmählich zuckten ihr die Augenlider. Schließlich war es sogar Wynn leid, von sich selbst zu reden. Die Zeitungen waren spröde, und bei jedem Umblättern staubte es von den Seiten. Da waren ganze Berge von undurchschaubaren juristischen Schriftstücken, Anträgen, eidesstattlichen Aussagen, amtlichen Bekanntmachungen und schriftlichen Beweisfragen, Prozessmitschriften,

Anhörungsabschriften, Protokollen von Geschworenengerichten, vermischt mit Bebauungsplänen, Gutachten, Ergebnissen von Erzproben, Verträgen zwischen Partner- von Minengesellschaften, Gehalts- und Inventurlisten, Arbeitsanweisungen, wertlosen Börsenaktien, Rechnungen und völlig irrelevanten Plakaten und Handzetteln. Gelegentlich gab die Flut von Dokumenten ein farbenprächtiges Theaterplakat frei, das die Ankunft einer vollbusigen Burlesk-Queen oder einer Slapstick-Comedy-Truppe bekanntgab.

Hin und wieder stieß Corrie auf ein Dokument von geringem Interesse – eine Strafanzeige, die Abschrift eines Mordprozesses, »Wanted«-Plakate, Polizeiakten, betreffend die Unerwünschten und Durchreisenden, die im Verdacht standen, Straftaten begangen zu haben oder deren angeklagt waren. Aber da war nichts, das hervorstach, keine Bande von Verrückten, niemand mit einem Motiv, elf Bergleute zu ermorden und zu verspeisen.

Der Name Stafford tauchte regelmäßig auf, vor allem in den Akten,

die sich mit den Beschäftigten befassten, die in der Verhüttung und der Raffination arbeiteten. Diese Akten waren besonders abscheulich; da gab es Verwaltungsbücher, die die umgekommenen Arbeiter auflisteten, als handelte es sich um beschädigte Maschinen, neben Summen, bezahlt an die Witwe oder Waisen, die sich nie auf mehr als fünf Dollar beliefen, wobei überwiegend die Summe 0.00 Dollar aufgeführt war mit dem Vermerk »Keine Zahlung/Fehler des Arbeiters«. Da gab es Akten über Arbeiter, die sich am

Arbeitsplatz Verkrüppelungen,
Vergiftungen oder Verletzungen
zugezogen hatten und anschließend ohne
jede Abfindung oder Ausgleichszahlung
fristlos entlassen wurden.

»Was für ein Haufen Drecksäcke«,
sagte Corrie leise und reichte Wynn
wieder ein Bündel von Dokumenten.

An einem Punkt tauchte ein
Handzettel auf, der sie innehalten ließ.

ZUR THEORIE DES ÄSTHETIZISMUS

Ein Vortrag von

Mr. Oscar Wilde aus London, England.

*Zur praktischen Anwendung der
Prinzipien der Theorie des
Ästhetizismus, mit Betrachtungen zu
den feinen Künsten, der persönlichen
Verschönerung und der Dekoration von
Häusern.*

ORT DES VORTRAGES: DIE

GROSSE GALERIE DER

SALLY-GOODIN-MINE

SONNTAGNACHMITTAG, 2. Juni

UM HALB DREI UHR EINTRITTSKARTEN FÜNF CENT

Corrie musste beinahe lachen über die eigenartige Formulierung der Ankündigung. Das musste der Vortrag sein, bei dem Wilde die Geschichte über die Grizzly-Morde gehört hatte. Und angeheftet an den Handzettel war ein Packen, bestehend aus Nachrichtenmeldungen, Briefen und Notizen über den Vortrag. Es war lachhaft, dass die rauen Bergleute von Roaring Fork irgendein Interesse an der

Theorie des Ästhetizismus gehabt haben sollten, von persönlicher Verschönerung oder Häusereinrichtung ganz zu schweigen. Aber wie es schien, war der Vortrag ein voller Erfolg gewesen und endete in stehenden Ovationen.

Vielleicht lag das an der guten Figur, die Wilde machte, an seiner überspannten Garderobe und seinen geckenhaften Manierismen, oder an seiner außergewöhnlich geistreichen, witzigen Art. Die bedauernswerten Bergleute von Roaring Fork hatten schließlich herzlich wenig Unterhaltung jenseits von Hurerei

und Sauferei.

Rasch blätterte sie die beigegefügt
Dokumente durch und stieß dabei auf
eine amüsante, handgeschriebene Notiz,
anscheinend der Brief eines Bergmanns
an seine Frau im Osten des Landes. Das
Schreiben war ohne Interpunktion
verfasst.

*Meine liebe Frau Sontag hatten wir
hier einen Vortrach von Mister Ostor
Wild aus London. Nach dem Vortrach
der sehr seer gut Aufgenommen wurde
hat Mister Wild gutgellaunt mit den*

*Bergleuten und Raubainen geplaudert
er war seer ele gant während ich mit
ihm sprächen wollte hat der alte
Trunkenbold Swinton ihn angehauen
und beiseite gezogn und ihm eine
Geschichte erzählt, nach der der aarme
Mann blas wie ein Gäspenst wurde das
ich schon dachte er würde umkippn und
onmächtig werden ...*

Wynn, der sich über ihre Schulter
gebeugt hatte und mitlas, schnaubte
verächtlich. »Mistkerl von Analphabet.«

Er tippte auf den Handzettel. »Wissen Sie, das hier ist mit Sicherheit sein Geld wert.«

»Ja, ganz bestimmt«, sagte sie, zögerte und heftete dann alles wieder zusammen. So charmant der Brief des Bergarbeiters war, er lag zu weit abseits vom Thema, als dass sie ihn in ihre Semesterarbeit aufnehmen wollte.

Sie schob die Papiere zur Seite und widmete sich der nächsten Akte. Dabei fiel ihr auf, dass Wynn, als er den Stapel zurück zum Regal trug, den Handzettel herauszog und woanders hinsteckte.

Vermutlich wollte der Typ ihn klauen und bei eBay verscherbeln.

Aber das ging sie nichts an. Das nächste große Bündel kam, dann das nächste. Die meisten Dokumente drehten sich um Verhüttung und die Raffination, wobei sich diesmal beinahe alles auf die Familie Stafford bezog, die sich allem Anschein nach umso diktatorischer aufführte, je mehr ihre Macht und ihr Reichtum zunahmen. Die Staffords schienen die Silberpanik von 1893 gut überstanden und sogar die Gelegenheit genutzt zu haben, Minen und Claims für

so gut wie nichts hinzugekauft zu haben. Außerdem befanden sich unter den Dokumenten zahlreiche verblasste Landkarten des Bergbaugebiets, wobei jede Mine, jeder Schacht und Tunnel sorgsam markiert und gekennzeichnet war. Merkwürdigerweise gab es jedoch herzlich wenig Unterlagen über den Betrieb der Schmelzerei.

Und dann stieß sie auf etwas, das sie stutzen ließ. Es handelte sich um eine Postkarte, datiert auf das Jahr 1933, geschrieben von einem Angehörigen der Familie namens Howland Stafford an

eine Frau namens Dora Tiffany Kermode. Sie begann mit *Liebe Cousine*.

Kermode. Cousine.

»Mann!«, platzte Corrie heraus.

»Dieses Aas von Kermode ist mit der Familie verwandt, die diese Stadt ausgepresst hat.«

»Von wem reden Sie?«, fragte Wynn.

Sie schlug mit ihrem Handrücken aufs Dokument. »Von Betty Kermode. Diese furchtbare Frau, die die Heights leitet. Sie ist mit den Staffords verwandt – Sie wissen schon, den Leuten, denen die

Schmelzerei gehörte, damals, als in Roaring Fork Bergbau betrieben wurde. Unglaublich.«

Erst da begriff Corrie ihren Fehler. Wynn Marple plusterte sich auf. Er verfiel in einen vorwurfsvollen, fast lehrerhaften Ton. »Mrs. Kermode gehört zu den feinsten, liebenswürdigsten Menschen in der ganzen Stadt.«

Hastig ruderte Corrie zurück. »Tut mir leid. Ich wollte nur ... Ich meine, sie ist dafür verantwortlich, dass ich im Gefängnis gelandet bin ... Mir war nicht klar, dass Sie mit ihr befreundet sind.«

Offenbar hatte ihre gestammelte Entschuldigung funktioniert. »Na, ich kann schon verstehen, dass Sie deswegen sauer auf sie sind, aber ich lege meine Hand für sie ins Feuer, wirklich. Sie ist ein guter Mensch.«
Noch ein Zwinkern.

Du Idiot. In fünf Stunden hatte Corrie nichts gefunden, und jetzt hatte sie auch noch ein Date mit diesem Deppen an der Backe – wegen nichts. Hoffentlich konnte sie's kurz machen und an einem Ort, wo Ted sie nicht sah. Vielleicht konnte sie auch im letzten Moment

wegen Krankheit absagen. Ja, so würde sie's machen.

Sie sah auf die Uhr. Ausgeschlossen, dass sie in diesem Wust von Papieren irgendetwas fand. Zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, eventuell übers Ziel hinauszuschießen. Vielleicht hatte Pendergast doch recht. Sie besaß schon jetzt genug Material für eine ausgezeichnete Semesterarbeit.

Sie stand auf. »Schauen Sie, das funktioniert hier nicht. Ich geh dann mal.«

Wynn folgte ihr in den vorderen

Salon. »Tut mir leid, dass Sie nicht mehr Erfolg hatten. Aber wenigstens«, er zwinkerte erneut, »hat es ja dazu geführt, dass wir uns nähergekommen sind.«

Sie musste sich definitiv krank melden.

Sie schluckte. »Vielen Dank für Ihre Hilfe, Wynn.«

Er beugte sich zu ihr vor, viel zu nahe. »Gern geschehen.«

Plötzlich hielt sie inne. Was spürte sie da an ihrem Hintern? Seine Hand. Sie trat einen halben Schritt zurück und wandte sich um, aber die Hand folgte ihr

wie ein Krakensaugnapf und drückte ihr diesmal ganz leicht den Hintern.

»*Wie bitte!*«, sagte sie in ätzendem Tonfall und fegte die Hand weg.

»Na ... wir haben doch bald ein Date.«

»Und das berechtigt dich dazu, meinen Hintern anzugrapschen?«

Wynn wirkte verdattert. »Aber ... das war doch bloß freundlich gemeint. Ich dachte, Sie hätten das gern. Ich meine, man geht doch nicht jeden Tag mit einem Olympiaskiläufer aus, und da dachte ich ...«

Sein letztes anzügliches Zwinkern war dann einfach zu viel. Corrie pflanzte sich vor ihm auf. »Olympiaskiläufer? Wann hast du dich zum letzten Mal im Spiegel betrachtet? Ich sage dir mal, was du da siehst – einen glatzköpfigen, dickbäuchigen, aus dem Mund stinkenden Verlierertyp. Ich würde nicht mit dir ausgehen, und wenn du der letzte Mensch auf Erden wärst.«

Damit drehte sie sich um, schnappte sich ihren Mantel und ließ Wynn einfach stehen. Als sie das Gebäude verließ, traf die kalte Luft sie wie eine Wand.

Wynn Marple setzte sich an seinen Schreibtisch. Seine Hände zitterten, und er atmete flach und schnell. Unfassbar, wie dieses Miststück ihn behandelt hatte, nach all der Hilfe, die er ihr erwiesen hatte. Eines von diesen Feminazi-Weibern, die schon bei einem unschuldigen, freundlichen Klaps auf die Palme gingen.

Wynn war so wütend, dermaßen empört, dass ihm das Blut im Kopf wummerte. Es dauerte ein paar Minuten, aber dann gelang es ihm schließlich, zum

Hörer zu greifen und zu wählen.

Betty Brown Stafford Kermode saß im Wohnzimmer ihres Hauses ganz oben in The Heights, in dem ein Feuer mit Pinyon-Kiefern-Holz im Kamin loderte, und legte den Hörer des Prinzessin-Telefons auf. Ein paar Minuten lang saß sie völlig reglos da, sah durch das Panoramafenster auf die Berge und

grübelte über das Problem nach. Ihr Schwager Henry Montebello saß im Ohrensessel auf der anderen Seite des Kamins. Er trug einen dreiteiligen Anzug, dazu eine selbstgebundene Fliege mit dunklem Paisley-Muster, die sich vom frisch gebügelten weißen Hemd deutlich abhob. Mit einer Miene patrizischer Langeweile musterte er seine manikürten Fingernägel.

Kermode dachte eine weitere Minute über das Problem nach. Dann aber griff sie wieder zum Hörer und wählte die Telefonnummer von Daniel Stafford.

»Hallo noch mal, meine Liebe«, tönte die trockene, ironische Stimme.

Kermode unterhielt sich nicht gern mit ihrem Cousin Daniel, aber »Sympathie« oder »Zuneigung« spielten bei der Verbindung, die die Familie Stafford zusammenhielt, ohnehin keine Rolle.

Dieses Band bestand aus Geld, und von ihm wurden alle Angehörigen der Familie beherrscht. Weil Daniel nicht nur Leiter der Stafford-Stiftung mit einem Vermögen von zwei Milliarden Dollar war, sondern auch einer der beiden gleichberechtigten

Geschäftsführer der familieneigenen Investmentfirma *Stafford Partners* mit einem verwalteten Vermögen von sechzehn Milliarden Dollar, war er ihr enger Freund. Ein sehr enger Freund. Die Frage, ob sie den Mann sympathisch fand, kam ihr gar nicht in den Sinn.

»Ist dein Telefon laut gestellt?«, fragte Stafford.

»Henry ist hier bei mir«, antwortete Kermode. Sie hielt kurz inne. »Wir haben ein Problem.«

»Wenn du damit auf das neue Feuer anspielst, dann danke dem Himmel, dass

es nicht in den Heights ausgebrochen ist. Das ist wunderbar, mehr noch – das nimmt den Druck von den Heights. Was wir brauchen, ist ein dritter Brand, und zwar noch weiter draußen.« Es folgte ein trockenes Lachen.

»Ich finde das gar nicht lustig. Jedenfalls rufe ich nicht deshalb an. Sondern weil dieses Mädel – Corrie Swanson – den Zusammenhang zwischen den Kermodes und den Staffords hergestellt hat.«

»Das ist doch kein Staatsgeheimnis.«

»Daniel, sie hat im Griswell-Archiv

rumgeschnüffelt und ist auf den Schatz von Dokumenten gestoßen, die mit dem damaligen Minen- und Hüttenbetrieb zusammenhängen.«

Stille. Und dann hörte sie, wie ihr Cousin am anderen Ende der Leitung einen vornehmen Fluch ausstieß. »Gibt's noch was anderes?« Plötzlich klang seine Stimme weniger flapsig.

»Nein. Wenigstens noch nicht.«

Wieder Stille. »Wie gut kann sie recherchieren?«

»Sie ist ein verdammter Terrier, sie schnappt mit ihren scharfen kleinen

Zähnen zu und lässt nicht locker. Noch scheint sie den Zusammenhang nicht hergestellt zu haben, aber wenn sie weitergräbt, schafft sie's.«

Wieder lang anhaltendes Schweigen.
»Ich hatte den Eindruck, dass die relevanten Unterlagen entfernt wurden.«

»Es wurden große Anstrengungen unternommen, aber in dem Archiv herrscht ein heilloses Chaos. Da kann alles durchgerutscht sein.«

»Verstehe. Also, das ist nun wirklich ein Problem.«

»Hast du, wie versprochen,

schmutzige Dinge über sie und die anderen ausgegraben?«

»Das habe ich. Dieser Pendergast hat eine bewegte Vergangenheit, aber er ist unberührbar. Bowdree ist eine Art Kriegsheldin, mit Auszeichnungen und Orden, weshalb man ihr nur schwer etwas anhängen kann. Außer dass sie aus gesundheitlichen Gründen aus der Air Force ausscheiden musste.«

»Wurde sie verwundet?«, fragte Kermode. »Sie hat auf mich kerngesund gewirkt.«

»Sie hat ein paar Monate im US-

Militärkrankenhaus in Landstuhl in Deutschland gelegen. Der aktuelle Arztbericht ist unter Verschluss. Die Air Force hütet derartige Akten wie ihren Augapfel.«

»Und das Mädel, Swanson?«

»Die ist ein kleiner Teufelsbraten. Ist in einer Wohnwagensiedlung in einer furchtbaren Kleinstadt in Kansas aufgewachsen. Die Eltern stammen aus der untersten Arbeiterschicht, haben sich nach ihrer Geburt getrennt. Die Mutter ist rasende Alkoholikerin, der Vater ein Nichtsnutz, stand einmal wegen

Bankraubs vor Gericht. Sie selbst hat ein ellenlanges Vorstrafenregister. Sie ist nur aus einem Grund so weit gekommen, nämlich weil dieser Pendergast sie unter seine Fittiche genommen hat und ihr die Ausbildung finanziert. Kein Zweifel, das ist ein Deal. Das Problem ist nur: Solange Pendergast in der Nähe ist, dürfte man nur schwer an sie rankommen.«

»Der Polizeichef sagt mir, dass dieser Pendergast gestern Abend nach London abgeflogen ist.«

»Das ist eine gute Nachricht. Am

besten, du handelst schnell.«

»Und was genau soll ich tun?«

»Du bist ohne Weiteres in der Lage, meine Liebe, dieses Problem zu lösen, bevor der FBI-Agent zurückkehrt. Ich möchte dich nur daran erinnern, was auf dem Spiel steht. Schlag also fest zu. Und wenn du dich entschließt, jemanden anzuheuern, dann nur den Besten. Was immer du tust, ich möchte nichts davon wissen.«

»Was bist du doch für ein Feigling.«

»Vielen Dank. Ich bin durchaus bereit einzugestehen, dass in unserer Familie

du den hohen Testosteronspiegel hast, liebe Cousine.«

Wütend drückte Kermode auf den Knopf für die Lautstellung und beendete das Telefonat.

Montebello war während des Gesprächs still geblieben und hatte sein Augenmerk scheinbar auf seine perfekt manikürten Fingernägel gerichtet. Jetzt aber blickte er auf. »Überlass mir das. Ich kenne genau den Richtigen für den Job.«

Das *Espelette*, die gehobene Brasserie, die von der Eingangshalle des Hotels Connaught abging, war eine cremefarben-weiße Mischung aus hohen Fenstern und frisch gebügelten weißen Tischdecken. Die klimatische Veränderung gegenüber Roaring Fork kam höchst gelegen. London war bislang

mit einem milden Winter gesegnet gewesen. Weiches, nachmittägliches Sonnenlicht durchflutete den leicht geschwungenen Raum.

Special Agent Pendergast, der an einem großen Tisch mit Blick auf die Mount Street saß, erhob sich, als Roger Kleefisch das Restaurant betrat.

Kleefisch war schon als Student in Oxford so gut wie kahl gewesen, deshalb war die glänzende Platte keine Überraschung. Noch immer ging der Mann forschen Schritts, wobei sein Oberkörper nach vorn gereckt war und

die Nase mit der gespannten Neugier eines Bluthundes auf einer Fährte die Luft durchschnitt. Eben wegen dieser Eigenschaften – ebenso sehr wie seiner Referenzen als Mitglied der Baker Street Irregulars – hatte Pendergast Vertrauen in seine Wahl des Partners für dieses besondere Abenteuer.

»Pendergast!«, sagte Kleefisch und streckte breit lächelnd die Hand aus.

»Sie haben sich gar nicht verändert. Na ja, fast nicht.«

»Mein lieber Kleefisch«, erwiderte Pendergast und schüttelte die

dargebotene Hand. Beide hatten mühelos an den Brauch an den Universitäten Oxford und Cambridge angeknüpft, einander mit Nachnamen anzureden.

»Da schau her: Damals in Oxford hatte ich immer angenommen, Sie würden Trauer tragen. Aber das war ein Irrtum, wie ich sehe. Schwarz steht Ihnen.« Kleefisch setzte sich. »Ist das Wetter nicht unglaublich? Mayfair hat noch nie schöner ausgesehen, finde ich.«

»In der Tat«, sagte Pendergast. »Und heute Morgen sah ich zu meiner nicht geringen Genugtuung, dass die

Temperatur in Roaring Fork auf unter minus zwanzig gefallen ist.«

»Wie furchtbar.« Kleefisch bibberte.

Ein Kellner kam an ihren Tisch, legte die Speisekarten vor ihnen aus und zog sich zurück.

»Ich bin so froh, dass Sie mit dem ersten Flug heute Morgen kommen konnten«, sagte Kleefisch und rieb sich die Hände, während er die Speisekarte überflog. »Der ›schicke und schockierende‹ Afternoon Tea hier schmeckt besonders köstlich. Außerdem serviert man hier den besten Kir Royal

in London.«

»Es ist gut, zurück in der Zivilisation zu sein. Trotz des vielen Geldes – vielleicht auch gerade deshalb – ist Roaring Fork eine unzivilisierte, provinzielle Stadt.«

»Sie haben irgendetwas von einem Brand erwähnt.« Das Lächeln verschwand aus Kleefischs Gesicht.
»Der Brandstifter, von dem Sie gesprochen haben, hat noch einmal zugeschlagen?«

Pendergast nickte.

»Lieber Gott ... Um zu etwas

Erfreulicherem überzugehen: Ich glaube, Sie werden entzückt sein über die Entdeckung, die ich gemacht habe. Ich bin hoffnungsvoll, dass sich Ihre Reise über den Großen Teich nicht als völlig vergebens erweisen wird.«

Der Kellner kehrte zurück.

Pendergast bestellte ein Glas Laurent Perrier Champagner und einen Ingwer-Scone mit fetter Sahne, Kleefisch eine Variation von Finger-Sandwiches. Der Irregular sah dem Kellner hinterher, dann griff er in seinen übergroßen Anwalts-Aktenkoffer, zog einen

schmalen Band hervor und schob ihn über den Tisch.

Pendergast nahm ihn zur Hand. Das Buch war von Ellery Queen und trug den Titel *Queen's Quorum: A History of the Detective Crime Short Story As Revealed in the 106 Most Important Books Published in This Field Since 1845.*

»*Queen's Quorum*«, sagte Pendergast leise und betrachtete den Einband. »Ich erinnere mich, dass Sie Ellery Queen in unserem Telefongespräch erwähnten.«

»Sie haben natürlich von ihm gehört.«

»Ja. Den beiden, um präziser zu sein.«

»Genau. Zwei Cousins, die unter Pseudonym schrieben. Vielleicht die bedeutendsten Sammler von Detektivgeschichten. Ganz zu schweigen davon, dass sie selbst eigenständige Autoren waren.« Kleefisch tippte auf den Band in Pendergasts Händen. »Und das Buch hier ist wahrscheinlich das berühmteste kritische Werk über Kriminalliteratur – eine Sammlung und

Studie der bedeutendsten Werke der Gattung. Das ist übrigens eine Erstausgabe. Aber hier ist das Merkwürdige: Trotz des Titels hat *Queen's Quorum* 107 Einträge – nicht 106. Sehen Sie sich *das* an.« Und indem er das Buch zurücknahm, schlug er es auf, blätterte zur Inhaltsangabe und wies mit dem Finger auf einen Eintrag:

74. Anthony Wanne – *Sinner Go Secretly* – 1927

75. Susan Glaspell – *A Jury of Her Peers* – 1927

76. Dorothy L. Sayers – *Lord Peter Views the Body* – 1928

77. G.D.H & M. Cole – *Superintendent Wilson's Holiday* – 1928

78. W. Somerset Maugham – *Ashenden* – 1928

78A. Arthur Conan Doyle – *The Adventure of (?)* – 1928 (?)

79. Percival Wilde – *Rogues in Clover* – 1929

»Sehen Sie das?«, sagte Kleefisch mit so etwas wie Triumph in der Stimme.

»*Queen's Quorum* Nummer 78A. Titel
unsicher. Jahr der Abfassung unsicher.
Sogar die Existenz unsicher, daher das
A. Und kein Eintrag im Haupttext, nur
eine Erwähnung im Inhaltsverzeichnis.
Aber offensichtlich hatte Queen –
höchstwahrscheinlich wegen seiner
Vorrangstellung in diesem
Forschungsbereich – genug über den
Titel gehört, aus zweiter Hand, um zu
glauben, dass er es wert war, in sein
Buch aufgenommen zu werden. Oder
vielleicht auch nicht. Denn als das Buch
später im Jahr 1967 überarbeitet wurde,

so dass die Liste 125 Titel umfasste, wurde 78A ausgelassen.«

»Und Sie glauben, dass es sich hier um unsere fehlende Holmes-Geschichte handelt?«

Kleefisch nickte. »Als Einziger hat Conan Doyle einen weiteren Eintrag im Buch«, sagte Kleefisch und nahm einen Bissen von seinem Sandwich mit Räucherlachs und Wasabi-Creme. »*The Adventures of Sherlock Holmes. Queen's Quorum Nummer 16.*«

»Dann ist doch wohl der offensichtliche nächste Schritt,

festzustellen, was genau Ellery Queen über diese Holmes-Geschichte wusste und wo er davon erfahren hat.«

»Leider nein. Glauben Sie mir, die Irregulars sind diesen Weg schon unzählige Male gegangen. Wie Sie sich vielleicht vorstellen können, ist *Queen's Quorum* 78A eines der furchterregendsten Schreckgespenster unserer Organisation. Ein spezieller Titel wurde geschaffen und wartet nur darauf, dem Mitglied verliehen zu werden, das diese Geschichte aufspürt. Die beiden Cousins sind seit Jahrzehnten

tot und haben nicht die Spur eines Beweises hinterlassen – weder hinsichtlich der Frage, warum der Titel 78A in der Erstausgabe von *Queen's Quorum* aufgeführt ist, noch warum er später entfernt wurde.«

Pendergast nahm einen kleinen Schluck Champagner. »Das ist entmutigend.«

»In der Tat.« Kleefisch legte das Buch beiseite. »Vor langer Zeit haben die Irregulars eine große Anzahl von Briefen aus Conan Doyles späterem Leben angehäuft. Bis zum heutigen Tag

haben sie es Forschern von außen nicht gestattet, die Briefe zu untersuchen. Wir sind ein eifersüchtiger Haufen, verstehen Sie, und wollen die Briefe für *unsere* wissenschaftlichen Publikationen im *Journal* und anderswo ausschachten. Allerdings wurden die Briefe aus Doyles letzter Lebensphase zum großen Teil ignoriert, weil es darin um jene Zeit in seinem Leben geht, als er sich dem Spiritismus zuwandte und Sachbücher wie zum Beispiel *Die Elfen von Cottingley* und *Der Rand des Unbekannten* schrieb und Holmes zur

Seite legte.«

Kleefisch nahm sich noch ein Finger-Sandwich, dieses war mit Teriyaki-Huhn und gegrillter Aubergine belegt. Er nahm einen Bissen, dann noch einen, und schloss beim Kauen die Augen. Geziert betupfte er sich den Mund mit einer Leinen-Serviette, und dann griff er – mit schelmischem Zwinkern – in seine Jackentasche und zog zwei zerfledderte, verblasste Briefe hervor.

»Ich schwöre Sie hiermit auf absolute Verschwiegenheit ein«, ermahnte er Pendergast. »Ich habe sie, ähm,

vorübergehend geborgt. Wäre doch schade, wenn ich meinen Ruf ruinierte.«

»Ich versichere Sie meiner Verschwiegenheit.«

»Sehr gut. In dem Fall darf ich Ihnen sagen, dass Conan Doyle beide Briefe 1929 geschrieben hat – dem Jahr vor seinem Tod. Beide sind an einen Mr. Robert Creighton adressiert, einen Romanautor und Mit-Spiritisten, mit dem sich Conan Doyle in seinen letzten Lebensjahren angefreundet hat.« Kleefisch faltete einen der Briefe auseinander. »In diesem ersten Brief

erwähnt er beiläufig: ›Ich rechne jeden Tag damit, Nachricht über die Aspern-Hall-Angelegenheit zu erhalten, die mir in letzter Zeit recht schwer auf der Seele liegt.« Im zweiten Brief erwähnt er, ebenfalls en passant: ›Habe die Hiobsbotschaft bezüglich Aspern Hall erhalten. Ich weiß jetzt nicht mehr, wie ich weitermachen soll – oder ob ich überhaupt weitermachen soll. Und doch kann ich erst ruhen, wenn ich die Sache zu Ende gebracht habe.«« Kleefisch steckte den Brief ein. »Also, alle Irregulars, die diese Briefe gelesen

haben – und es waren viele –, nehmen an, dass Conan Doyle an irgendeiner Art Immobilienspekulation beteiligt war. Aber ich habe den ganzen gestrigen Morgen damit verbracht, die Grundbücher von England und Schottland durchzugehen ... und es findet sich kein einziger Eintrag über irgendein Aspern Hall in der Liste. Das Haus existiert nicht.«

»Sie wollen also andeuten, dass Aspern Hall kein Gebäude ist, sondern der Titel einer Geschichte?«

Kleefisch lächelte. »Vielleicht – nur

ganz vielleicht – handelt es sich um den Titel von Conan Doyles abgelehnter Erzählung ›Das Abenteuer von Aspern Hall‹.«

»Wo könnte sich die Geschichte befinden?«

»Wir wissen, wo sie sich *nicht* befindet – nicht in seinem Haus.

Nachdem er monatelang wegen Angina Pectoris ans Bett gefesselt war, verstarb Conan Doyle 1930 in Windlesham, seinem Haus in Crowborough. In den Jahren seither sind unzählige Irregulars und andere Holmes-Forscher hinunter

nach East Sussex gefahren und haben
jeden Zoll des Hauses durchsucht.
Halbfertige Manuskripte, Briefe, andere
Dokumente wurden gefunden – aber
keine fehlende Holmes-Geschichte.
Darum kann ich nicht umhin, zu
befürchten, dass ...« Kleefisch zögerte.
»Dass die Geschichte vernichtet worden
ist.«

Pendergast schüttelte den Kopf.
»Erinnern Sie sich noch, was Conan
Doyle in dem zweiten Brief geschrieben
hat: dass er nicht wisse, wie er
weitermachen soll; dass er erst Ruhe

geben könne, wenn er *die Sache zu Ende gebracht habe*. Das klingt nicht nach einem Mann, der die Geschichte später vernichten will.«

Kleefisch hörte zu und nickte langsam.

»Derselbe kathartische Drang, der Conan Doyle veranlasst hat, die Geschichte überhaupt zu schreiben, hätte ihn auch veranlasst, sie aufzubewahren. Wenn ich Zweifel gehabt hätte, der Eintrag in *Queen's Quorum* hätte diese ausgeräumt. Die Geschichte existiert da draußen – irgendwo. Und

möglicherweise enthält sie genau die Informationen, nach denen wir suchen.«

»Als da wären?«, fragte Kleefisch begierig.

»Darüber darf ich noch nicht sprechen. Aber ich verspreche Ihnen: Wenn wir die Geschichte finden, werden Sie sie veröffentlichen.«

»Ausgezeichnet!« Er klatschte in die Hände.

»Und hiermit erkläre ich die Jagd – um mich einmal so auszudrücken – für eröffnet.« Und damit trank Pendergast sein Glas Champagner aus und gab dem

Kellner ein Zeichen, noch eines zu bringen.

Stacy ist eine echte Langschläferin, die steht oft erst um zehn oder elf auf,
dachte Corrie, als sie sich im Dunkeln aus dem Bett wuchtete und die Gestalt, die im zweiten Zimmer schlief, neidisch durch die Tür betrachtete. Sie erinnerte sich, dass sie früher auch so gewesen war – bevor sie herausgefunden hatte,

was sie mit ihrem Leben anfangen wollte.

Anstatt sich in ihrer winzigen Küche einen Kaffee zu machen, entschloss sie sich, in die Stadt zu fahren und sich einen Besuch bei Starbucks zu gönnen. Sie hasste das eiskalte Haus, und obwohl Stacy Bowdree dort zusammen mit ihr wohnte, hielt sie sich möglichst wenig darin auf.

Sie warf einen Blick auf das Außenthermometer: 19 Grad unter null. Es wurde kälter und kälter. Sie mummelte sich dick ein, Mütze,

Handschuhe, Daunenmantel, und trat nach draußen auf die Zufahrt, wo sie den Wagen geparkt hatte. Während sie ihn vom Schnee befreite, bereute sie erneut ihren Wutausbruch gegenüber Wynn Marple. Es war dumm gewesen, die Brücke hinter sich abzureißen. Aber es war die klassische Corrie, mit ihrem Temperament und ihrer seit Jahren bestehenden Unfähigkeit, Idioten zu ertragen. Dieses Benehmen hatte vielleicht in Medicine Creek funktioniert, als sie noch rebellische Highschool-Schülerin war. Aber

inzwischen gab es keine Entschuldigung mehr dafür – nicht hier und nicht jetzt. Sie *musste* einfach damit aufhören, Leute mit ihrem losen Mundwerk zu beleidigen, vor allem, wenn sie nur allzu gut wusste, dass es ihren Interessen diametral entgegenlief.

Sie ließ den Wagen an und lenkte ihn langsam die steile Zufahrt hinunter auf die Ravens Ravine Road. Der Himmel war grau. Es fing wieder an zu schneien. Laut Wetterbericht war noch sehr viel mehr Schnee unterwegs – was in einem Skiort wie Roaring Fork herbeigeseht

wurde, wie ein Farmer den Regen begrüßt. Corrie für ihren Teil hatte die Schnauze voll davon. Vielleicht war es wirklich an der Zeit, den Gewinn einzustreichen und die Stadt zu verlassen.

Da es auf der Serpentinstraße, die den Canyon hinabführte, viele vereiste Stellen gab und der Mietwagen mit seinen abgefahrenen Reifen enorm leicht ins Rutschen geriet, fuhr sie langsam.

Was also jetzt? Sie hatte höchstens noch ein, zwei Tage an den Skeletten zu arbeiten – die Pusselarbeit,

kriminaltechnisch gesprochen. Dann wäre sie mit allem durch. Obwohl es unwahrscheinlich schien, würde sie schauen, ob Ted noch ein paar weitere Ideen hatte, wo man möglicherweise Hinweise auf die Identität der Mörder finden konnte – taktvoll, weil er natürlich nicht wusste, wie die Bergarbeiter in Wahrheit umgekommen waren. Er hatte sie noch einmal eingeladen, mit ihm auszugehen, morgen zum Abendessen; sie wollte dann mit ihm darüber sprechen.

Noch sechs Tage bis Weihnachten.

Vater hatte sie angebettelt, nach Pennsylvania zu kommen und das Fest gemeinsam mit ihm zu verbringen. Er wollte ihr sogar das Geld für den Flug schicken. Vielleicht war das ein Zeichen. Vielleicht ...

Ein lautes Geräusch, ein lautes *PENG!*, und dann trat sie auf die Bremse und schrie unwillkürlich auf. Der Wagen kreischte und schlitterte, geriet aber nicht ganz von der Straße ab, sondern kam am Rand zum Stehen.

»Himmelherrgott!« Corrie packte das Lenkrad. Was war passiert? Etwas war

gegen die Windschutzscheibe geprallt und hatte sie in ein undurchsichtiges Netz aus Sprüngen verwandelt.

Und da sah sie das kleine, kugelrunde Loch in der Mitte.

Mit einem erneuten Aufschrei bückte sie sich und machte sich ganz klein unter dem Armaturenbrett. Alles war still. Ihre Gedanken rasten. Das war ein Einschussloch. Irgendwer hatte auf sie geschossen. Wollte sie killen.

Scheiße, Scheiße, Scheiße ...

Sie musste raus aus dem Wagen. Sie atmete tief durch, straffte sich und

richtete sich wieder auf und schlug mit der behandschuhten Faust ein Loch in die zersprungene Windschutzscheibe, das so groß war, dass man hindurchsehen konnte. Dann packte sie wieder das Lenkrad und trat aufs Gaspedal. Der Focus schlitterte einmal um die eigene Achse, und sie bekam ihn auch unter Kontrolle, rechnete aber im nächsten Moment mit noch mehr Schüssen. Vor lauter Panik gab sie zu viel Gas; der Wagen geriet auf eine Stelle mit Glatteis, schlitterte noch einmal und steuerte auf die Leitplanke

oberhalb der Schlucht zu. Das Auto prallte davon ab, rutschte mit quietschenden Reifen zurück auf die Straße und drehte sich erneut um 180 Grad. Corrie war erschüttert, aber nach einem kurzen Augenblick der Panik ging ihr auf, dass sie unverletzt war.

»*Scheiße!*«, schrie sie wieder. Der Schütze war noch immer da draußen, könnte sogar die Straße herunterkommen, um sie zu verfolgen. Der Focus steckte fest, und die Beifahrerseite war total demoliert, aber er war anscheinend kein Totalschaden.

Sie drehte den Zündschlüssel, der Motor sprang an. Sie lenkte den Focus wieder um die eigene Achse, in einer vorsichtigen Dreipunktkehre, und fuhr dann die Straße hinunter. Der Wagen war noch fahrtüchtig, gab aber ein grässliches Geräusch von sich – offenbar scheuerte eine Stoßstange an einem der Reifen.

Langsam, behutsam, die zitternden Hände am Lenkrad, lenkte sie den Wagen den Berg hinunter in die Stadt und steuerte geradewegs auf die Polizeiwache zu.

Nachdem sie einen Unfallbericht ausgefüllt hatte, führte der Beamte am Empfangstresen sie sofort ins Büro des Polizeichefs. Offenbar war sie mittlerweile eine wichtige Person. Chief Morris saß hinter seinem Schreibtisch, der mit DIN-A6-Karteikarten, Fotografien, Bindfäden, Heftzwecken und Klebstoff überladen war. An der Wand hinter ihm hing ein unverständliches Diagramm, das zweifellos mit den Brandstiftungen und Morden zusammenhing.

Morris sah aus wie eine Leiche auf Urlaub. Seine Wangen hingen ihm wie Fettbeutel im Gesicht, die Augen waren eingesunken, dunkel umrandet, die Haare ungekämmt. Gleichzeitig hatte sein Gesicht einen bisher nicht gekannten gestrengen Ausdruck. Das war wenigstens eine Verbesserung.

Er nahm die Anzeige entgegen und bedeutete Corrie, sich doch zu setzen. Einige Minuten verstrichen, während er die Anzeige einmal, dann noch einmal las. Und dann legte er sie auf den Tisch. »Gibt es irgendeinen Grund, der Ihnen

einfällt, dass jemand unglücklich über Ihre Aktivitäten sein könnte?«

Darüber musste Corrie, so erschüttert sie war, lachen. »Ja. Ungefähr alle in den Heights. Der Bürgermeister, Kermode. Von Ihnen gar nicht zu reden.«

Morris rang sich ein mattes Lächeln ab. »Wir werden Ermittlungen starten. Aber ... hören Sie, ich hoffe, Sie glauben nicht, dass ich die Sache unter den Teppich kehren will, wenn ich Ihnen sage, dass wir bereits seit Wochen in dem Gebiet nach einem Wilderer fahnden. Er tötet und schlachtet Rehe,

zweifelloos verkauft er auch das Fleisch. Erst vor einer Woche hat einer seiner ungezielten Schüsse das Fenster eines Hauses durchschlagen. Bei dem, was Ihnen widerfahren ist, könnte es sich also um einen Irrläufer handeln, abgefeuert von dem Mann, als er wilderte. Das Ganze hat sich früh am Morgen ereignet, wenn die Rehe – und unser Wilderer – aktiv sind. Nochmals: Ich behaupte nicht, dass das passiert ist. Ich erwähne es nur als eine Möglichkeit ... vor allem, um Sie etwas zu beruhigen.«

»Vielen Dank«, sagte Corrie.

Sie erhoben sich von den Stühlen, und Chief Morris streckte ihr die Hand entgegen. »Ich fürchte, ich muss Ihren Wagen als Beweismittel beschlagnahmen, eine ballistische Analyse vornehmen und schauen, ob wir die Kugel finden.«

»Bitteschön.«

»Einer meiner Beamten kann Sie fahren, wohin Sie wollen.«

»Nein, danke. Ich gehe nur um die Ecke zu Starbucks.«

Während Corrie dasaß und an ihrem

Kaffee nippte, fragte sie sich, ob es sich wohl wirklich um einen Wilderer gehandelt hatte. Es stimmte schon, sie hatte eine Menge Leute gegen sich aufgebracht, aber es war verraucht, vor allem seit Beginn der Brandstiftungen und Morde. Auf ihren Wagen zu schießen, das war Totschlag. Was für eine Bedrohung stellte sie dar, um so eine »Behandlung« zu verdienen? Das Problem war: Morris war derart überfordert – so wie alle bei der Polizei hier –, dass sie nur begrenztes Vertrauen hatte, dass er eine effiziente Ermittlung

einleiten konnte. Aber wenn dieser Anschlag sie abschrecken sollte, dann würde das nicht funktionieren. Es konnte sein, dass sie Angst hatte, aber es war absolut ausgeschlossen, dass man sie aus der Stadt vertrieb. Wenn überhaupt, dann führte das nur dazu, dass sie noch länger blieb.

Andererseits könnte es sich durchaus um den Wilderer gehandelt haben. Oder um irgendeinen anderen Irren. Es könnte sogar der Serienbrandstifter gewesen sein, der seine Vorgehensweise geändert hatte. Ihre Gedanken schweiften zu Stacy

oben in der Schlucht, die wahrscheinlich noch schlief. Aber irgendwann würde sie in die Stadt runterfahren, und es konnte durchaus sein, dass man auch auf sie schoss.

Sie zog ihr Handy aus der Tasche und wählte Stacys Nummer. Eine schläfrige Stimme antwortete. Aber Corrie hatte kaum anfangen, von ihrem Erlebnis zu berichten, da war Stacy schon hellwach.

»Jemand hat auf deinen Wagen geschossen? Ich mach mich sofort auf die Suche nach dem Schwein.«

»Warte. Tu's nicht. Das ist verrückt.

Überlass das der Polizei.«

»Seine Spuren werden da draußen sein, im Schnee. Ich verfolge den Drecksack zurück, egal aus welchem Schlupfloch er gekrochen ist.«

»Nein, *bitte*.« Es dauerte zehn Minuten, bis Corrie Stacy davon überzeugt hatte, die Finger von der Sache zu lassen. Gerade als sie auflegen wollte, sagte Stacy: »Ich hoffe nur, er schießt auf *meinen* Wagen. Ich hab da nämlich ein paar Hohlspitzgeschosse, die ganz versessen darauf sind, seine innere Psyche zu erkunden.«

Anschließend rief Corrie bei der Mietwagenfirma an. Der Angestellte ließ sich lang und breit darüber aus, dass eben der Polizeichef höchstpersönlich angerufen habe, wie furchtbar es sein müsse, wenn auf einen geschossen wird, ob es ihr gutgehe, ob sie einen Arzt benötige ... Und wäre ein Upgrade – ein Ford Explorer – akzeptabel, natürlich ohne Aufpreis?

Lächelnd legte Corrie auf. Wie es schien, zeigte Morris zu guter Letzt doch ein bisschen Rückgrat.

Roger Kleefisch lümmelte sich in einem der beiden mit Samt bezogenen Sessel im Wohnzimmer seines Londoner Stadthauses, die Füße auf dem Bärenfell, mit dem ganzen Körper die wohlige Wärme genießend, die das knisternde Kaminfeuer spendete. Agent Pendergast saß still im anderen Sessel und blickte in

die Flammen. Kleefisch hatte ihm geöffnet, der FBI-Agent hatte sich im Zimmer umgeschaut und die Brauen gehoben, aber keinen Kommentar abgegeben. Dennoch hatte Kleefisch irgendwie das Gefühl, dass Pendergast seine Zustimmung erteilt hatte.

Er ließ kaum jemanden in sein Wohnzimmer, und er konnte nicht umhin, sich ein wenig wie Sherlock Holmes persönlich zu fühlen, hier zu Hause, mit dem Partner in Sachen Kriminalermittlung an seiner Seite. Mit Mühe hob der Gedanke ein wenig seine

Laune. Obwohl: Wenn er ehrlich war, sollte er wohl doch die Rolle von Watson einnehmen. Pendergast war schließlich der Profi-Detektiv.

Schließlich verlagerte Pendergast sein Gewicht und stellte seinen Whisky-Soda auf einem Beistelltisch ab. »Also, Kleefisch, was haben Sie bislang herausgefunden?«

Vor dieser Frage hatte Kleefisch Angst gehabt. Er schluckte, atmete tief durch und sagte: »Nichts, fürchte ich.«

Die blassen Augen musterten ihn genau. »Tatsächlich?«

»Ich habe in den vergangenen vierundzwanzig Stunden alles probiert«, erwiderte Kleefisch. »Habe mich durch alle Korrespondenzen gewühlt, Conan Doyles Tagebuch gelesen und wieder gelesen. Ich habe jedes Buch, jede Abhandlung über Doyles letzte Lebensjahre, die ich finden konnte, gelesen. Ich habe sogar – vorsichtig – mehrere unserer brilliantesten Mitglieder angesprochen. Aber ich habe nichts gefunden, nicht einmal die Spur eines Beweises. Und ich muss sagen: Trotz meiner anfänglichen Begeisterung bin

ich nicht überrascht. Dieses Thema ist schon in der Vergangenheit von Irregulars gründlich behandelt worden. Ich war ein Narr zu glauben, dass es etwas Neues geben könnte.«

Pendergast schwieg. Der Lichtschein des Kaminfeuers flackerte auf seinen hageren Gesichtszügen, sein Kopf war geneigt, ein Ausdruck konzentrierten Nachdenkens lag auf seinem Gesicht. Umgeben von all dem viktorianischen Drumherum, ähnelte er plötzlich so sehr Sherlock Holmes, dass Kleefisch beunruhigt war.

»Es tut mir wirklich leid,
Pendergast«, sagte er, wandte den Blick
ab und schaute aufs Bärenfell. »Aber ich
war so hoffnungsvoll.« Er hielt inne.
»Ich fürchte, Sie sind auf dem
Holzweg – einem Holzweg, zu dem ich
Sie womöglich ermuntert habe. Dafür
entschuldige ich mich.«

Nach einer Weile rührte sich
Pendergast. »Ganz im Gegenteil. Sie
haben bereits sehr viel getan. Sie haben
meinen Argwohn hinsichtlich der
verschollenen Holmes-Geschichte
bestätigt. Sie haben mir die Hinweise in

Queen's Quorum gezeigt. Sie haben den Zusammenhang in Conan Doyles Briefen zu Aspern Hall hergestellt. Beinahe wider Willen haben Sie mich überzeugt, dass *Das Abenteuer von Aspern Hall* nicht nur existiert hat, sondern noch immer existiert. Ich muss die Geschichte finden.«

»Für einen Irregular wie mich, einen Holmes-Forscher, wäre das der größte Coup seines Lebens. Aber ich muss noch einmal fragen – warum ist Ihnen die Geschichte so wichtig?«

Pendergast zögerte einen Moment.

»Ich habe gewisse Ideen, Vermutungen, welche diese Geschichte möglicherweise bestätigen kann – oder auch nicht.«

»Vermutungen über was?«

Ein feines Lächeln umspielte Pendergasts Lippen. »Sie, ein Holmes-Forscher, ermuntern einen Ermittler, vulgären Spekulationen zu frönen? Mein lieber Kleefisch!«

Da errötete Kleefisch.

»Zwar verachte ich normalerweise diejenigen, die behaupten, sie hätten einen sechsten Sinn«, sagte Pendergast,

»in diesem Fall *fühle* ich jedoch, dass die verschollene Geschichte im Zentrum aller Geheimnisse liegt – der Vergangenheit und der Gegenwart.«

»In dem Fall«, sagte Kleefisch abschließend, »tut es mir leid, dass ich mit leeren Händen dastehe.«

»Keine Angst«, erwiderte Pendergast. »*Ich* stehe nicht mit leeren Händen da.«

Kleefisch hob die Brauen.

Pendergast fuhr fort. »Ich bin von der Annahme ausgegangen, dass ich dem Auffinden der verschollenen Geschichte

umso näher kommen würde, je mehr ich über Conan Doyles letzte Lebensjahre erfahren könnte. Ich habe meine Bemühungen auf den Kreis der Spiritisten konzentriert, dem er in den letzten Jahren vor seinem Tod angehörte. Wie ich erfuhr, hat sich diese Gruppe häufig in einem kleinen Cottage namens Covington Grange, am Rande von Hampstead Heath getroffen. Das Cottage gehörte einer Spiritistin mit Namen Mary Wilkes. Conan Doyle hatte ein kleines Zimmer in Covington Grange, wo er gelegentlich Aufsätze über

Spiritismus schrieb, die er dann vor der Abendgesellschaft vortrug.«

»Faszinierend«, sagte Kleefisch.

»Erlauben Sie mir, folgende Frage zu stellen: Kann es nicht sein, dass Doyle, während er seine letzten Texte zum Spiritismus in Covington Grange schrieb, auch seine letzte Sherlock-Holmes-Geschichte verfasst hat, *Das Abenteuer von Aspern Hall*?«

Kleefisch verspürte eine Beschleunigung seiner Erregung. Das ergab Sinn. Und es war ein Ansatz, den seines Wissens die anderen Irregulars

noch nie verfolgt hatten.

»Und ist es, angesichts seines hitzigen Temperaments, nicht auch möglich, dass der Autor die Geschichte vielleicht irgendwo in diesem kleinen Zimmer, in dem er schrieb, oder irgendwo sonst in dem Cottage versteckt hat?«

»Das könnte tatsächlich sein!« Kleefisch erhob sich aus seinem Sessel.
»Mein Gott. Kein Wunder, dass man das Manuskript nicht in Windlesham gefunden hat! Also, was tun wir als Nächstes?«

»Als Nächstes? Ich hätte gedacht, das liegt auf der Hand: Covington Grange durchsuchen.«

Mit der Teetasse in der Hand trat Dorothea Pembroke zurück an ihren sauberen und ordentlichen Arbeitsplatz in der Hauptgeschäftsstelle des National Trust for Places of Historic Interest or Natural Beauty in Blackpool. Es war nach Viertel vor elf, und Miss Pembroke nahm ihr Elf-Uhr-Ritual genauso ernst

wie ihre berufliche Position, die sie in der Tat sehr ernst nahm. Eine Stoffserviette, zierlich auf die Schreibtischplatte gelegt, eine Tasse Harrisons & Crosfield Jasmintee, ein Würfel Zucker und ein Weizenkleie-Keks, zweimal – nicht einmal, nicht dreimal – in die Tasse eingetunkt, bevor er geknabbert wurde.

In vielerlei Hinsicht, fand Miss Pembroke, *war* sie der National Trust. Es gab natürlich wichtigere Positionen als ihre in der gemeinnützigen Organisation, aber niemand konnte sich

eines vornehmeren Stammbaums rühmen. Ihr Großvater, Sir Erskine Pembroke, war Herr von Chiddingham Place gewesen, einem der imposantesten Herrenhäuser in Cornwall. Doch sein Unternehmen hatte falliert, und als die Familie erkannte, dass sie sich weder die Steuern noch den Erhalt des Anwesens leisten konnte, begannen sie Gespräche mit dem National Trust. Das Fundament des Gebäudes, die Fassade und sämtliche Leitungen wurden saniert, die Gartenanlage vergrößert, und schließlich wurde Chiddingham Place

der Öffentlichkeit zugänglich gemacht, während die Familie die bescheidenen Räume im obersten Stock bewohnte. Ein paar Jahre später hatte ihr Vater selbst eine Stellung beim National Trust angenommen, als Abteilungsleiter für Baufragen. Kaum hatte sie die Schule verlassen, hatte auch Miss Pembroke sich dem National Trust angeschlossen und war im Laufe der vergangenen zweiunddreißig Jahre bis zur stellvertretenden Verwaltungsleiterin aufgestiegen.

Alles in allem ein höchst

zufriedenstellender Aufstieg.

Als sie die Teetasse wegstellte und die Serviette zusammenfaltete, sah sie einen Mann, der in der Tür stand. Sie war viel zu gut erzogen, um sich überrascht zu zeigen, hielt aber trotzdem einen kleinen Augenblick inne, ehe sie die Serviette ein letztes Mal faltete und in ihrem Schreibtisch verstaute. Es war ein recht auffallender Mann – hochgewachsen und blass, mit hellblonden Haaren und Augen kälter als Gletschereis, gekleidet in einen gut geschnittenen schwarzen Anzug –, aber

sie kannte ihn nicht, und normalerweise meldeten sich Besucher an.

»Verzeihen Sie«, sagte er mit amerikanischem Akzent – Südstaaten –, unterlegt von einem charmanten Lächeln. »Ich möchte nicht stören, Miss Pembroke. Aber die Sekretärin im Vorzimmer war nicht am Platze, und, na ja, wir hatten tatsächlich einen Termin.«

Dorothea Pembroke schlug ihr Buch auf und blickte auf die Seite für den heutigen Tag. Ja, tatsächlich: Sie *hatte* einen Termin mit Mr. Pendergast, um Viertel nach elf. Sie erinnerte sich, dass

er ausdrücklich um einen Termin mit ihr und nicht mit dem Verwaltungschef gebeten hatte, was höchst ungewöhnlich war. Trotzdem: Er war nicht angekündigt worden, und solche Förmlichkeiten mussten befolgt werden. Doch der Mann hatte eine gewinnende Art, weshalb sie bereit war, über diesen Verstoß gegen die guten Sitten hinwegzusehen.

»Darf ich mich setzen?«, fragte er und lächelte noch einmal.

Mit einem Nicken deutete Miss Pembroke auf einen leeren Stuhl vor

ihrem Schreibtisch. »Worüber möchten Sie denn mit mir sprechen, wenn ich fragen darf?«

»Ich möchte eine Ihrer Immobilien besuchen.«

»Besuchen?«, sagte sie und legte ein ganz klein wenig Missbilligung in ihre Stimme. »Wir haben Freiwillige vor Ort, die Ihnen dabei behilflich sein können.« Wirklich, es war zu viel, von einem solch trivialen Ansinnen belästigt zu werden.

»Ich bitte um Entschuldigung«, entgegnete der Mann. »Ich möchte

keinesfalls Ihre kostbare Zeit verschwenden. Aber in dieser Angelegenheit habe ich bereits mit dem Besucherdienst gesprochen, und dort hat man mich an Sie verwiesen.«

»Verstehe.« Das gab der Sache einen anderen Dreh. Und wirklich, der Mann hatte außerordentlich höfliche Manieren. Sogar seine Aussprache verriet die gute Kinderstube – nicht einer von diesen harschen, barbarischen amerikanischen Akzenten. »Bevor wir anfangen – wir haben hier eine kleine Vorschrift. Wir verlangen, dass der Besucher sich

ausweist, wenn ich Sie also bitten darf.«

Noch einmal lächelte der Mann. Er hatte wunderschöne weiße Zähne. Er schob die Hand in seinen schwarzen Anzug und holte eine lederne Brieftasche hervor, die er offen auf den Tisch legte, wodurch mehrere goldene Karten und ein Dienstausweis mit einem Foto zum Vorschein kamen. Miss Pembroke erschrak.

»Oh! Du meine Güte! Das Federal Bureau of Investigation? Handelt es sich um ... eine Strafsache?«

Der Mann lächelte ungemein

gewinnend. »O nein, Sie brauchen nicht im Geringsten beunruhigt zu sein. Es geht um eine persönliche Angelegenheit, nichts Offizielles. Ich hätte Ihnen meinen Pass gezeigt, aber der liegt im Hotelsafe.«

Miss Pembrokes flatterndes Herz kam zur Ruhe. Sie hatte noch nie mit einer Strafsache zu tun gehabt. Schon bei der bloßen Möglichkeit empfand sie Abscheu.

»Nun gut, Mr. Pendergast, das ist beruhigend, ich stehe Ihnen also zu Diensten. Bitte sagen Sie mir, welche

Immobilie Sie denn gern besuchen möchten.«

»Ein Cottage namens Covington Grange.«

»Covington Grange. Covington Grange.« Miss Pembroke sagte der Name nichts. Aber der Trust hatte Hunderte Immobilien in seiner Obhut – darunter einige der größten Anwesen Englands –, deshalb konnte man ja nicht erwarten, dass sie sich an alle erinnerte.

»Einen kleinen Moment bitte.« Sie drehte sich zu ihrem Computer um, klickte durch ein paar Menüs und trug

den Namen in das vorgesehene Fenster ein. Mehrere Fotos und ein langer Texteintrag erschienen auf dem Bildschirm. Während sie den Eintrag las, kam ihr dann doch eine leise Erinnerung an das Gebäude. Kein Wunder, dass die Leute vom Besucherdienst dem Mann empfohlen hatten, mit dem Verwaltungschef zu sprechen.

Sie wandte sich wieder an diesen Pendergast. »Covington Grange«, sagte sie noch einmal. »Früher im Besitz von Leticia Wilkes, die 1980 verstarb und

das Haus dem Staat vererbte.«

Der Mann namens Pendergast nickte.

»Es tut mir sehr leid, Ihnen sagen zu müssen, Mr. Pendergast, dass ein Besuch von Covington Grange nicht in Frage kommt.«

Als er dies hörte, huschte ein Ausdruck der Enttäuschung über sein Gesicht. Er rang um Fassung. »Es muss gar kein langer Besuch sein, Miss Pembroke.«

»Tut mir leid, das geht nicht. Der Akte zufolge ist das Cottage seit Jahrzehnten geschlossen, der

Öffentlichkeit nicht zugänglich, solange der Trust darüber befindet, was er damit anfangen will.«

Der Arme wirkte derart verzweifelt, dass selbst Dorothea Pembrokes hartes und immer so korrektes Herz weich zu werden begann. »Dem Cottage haben die Elemente stark zugesetzt«, sagte sie zur Erklärung. »Es ist nicht sicher und muss umfangreich saniert werden, ehe wir irgendjemanden hineinlassen können. Und momentan sind unsere Mittel – wie Sie sich vorstellen können – begrenzt. Es gibt zahlreiche weitere Immobilien,

wichtigere Immobilien, die ebenfalls unserer Aufmerksamkeit bedürfen. Und um ganz offen zu sprechen: Covington Grange ist von marginaler historischer Bedeutung.«

Mr. Pendergast senkte den Blick und rang die Hände. Schließlich sagte er: »Haben Sie vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, mir die Situation zu erläutern. Ich habe vollstes Verständnis. Nur«, und hier schaute Mr. Pendergast auf und begegnete ihrem Blick, »ich bin der letzte lebende Nachkomme von Leticia Wilkes.«

Miss Pembroke blickte überrascht auf.

»Sie war meine Großmutter. Von der Familie bin nur noch ich übrig. Meine Mutter ist im vergangenen Jahr an Krebs gestorben, mein Vater bei einem Eisenbahnunglück ums Leben gekommen. Meine ... Schwester hat erst vor drei Wochen ihr Leben verloren, durch einen Raubmord. Sie sehen also ...« Mr. Pendergast hielt kurz inne, um sich zu sammeln. »Schauen Sie, Covington Grange ist alles, was wir noch besitzen. Dort habe ich als Junge

die Sommer verbracht, bevor meine Mutter uns nach Amerika brachte. Das Haus birgt all die glücklichen Erinnerungen, die ich an meine Familie habe.«

»Oh, verstehe.« Das war in der Tat eine herzzerreißende Geschichte.

»Ich möchte das Haus nur noch ein letztes Mal sehen, nur einmal, bevor das Interieur ganz verfällt. Und ... vor allem gibt es da ein altes Familienfotoalbum, ich erinnere mich, wie ich es als Junge durchgeblättert habe, verstaut in einem Küchenschrank, das ich gerne mitnehmen

möchte ... wenn Sie nichts dagegen haben. Ich besitze nichts, *nichts* mehr von der Familie. Wir haben alles zurückgelassen, als wir nach Amerika gingen.«

Während Miss Pembroke sich diese tragische Geschichte anhörte, wallte Mitgefühl in ihren Augen auf. Nach einem Moment räusperte sie sich. Aber Mitleid war eines, *Pflicht* etwas ganz anderes.

»Wie gesagt, es tut mir sehr leid«, sagte sie. »Aber aus all den von mir genannten Gründen kommt es einfach

nicht in Frage. Und überhaupt gehört die gesamte Inneneinrichtung dem Trust, auch die Fotografien, die von historischem Interesse sein könnten.«

»Aber die modern doch nur vor sich hin! Es ist dreißig Jahre her, und nichts ist unternommen worden!« Pendergasts Stimme hatte einen winselnden Klang angenommen. »Nur zehn Minuten im Haus? Fünf? Niemand außer Ihnen und mir müsste davon erfahren.«

Diese Unterstellung – dass sie bei einem heimlichen Plan mitmachen würde, der dem Trust unbekannt

bliebe – brach den Bann. »Das kommt nicht in Frage. Ich wundere mich, dass Sie ein solches Angebot machen.«

»Und das ist Ihr letztes Wort?«

Miss Pembroke nickte knapp.

»Verstehe.« Die Haltung des Mannes änderte sich. Seine verzweifelte Miene, das leichte Beben in seiner Stimme verschwanden. Er setzte sich im Stuhl zurück und betrachtete sie mit einem völlig anderen Gesichtsausdruck als zuvor. Plötzlich lag da etwas in seinem Blick – etwas, worauf Miss Pembroke nicht genau den Finger legen konnte –,

das sie ein ganz klein wenig
beunruhigend fand.

»Die Angelegenheit ist mir so
wichtig«, sagte der Mann, »dass ich
alles Erdenkliche, auch Unvernünftige
tun werde, um mein Ziel zu erreichen.«

»Ich bin mir nicht sicher, was das
heißt, aber meine Entscheidung steht
fest«, sagte sie, absolut entschlossen.

»Ich fürchte sehr, dass Ihre
Widerspenstigkeit mir keine Wahl
lässt.« Und dann zog der FBI-Agent
einen Stapel Papiere aus seiner Tasche
und hielt sie hoch.

»Was ist das?«, fragte sie streng.

»Ich habe hier Informationen, die Sie interessieren könnten.« Auch sein Tonfall hatte sich gewandelt. »Ihre Familie hat doch früher einmal in Chiddingham Place gewohnt, oder?«

»Nicht, dass Sie das interessieren sollte, aber ja, sie wohnt noch immer dort.«

»Ja. Im zweiten Stock. Das Material, das Sie wohl besonders interessieren dürfte, betrifft Ihren Großvater.« Mit einer höflichen Geste legte er die Dokumente auf ihren Schreibtisch. »Ich

habe hier Informationen –
unbestreitbare Informationen –, dass er
in den letzten Monaten seiner
Geschäftstätigkeit, unmittelbar bevor er
bankrottging, gegen den Kurs der Aktien
seiner Anteilseigner spekuliert hat, in
dem verzweifelten Versuch, die Firma
am Leben zu erhalten. Er beging damit
nicht nur einen gravierenden
Finanzbetrug, sondern log auch der Bank
gegenüber, indem er behauptete, es
handele sich um seine eigenen
Sicherheiten.« Er hielt inne. »Durch sein
kriminelles Handeln sind viele seiner

Anteilseigner mittellos zurückgeblieben, unter denen sich auch eine ganze Reihe von Witwen und Pensionären befanden, die, als Folge davon, in bitterer Armut starben. Ich fürchte, die Geschichte ist eine äußerst unerfreuliche Lektüre.« Er hielt inne. »Ich bin mir sicher, Miss Pembroke, Sie möchten nicht, dass der gute Name Ihres Großvaters – und damit auch der Familie Pembroke – beschmutzt wird.« Der Mann zeigte seine strahlend weißen Zähne. »Wäre es also nicht in Ihrem wohlverstandenen Interesse, mir vorübergehend Zutritt zu Covington

Grange zu gewähren? Ein kleiner Gefallen. Ich denke, damit wäre allen Beteiligten am besten gedient, finden Sie nicht?«

Dieses letzte, kalte Lächeln – diese kleinen, ebenmäßigen, perfekten Zähne –, das war einfach zu viel. Miss Dorothea Pembroke erstarrte. Dann erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl. Ebenso langsam griff sie nach den Papieren, die dieser Pendergast auf ihrem Schreibtisch liegengelassen hatte. Ebenso langsam warf sie sie ihm mit einer verächtlichen Geste vor die Füße.

»Sie besitzen die Stirn, in mein Büro zu kommen und zu versuchen, mich zu erpressen?« Ihre Stimme blieb ruhig – was sie selbst erstaunte. »Noch nie in meinem Leben bin ich einem so fürchterlichen Benehmen begegnet. Sie, Sir, sind nichts anderes als ein Ganove. Es würde mich nicht wundern, wenn die Geschichte, die Sie mir da aufgetischt haben, genauso falsch ist wie vermutlich Ihr Dienstausweis.«

»Richtig oder falsch, die Informationen, die ich über Ihren Großvater habe, sind grundsolide.

Geben Sie mir, was ich haben möchte,
oder ich übergebe sie der Polizei.
Denken Sie an Ihre Familie.«

»Ich bin meiner Arbeit und der
Wahrheit verpflichtet. Nicht mehr und
nicht weniger. Wenn Sie den Namen
meiner Familie zerstören, wenn Sie uns
in den Schmutz ziehen, wenn Sie diese
kleine finanzielle Sicherheit, die wir
besitzen, stehlen wollen – dann soll es
so sein. Ich werde damit leben. Womit
ich *nicht* leben werde, ist ein Bruch
meiner Verantwortlichkeit. Und deshalb
sage ich Ihnen, Mr. Pendergast –«, sie

streckte den Arm aus, wies mit dem Finger zur Tür und sagte mit leiser, aber eiserner Stimme, »– verlassen Sie sofort dieses Gebäude, oder ich lasse Sie hinauswerfen. Guten Tag.«

Agent Pendergast stand auf der Vordertreppe des National Trust for Places of Historic Interest und schaute sich einen Augenblick um. Langsam wich der Ausdruck der Verärgerung einer ganz anderen Miene: Bewunderung. Echte Tapferkeit zeigte sich bisweilen an den unwahrscheinlichsten Orten. Wenige

hätten einem so umfassenden Angriff widerstanden; Miss Pembroke, die schließlich nur ihre Arbeit machte, war eine in tausend. Seine dünnen Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. Und während er die Stufen hinabstieg und sich auf den Weg zum Bahnhof und dem Zug zurück nach London machte, zitierte er leise: »Für Sherlock Holmes ist sie stets *die* Frau. Ich habe selten gehört, dass er sie unter einem anderen Namen erwähnte. In seinen Augen ist sie die überragende, dominierende Vertreterin ihres Geschlechts ...«

40

Mockey Jones war wieder mal sturzbetrunken – und froh darum. Jones dachte oft in der dritten Person an sich, und die kleine Stimme im Kopf sagte ihm, dass da Mockey Jones kommt, während er über die East Main Street torkelte, weder Schmerz noch Kälte spürte, mit fünf teuren Martinis und

einem Acht-Dollar-Steak im Magen, die Lenden vor kurzem trainiert und die Brieftasche voller Geld und Kreditkarten, ohne Job, ohne Arbeit und ohne Sorgen.

Mockey Jones war einer der Einprozenter – eigentlich einer vom Einhundertstel der Einprozenter. Und obwohl er in Wahrheit keinen Penny von dem Geld verdient hatte, war es ihm egal, denn Geld war Geld, und es war besser, es zu haben, als es nicht zu haben, und besser, viel davon zu haben als nur ein wenig. Und Mockey Jones

hatte viel davon.

Mockey Jones war neunundvierzig und hatte drei Ehefrauen und ebenso viele Kinder hinter sich gelassen – kurze Verneigung ihnen zu Ehren, während er weiter die Straße runterging –, aber jetzt war er sie los und ledig und völlig ohne Verantwortung und hatte nichts anderes zu tun, als Ski zu laufen, zu essen, zu trinken, zu vögeln und seine Anlageberater anzuschreien. Mockey Jones war sehr glücklich, dass er in Roaring Fork lebte. Es war seine Art Stadt. Die Leute scherte es nicht, wer

man war oder was man tat, solange man reich war. Und zwar nicht nur millionärsreich – das war Mist. Das Land war übersät mit lausigen Mittelschichtmillionären. Solche Leute verachtete man in Roaring Fork. Nein, man musste Milliardär sein oder mindestens hundert Millionen schwer, um in den richtigen Kreisen zu verkehren. Jones selbst gehörte in die Hundert-Mio-Kategorie. Das war zwar ein peinlicher Umstand, an den er sich gewöhnt hatte, aber die zweihundert Millionen, die er von seinem Wichser

von Vater geerbt hatte – wieder eine Verneigung vor der Erinnerung –, waren seinen Bedürfnissen angemessen.

Er blieb stehen und schaute sich um. Verdammt, er hätte da hinten im Restaurant pinkeln sollen. In diesem verfluchten Kaff gab es keine öffentlichen Toiletten. Und wo zum Teufel hatte er den Wagen abgestellt? Aber war das wichtig – er war doch nicht so blöd, sich in seinem Zustand hinters Steuer zu setzen. Ausgeschlossen, dass die *Roaring Fork Times* je die Schlagzeile bringen würde: MOCKEY

JONES WEGEN TRUNKENHEIT
AM STEUER FESTGENOMMEN. Er
würde einen von den Late-Night-
Limousinen-Services anrufen, von denen
es mehrere in Roaring Fork gab und die
damit beschäftigt waren, Leute wie ihn,
die »zu gut gespeist hatten«, nach Hause
zu kutschieren. Er zog sein Handy
hervor, aber es entglitt seinen
behandschuhten Händen und fiel in eine
Schneewehe. Einen ausschweifenden
Fluch ausstoßend, beugte er sich vor,
hob es auf, befreite es vom Schnee und
drückte die entsprechende

Kurzwahlnummer. Im Handumdrehen hatte er die Fahrt gebucht. Diese Martinis da eben in Brierly's Steak House hatten richtig gut geschmeckt, und er freute sich schon auf noch einen, wenn er nach Hause kam.

Während Mockey Jones leicht schwankend am Bordstein stand, nahm er verschwommen etwas wahr, das schnell in sein rechtes Blickfeld vordrang. Irgendetwas Gelbliches – das unnatürlich glänzte. Im Umdrehen sah er im Mountain-Laurel-Viertel am östlichen Bergrücken ganz am Ende der Stadt,

nicht einmal vierhundert Meter entfernt, ein großes Haus, das buchstäblich in Flammen aufging. Noch während er dort hinschaute, spürte er die Wärme der Flammen auf seinen Wangen, sah, wie sie immer höher in die Luft schlugen und die Funken wie Sterne in den dunklen Himmel stoben ... Und – ach, du lieber Gott – war das dort in einem Fenster im ersten Stock nicht ein Mensch, der sich vor den Flammen wie eine Silhouette abzeichnete? Noch während er dort hinschaute, zerbarst das Glas, und die Person stürzte wie ein flammender

Komet aus dem Fenster, sich windend,
mit einem gellenden Schrei, der die
mitternächtliche Luft wie ein Messer
durchschnitt, während er von den Bergen
hallte und widerhallte, als würde er
niemals enden, selbst nachdem die
brennende Person unterhalb der Tannen
verschwand. Fast augenblicklich, binnen
Sekunden, wie es schien, heulten die
Sirenen los; er sah Einsatzwagen der
Polizei und Feuerwehren und Passanten
auf den Straßen und – Augenblicke
später – wie Vans der Fernsehsender mit
Satellitenschüsseln auf dem Dach

herumkurvten. Zu guter Letzt kamen die Helikopter, vollgepflastert mit Rufzeichen, die im Tiefflug über die Bäume in die Stadt flogen.

Und dann, während er einen gellenden Schrei ausstieß, der in seinem verwirrten und versteinerten Hirn noch lange widerhallte, fühlte Mockey Jones etwas erst Warmes und dann Kaltes zwischen den Beinen. Und dann, einen Augenblick später, wurde ihm klar, dass er sich in die Hose gemacht hatte.

Corrie Swanson lenkte den gemieteten Explorer auf die Zufahrt und blickte an dem kalten, dunklen Haus hoch. Kein Licht brannte, obwohl Stacys Wagen auf der Zufahrt stand. Wo steckte sie? Aus irgendeinem Grund machte sie sich Sorgen wegen Stacy, sie fühlte sich merkwürdig fürsorglich ihr gegenüber.

Dabei hatte sie gehofft, dass das Gegenteil geschehen würde – dass Stacy sie beschützen und dafür sorgen würde, dass sie sich sicher fühlte.

Stacy war wahrscheinlich zu Bett gegangen, auch wenn sie eine war, die spät ins Bett ging und spät aufstand. Vielleicht hatte auch jemand im Auto sie abgeholt, und sie waren noch unterwegs.

Corrie stieg aus dem Wagen, schloss ihn ab und ging ins Haus. Das Licht in der Küche war ausgeschaltet. Damit war klar: Stacy schlief.

Über ihr flog im Tiefflug ein

Helikopter hinweg, dann noch einer.
Während der Fahrt den Canyon herauf
hatte sie jede Menge
Hubschrauberaktivität mitbekommen,
begleitet vom fernen Geräusch von
Sirenen, das aus der Stadt heraufdrang.
Hoffentlich brannte nicht schon wieder
ein Haus.

Ihre Verabredung mit Ted hatte nicht
ganz das Ende genommen, das sie erhofft
hatte. Sie wusste nicht recht, warum,
aber in letzter Minute hatte sie sein
Angebot, mit ihr zurückzufahren und ihr
kaltes Bett zu wärmen, ausgeschlagen.

Sie war in Versuchung gewesen, in größter Versuchung, und spürte immer noch, wie ihre Lippen nach seinen langen Küssen kribbelten. Verdammt, warum hatte sie nein gesagt?

Es war ein wundervoller Abend gewesen. Sie hatten in einem schicken Restaurant in einem alten Natursteinhaus gegessen, das schön renoviert worden war, behaglich und romantisch, bei Kerzenschein und schummriger Beleuchtung.

Das Essen war ausgezeichnet gewesen. Corrie, die sich ausgehungert

fühlte, hatte ein gigantisches Porterhouse-Steak verdrückt, blutig, dazu gab es ein großes Ale, einen Kartoffelgratin (ihre liebste Kartoffelzubereitung), einen Römischen Salat und zum Schluss einen Brownie-Eisbecher, der absolut obszön war. Sie hatten geredet und geredet, vor allem über diesen Blödmann Marple und über Kermode. Ted hatte fasziniert – und schockiert – reagiert, als er erfuhr, dass Kermode mit der berühmten Familie Stafford verwandt war. Da er in den Heights aufgewachsen war, kannte er

Kermode schon lange und hasste sie, aber zu erfahren, dass sie dieser herzlosen Familie angehörte, die die Stadt während ihrer Zeit als Bergbauort ausgebeutet und ausgepresst hatte, hatte ihn richtig in Rage gebracht. Er wiederum hatte ihr eine interessante Tatsache erzählt: Der Familie Stafford hatte ursprünglich das Land gehört, auf dem The Heights gebaut worden war – und *Stafford Partners* gehörten nach wie vor die Rechte für die Erschließung im Rahmen der »Bauphase III«, mit der unmittelbar nach Eröffnung der neuen

Wellness-Einrichtung samt Clubhaus
begonnen werden sollte.

Corrie schob diese Gedanken
beiseite, verließ die Küche und betrat
den Hauptflur. Irgendetwas machte sie
unruhig – da war so ein eigenartiges
Gefühl, das sie nicht ganz festmachen
konnte, ein starker Geruch. Sie ging
durch das Haus in Richtung ihrer
Wohnung, um nach Stacy zu sehen.

Ihr Bett war leer.

»Stacy?«

Keine Antwort.

Plötzlich fiel ihr der Hund ein.

»Jack?«

Keine bellende, springende, verrückte kleine Promenadenmischung, die sie begrüßte. Jetzt fing sie an durchzudrehen. Sie ging den kleinen Flur hinunter und rief den Hund mit Namen.

Noch immer nichts.

Sie ging zurück in den Hauptteil des Hauses. Möglicherweise versteckte er sich irgendwo oder hatte sich verirrt.

»Jack?«

Als sie stehen blieb, um zu horchen, hörte sie ein leises Winseln und ein kratzendes Geräusch. Es drang aus dem

großen Wohnzimmer – ein Zimmer, das abgeschlossen und das zu betreten ihr strengstens verboten war. Sie ging zu der geschlossenen zweiflügeligen Kassettenür. »Jack?«

Noch einmal Winseln und Bellen, begleitet wieder von Kratzlauten.

Sie spürte ihr Herz pochen.

Irgendetwas stimmte hier ganz und gar nicht.

Sie legte die Hand an die Tür, stellte fest, dass sie unverschlossen war, und schob die Türflügel langsam auseinander. Sofort rannte Jack aus der

Dunkelheit dahinter hervor, hockte sich vor sie hin, winselte und leckte sie ab, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt.

»Wer hat dich hergebracht, Jack?«

Sie schaute sich in dem dunklen Raum um. Er schien ruhig, leer – und da sah sie den dunklen Umriss einer Gestalt auf dem Sofa.

»Hey!«, rief sie vor Überraschung.

Winselnd kauerte sich Jack hinter sie.

Die Gestalt bewegte sich ein wenig, ganz langsam.

»Wer sind Sie, und was machen Sie

hier?«, schnauzte Corrie. Das hier war idiotisch. Sie sollte abhauen, sofort.

»Oh«, erklang eine belegte Stimme aus der Finsternis. »Du bist's.«

»Stacy?«

Keine Antwort.

»Großer Gott, alles in Ordnung mit dir?«

»Alles gut, kein Problem«, ertönte die verwaschene Stimme noch einmal.

Corrie schaltete das Licht ein. Und da war Stacy, sie lag zusammengesunken auf dem Sofa, mit einer halb leeren 750-ml-Flasche Jim Beam vor sich. Noch

immer trug sie ihre dicke Winterkleidung – Schal, Mütze und alles. Zu ihren Füßen befand sich eine kleine Pfütze, Wasserspuren führten zum Sofa.

»O nein. Stacy!«

Stacy wedelte mit dem Arm, ehe sie ihn aufs Sofa fallen ließ. »Tut mir leid.«

»Was hast du gemacht? Bist du draußen gewesen?«

»Ja, bin spazieren gegangen. Hab nach dem Schwein gesucht, das deinen Wagen zusammengeschossen hat.«

»Aber ich habe dir doch gesagt, dass

du das nicht tun sollst. Du hättest da draußen erfrieren können!« Corrie sah, dass Stacy im Holster an der Hüfte ihren 45er trug. Verdammt, sie musste ihr die Knarre abnehmen.

»Sorg dich nicht um mich.«

»Aber ich mache mir Sorgen. Ich mache mir wahnsinnig große Sorgen!«

»Ach komm, setz dich, trink was. Entspann dich.«

Corrie nahm auf dem Sofa Platz, ignorierte aber das Angebot, etwas zu trinken. »Stacy, was geht hier vor?«

Daraufhin ließ sie den Kopf hängen.

»Weiß nich. Nichts. Mein Leben ist beschissen.«

Corrie nahm ihre Hand. Kein Wunder, dass der Hund durchgedreht war. »Entschuldige. Mir geht's manchmal genauso. Möchtest du darüber reden?«

»Meine militärische Laufbahn – im Eimer. Keine Familie. Keine Freunde. Nichts. In meinem Leben gibt es nichts als eine Kiste mit alten Knochen, die ich nach Kentucky zurückschaffen kann. Und wozu? Was für eine beknackte Idee das war.«

»Aber deine militärische Laufbahn.
Du bist Captain. All die Orden und
Auszeichnungen – du kannst alles
machen ...«

»Mein Leben ist im Arsch. Man hat
mich aus dem Militärdienst entlassen.«

»Du meinst ... du bist nicht freiwillig
aus dem Dienst ausgeschieden?«

Stacy schüttelte den Kopf. »Entlassen
aus medizinischen Gründen.«

»Verwundet?«

»Posttraumatisches
Belastungssyndrom.«

Stille. »O verdammt. Das tut mir

wirklich leid.«

Es folgte ein langes Schweigen. Auf einmal sagte Stacy: »Du hast ja keine Ahnung. Ich kriege diese Anfälle – ohne Grund. Schreie dann wie eine beknackte Irre. Oder hyperventiliere, totale Panikattacke. Verdammt, es ist furchtbar. Und kommt ohne jede Vorwarnung. Manchmal bin ich so down, dass ich nicht mal aus dem Bett steigen kann, und schlafe vierzehn Stunden am Tag. Und dann fang ich an, diesen Scheiß zu bauen – zu saufen. Kriege keinen Job. Die Entlassung aus medizinischen

Gründen ... die sehen das auf meiner Stellenbewerbung, und dann heißt's: Oh, die können wir nicht einstellen, die ist eine beschissene Geisteskranke. Die tun alle so liberal, arbeitnehmerfreundlich, aber wenn's darum geht, eine Veteranin mit posttraumatischer Stresserkrankung einzustellen? Raus mir dir, Miststück.«

Sie streckte den Arm aus, um nach der Flasche zu greifen. Corrie ging dazwischen und ergriff die Flasche sanft zur gleichen Zeit wie sie. »Findest du nicht, du hattest genug?«

Stacy riss ihr den Bourbon aus der

Hand, wollte einen Schluck trinken, aber dann schmiss sie die Flasche plötzlich mitten durch den Raum, so dass sie an der Wand zerschellte. »Scheiße, ja. Genug.«

»Komm, ich helfe dir ins Bett.« Sie fasste sie am Arm. Stacy stand ein wenig wankend vom Sofa auf, während Corrie sie stützte. Gott, wie sie nach Schnaps roch. Sie tat Corrie so leid. Ob sie die 45er unbemerkt aus dem Holster ziehen konnte? Aber das wäre vermutlich keine gute Idee und könnte Stacy in Rage bringen. *Bring sie einfach zu Bett und*

kümmere dich dann um die Knarre.

»Hat man den Arsch erwischt, der auf deinen Wagen geschossen hat?«, fragte Stacy.

»Nein. Die glauben, es könnte ein Wilderer gewesen sein.«

»Wilderer, wer's glaubt.« Sie strauchelte, und Corrie packte zu, damit sie nicht stürzte. »Konnte die Spuren des Drecksacks nicht finden. War schon zu viel Neuschnee gefallen.«

»Komm, machen wir uns deshalb jetzt keine Sorgen.«

»Ich mache mir aber Sorgen!« Sie

schlug die Hand auf die Waffe, riss sie aus dem Holster und wedelte damit herum. »Ich leg das Schwein um!«

»Du weißt doch, dass man die Hände von einer Waffe lassen soll, wenn man getrunken hat«, sagte Corrie ruhig und entschlossen und unterdrückte ihre Beunruhigung.

»Jaa. Richtig. Entschuldige.« Stacy ließ das Magazin herausspringen, das ihr entglitt und zu Boden fiel, so dass mehrere Patronen über den Fußboden rollten. »Besser, du nimmst sie an dich.«

Sie hielt Corrie die Waffe hin, die sie

ergriff.

»Vorsicht, da ist noch eine in der Kammer. Komm, ich nehme sie für dich heraus.«

»Ich mach das schon.« Corrie lud durch und ließ das Projektil auf den Boden springen.

»Hey. Weißt du, was du da tust, Mädchen!«

»Ich sollte es, ich studiere schließlich Kriminologie.«

»Scheiße, ja, du wirst eines Tages einen guten Cop abgeben. Bestimmt. Ich *mag* dich, Corrie.«

»Vielen Dank.« Sie half Stacy über den Flur in Richtung ihrer Zimmer. Über sich konnte sie noch mehr Hubschrauber hören. Durch ein Fenster sah sie den Suchscheinwerfer von einem, der sich hierhin und dorthin bewegte. Da passierte irgendetwas.

Schließlich hatte sie Stacy unter die Decke gelegt und einen Plastikeimer neben das Bett gestellt, für den Fall, dass sie sich übergeben musste. Aber sie schlief sofort ein.

Corrie ging zurück ins Wohnzimmer und räumte auf, während Jack hinter ihr

hertrottete. Stacys Trunkenheit hatte das arme Hündchen ausflippen lassen. Auch sie hatte es kirre gemacht. Als sie sich aufrichtete, hörte sie erneut einen Helikopter über sich hinwegfliegen. Sie trat an das bodentiefe Panoramafenster und spähte in die Dunkelheit. Oberhalb des Bergkamms, in Richtung Stadt, konnte sie ein intensives gelbliches Licht erkennen.

Gerade wenn's nicht mehr schlimmer werden kann, kommt's richtig dicke, dachte Chief Morris, während er die beiden Autowracks betrachtete, die die Bundesstraße 82 blockierten, und den irrsinnigen Verkehrsstau, der sich dahinter gebildet hatte. Der Rettungshubschrauber hob gerade ab –

der Abwind, den die Rotorblätter verursachten, wirbelte den Schnee überall hin, als gäbe es nicht schon genug davon in der Luft – und flog die beiden Opfer zur Unfall-Notstation in Grand Junction, wo mindestens eines von ihnen an seinem Kopfschuss sterben würde. Was Morris aber richtig wütend machte, war, dass niemand bei dem eigentlichen Unfall verletzt worden war; stattdessen war es zu einer Auseinandersetzung zwischen zwei Straßenrowdys gekommen, bei dem der Fahrer eines BMW X5 eine Waffe

gezogen und auf die beiden Insassen des Geländewagens geschossen hatte, der ihm hinten reingefahren war. Jetzt konnte er den Täter hören: Er saß in Handschellen auf dem Rücksitz von Morris' Einsatzwagen, wartete auf die Pistenraupe und pöbelte aus voller Kehle irgendetwas von »Selbstverteidigung« und »seinen Mann stehen«. Wenn das Opfer also starb – und die meisten Personen mit einer 38er-Kugel im Schädel taten das –, würde das neun Morde in etwas mehr als einer Woche bedeuten. Und das alles in einer

Stadt, die seit Jahren keinen Mord mehr gesehen hatte.

Was für ein Alptraum – und kein Ende in Sicht.

Vier Tage noch bis Weihnachten. Und jetzt hatte auch noch starker Schneefall eingesetzt, die Vorhersage sprach von sechzig bis fünfundsiebzig Zentimetern in den kommenden drei Tagen, dazu Orkanböen zum Ende des Sturms. Wegen des Unfalls war die Bundesstraße 82 – der einzige Weg aus der Stadt – verstopft; die Schneepflüge konnten nicht fahren; der Schneesturm schien sie

rasant zu überflügeln; und in einer Stunde oder weniger musste man die Straße sperren und diese Leute, die wütend in ihren Autos saßen und wie die Irren brüllten und hupten und kreischten, evakuieren.

Vom Flugplatz McMaster waren ununterbrochen Flüge gestartet, da die Leute in ihren Gulfstreams und anderen Privatjets und Fliegern aus der Stadt flohen, aber auch der würde bald schließen. Und wenn das geschah, wäre Roaring Fork eingeschlossen, dann gab es keinen Weg mehr hinein oder heraus,

außer mit der Pistenraupe.

Er blickte in den Rückspiegel, zurück in Richtung der Stadt. Der dritte Brandanschlag war der schlimmste von allen gewesen. Nicht, was die Zahl der Toten betraf, sondern hinsichtlich der psychologischen Wirkung auf Roaring Fork. Das niedergebrannte Haus stand am Rande der Stadt, auf dem ersten Anstieg zum Berg: ein großer alter viktorianischer Kasten, der Maurice Girault gehörte, dem berühmten Fondsmanager und New Yorker Gesellschaftslöwen, Nummer fünf auf

der Forbes-Liste, ein fideler alter Knabe mit einem Ego so groß wie der Mount Everest. Die Opfer waren er selbst und seine frisch angetraute junge Frau, die aussah, als könnte sie nicht einen Tag älter als achtzehn sein – und die sich brennend aus einem Fenster im ersten Stock gestürzt hatte.

Die ganze Stadt hatte es gesehen und war traumatisiert. Und dieses Verkehrschaos, diese Schüsse eines Verkehrsrowdys, dieses klassische Beispiel für eine ganz normale, total beschissene Situation war das Ergebnis.

Widerstrebend kehrte er in Gedanken zu Pendergasts inzwischen prophetischen Worten zurück. *Das nächste Haus wird zweifellos ebenso auffällig sein.* Und zu seiner Schlussfolgerung: *Um eine Botschaft zu senden.*

Aber was für eine Botschaft?

Er richtete den Blick zurück auf das Chaos. Am Einsatzwagen, der mit laufendem Motor und dem Schützen auf dem Rücksitz dastand, waren Blaulicht und Sirene eingeschaltet – alles nur Schau. Die Idioten, die aus der Stadt

flohen, blockierten beide Seiten der Bundesstraße wie auch die Randstreifen, und die hohen Schneewehen am Rand verhinderten, dass die Wagen umkehren konnten – was zu einem Verkehrskollaps geführt hatte. Sogar der Polizeichef saß fest; trotz all seiner Anstrengungen, die Fahrzeuge daran zu hindern, von hinten weiter nach vorn zu fahren und ihn zu blockieren, hatten sie's getan.

Zumindest war es seinen Leuten gelungen, vorübergehend die Fahrbahn zu sperren, die aus der Stadt hinausführte, und so zu verhindern, dass

noch mehr Fahrzeuge das Chaos vergrößerten. Und Gott sei Dank verfügte die Polizei von Roaring Fork über drei Pistenraupen, die alle auf dem Weg hierher waren. Er saß noch in seinem Wagen, während die Scheibenwischer den Schnee wirkungslos hin und her schoben, als er die erste Schneekatze herankommen hörte. Sofort schnappte er sich sein Funkgerät und wies den Beamten in der Cat an, als Erstes den Täter hier rauszuschaffen. Eine wütende Menge hatte sich um den Einsatzwagen

versammelt, die Leute schrien den Schützen an, fluchten und bedrohten ihn, boten an, ihn am nächsten Baum aufzuknüpfen, während der Täter seinerseits zurückschrie und sie verhöhnte. Erstaunlich, genau wie zu Zeiten der Selbstjustiz. Der Firnis der Zivilisation war tatsächlich dünn.

Und um allem die Krone aufzusetzen, war Pendergast verschwunden, nach London geflogen im schlimmstmöglichen Augenblick. Chivers, der Brandermittler, befand sich inzwischen im offenen Krieg mit der Polizei, und

seine eigenen Ermittler waren demoralisiert und miteinander über Kreuz. Es gab keine Zeugen für den jüngsten Brand, zumindest keine nüchternen oder glaubwürdigen.

Jetzt war die zweite Schneeraupe eingetroffen, sie brachte ein Spurensicherungs-Team und ein paar Detectives mit, die den Unfall und den Tatort dokumentieren und Zeugen befragen sollten. Der Schnee fiel inzwischen sehr viel dichter, die großen dicken Flocken kamen schnell herunter. Morris verließ den Einsatzwagen, ging

nach hinten zur Pistenraupe und kletterte an Bord, zusammen mit ein paar anderen Beamten, die in die Stadt zurück und den neuen Brandanschlag bearbeiten mussten. Auch mehrere verzweifelte Verkehrsteilnehmer wollten zurück in die Stadt, und Morris gestattete einem Paar mit einem Baby, an Bord zu gehen, was unter den Zurückgebliebenen einen Tumult auslöste.

Während die Pistenraupe wendete und durch den Tiefschnee am Rand der Straße in die Stadt zurückfuhr, dachte Polizeichef Morris wohl zum

tausendsten Mal über das zentrale Geheimnis der Brandanschläge nach: Wie lautete die Botschaft? War der Täter völlig geisteskrank? Aber wenn das der Fall war, wie konnten die Verbrechen dann so sorgfältig geplant und durchgeführt worden sein?

Als sie in die Stadt kamen, fiel Morris – nach dem Chaos auf der Landstraße – sofort die unheimliche Leere auf. Roaring Fork war praktisch wieder zu einer Geisterstadt geworden, und die mit Weihnachtsdekoration vollgehängten Straßen und die mit

glitzernden, teuren Waren vollgestopften Auslagen der Geschäfte verstärkten den Twilight-Zone-Faktor nur noch. Ein Gefühl, als wär's einen Tag nach Armageddon.

Morris fragte sich, ob Roaring Fork wohl je wieder so sein würde wie früher.

43

Später am selben Nachmittag, auf dem Rückweg vom Pistenlagerschuppen, beschloss Corrie, einen Zwischenstopp in der Stadt einzulegen, sich mit einem Becher heißer Schokolade aufzuwärmen und währenddessen mit dem iPad die neuesten E-Mails abzurufen. Es war dunkel, Schnee fiel, und sie wusste, dass

sie eigentlich nach Hause fahren sollte, aber sie hatte keine Lust, in die furchtbare, kalte Villa zurückzukehren, nachdem sie fast den ganzen Tag frierend in dem Lagerschuppen zugebracht hatte, den sie inzwischen für sich »die sibirische Folterkammer« nannte.

Als sie den neuen Ford Explorer parkte, hatte der Schneefall ein wenig nachgelassen. Seit dem Brandanschlag vom Vorabend gab es überall Parkplätze, obwohl man vorher praktisch den Erstgeborenen hätte

weggeben müssen, um einen zu ergattern. Zwar waren die Landstraße und der Flughafen früher am Tag geschlossen worden, dennoch war es enorm vielen Leuten gelungen, die Stadt zu verlassen. Sie schlenderte ins *Ozymandias*, eines der wenigen normalen, unprätentiösen Cafés in der Stadt, mit kostenlosem WLAN und entspanntem Personal, das sie nicht von oben herab behandelte.

Das Café war so gut wie leer, aber eine freundliche Kellnerin kam herbei und holte Corrie ein wenig aus ihrer düsteren Laune. Sie bestellte eine heiße

Schokolade und holte das iPad hervor. Sie hatte ziemlich viele E-Mails bekommen, darunter eine von ihrem akademischen Betreuer, der um ein weiteres Update ihrer Arbeit bat, nach Insider-Details fragte, wissen wollte, was in Roaring Fork eigentlich los war, und sich darüber beschwerte, dass sie ihn nicht auf dem Laufenden halte. Was ja stimmte. Sie gab sich zugeknöpft in ihren Berichten, weil sie nicht wollte, dass er sich einmischte oder versuchte, sie kaltzustellen. Und außerdem galt: Je weniger Informationen er hatte, an denen

er Anstoß nehmen konnte, umso besser. Wenn sie ihre Semesterarbeit fertig und abgegeben hätte, würde sie den Beurteilungsausschuss von den Hockern reißen; Carbone würde nichts anderes übrigbleiben, als in das allgemeine Lob einzustimmen; sie würde den Rosewell-Preis gewinnen ... oder wenigstens hoffte sie das. Um Carbone zufriedenzustellen, würde sie ihm deshalb auf seine E-Mail eine vage, vieldeutige Antwort schreiben, diese als Bericht verbrämen, der aber nichts Substanzielles enthielt, und andeuten,

dass ihre Arbeit nur langsam vorankomme und sie bislang noch keine echten Informationen habe. Sie drückte die Senden-Taste und hoffte, er würde ein paar Tage Ruhe geben.

Ihre heiße Schokolade kam, und sie nippte daran, während sie weitere E-Mails durchsah. Nichts von Pendergast – nicht, dass sie damit gerechnet hätte; er war anscheinend kein E-Mail-Schreiber. Nachdem sie ihre Mails geschrieben hatte, klickte sie auf die Websites der *New York Times*, der *Huffington Post* und ein paar anderer. Die *Times* brachte

eine Titelgeschichte über die Brandanschläge, die sie mit Interesse las. Nach dem zweiten Anschlag wurde landesweit darüber berichtet, aber dieser dritte Anschlag erhob die Geschichte zu einer dieser fürchterlichen, sensationslüsternen Storys, die das Land in ihren Bann schlugen. Ironie der Geschichte: Jetzt wurde groß darüber berichtet, während der Blizzard kurz bevorstand und keine Reporter in die Stadt reinkommen konnten.

Nachdem sie die heiße Schokolade

ausgetrunken hatte, fand sie, es wäre am besten, nach Hause zu fahren. Sie zog sich den Schal straff und verließ das Café. Da sah sie zu ihrer Überraschung auf der anderen Straßenseite ein Paar, das eben unter einer Straßenlaterne hindurchging. Das waren Stacy und Ted! Sie starrte hin. Zwar gingen sie nicht gerade Hand in Hand, schienen einander aber ziemlich freundlich zugetan, scherzten und plauderten miteinander. Während sie die beiden beobachtete, betraten sie ein Restaurant.

Plötzlich überkam Corrie ein Gefühl

der Übelkeit. Vorhin hatte Stacy gesagt, sie wolle den Tag in der Fine-Villa verbringen, wegen ihres Hangovers.

Aber ihr Alkoholkater war anscheinend nicht so schlimm, dass sie nicht mit Ted zu Abend essen konnte. Betrogen die beiden sie hinter ihrem Rücken?

Eigentlich undenkbar – und plötzlich auch wieder nicht. Vielleicht wollte Ted es ihr irgendwie heimzahlen, weil sie sich vorige Nacht geweigert hatte, mit ihm zu schlafen. Ging er deshalb mit Stacy aus, um sich über diese Enttäuschung hinwegzuträsten?

Und was war los mit Stacy?

Vielleicht war sie so irre, dass sie so etwas machte. Schließlich hatte sie sich nicht gerade wie ein höchst selbstbewusster Air-Force-Captain benommen, für den Corrie sie zunächst gehalten hatte, sondern wie eine verwirrte, einsame Frau. Sie hasste die Vorstellung, dass die ganze Geschichte ihre Gefühle gegenüber Stacy verändert hatte, aber sie konnte nicht umhin, die Ex-Soldatin in einem völlig anderen Licht zu sehen. Was bedeutete die posttraumatische Stresserkrankung, und

wie machte sie sich bemerkbar? Und dann war da auch noch die merkwürdige Tatsache, dass sich Stacy, erst nachdem sie schon mehrere Tage in der Stadt gewesen war, jemandem gezeigt hatte. Was hatte sie während dieser Zeit getrieben? Hatte sie wirklich nur ein »Gefühl für den Ort« bekommen wollen?

Corrie stieg in den Wagen und ließ den Motor an. Weil noch ein wenig Restwärme im Innenraum verblieben war, wurde er schnell warm, wofür sie dankbar war. Sie fuhr aus der Stadt und

die Ravens Ravine Road hinauf, wobei sie in den Haarnadelkurven betont langsam machte und der Schnee sich an den Scheibenwischern sammelte.

Inzwischen fiel er so dicht, dass jeder, der da draußen mit einer Knarre wartete, nicht mal ihren Wagen auf der Straße sehen würde, von freier Schussbahn ganz zu schweigen. Umso besser. Sie dachte an die bevorstehende lausige Mahlzeit: Bohnen und Reis – mehr konnte sie sich nicht leisten – und noch einen Abend, an dem sie sich den Hintern abfror. Zum Teufel damit, sie

würde das Thermostatschloss knacken und die Temperatur höher einstellen – da konnte der Eigentümer noch so aufheulen. Absurd, dass ein Multimillionär sich wegen ein paar Dollar derart anstellte.

Im wirbelnden Schnee tauchte die Villa auf, dunkel und düster. Stacys Wagen war nicht da, wie erwartet. Corrie hoffte, dass sie im Restaurant keinen Alkohol trank und auch nicht versuchte, hinterher bei diesem Wetter nach Hause zu fahren.

Sie parkte auf der Zufahrt. Morgen

früh würde der Wagen völlig eingeschneit sein, wie das schon ein paarmal passiert war, so dass sie ihn freischaufeln musste. Alles nur, weil der Eigentümer ihr verboten hatte, ihn in die Garage zu fahren. Kein Wunder, dass er in einer fürchterlichen Scheidung festsäß.

Als sie, schon frierend, aus dem Wagen stieg, kam ihr plötzlich in den Sinn, dass Pendergast recht hatte. Es war an der Zeit, aus Roaring Fork zu verschwinden. Ihre Grundlagenforschung war beendet, und es war allzu deutlich,

dass sie das Rätsel der 150 Jahre alten Serienmorde nicht würde lösen können. Sie hatte alle Wege erkundet und nicht den geringsten Anhaltspunkt zutage gefördert. Sobald die Landstraße wieder geöffnet war, würde sie abhauen.

Die Entscheidung war getroffen.

Sie steckte den Schlüssel in die Eingangstür, öffnete sie und rechnete mit dem üblichen Begrüßungswirbel aus Gebell und Gewinsel – wurde jedoch nur von Stille empfangen.

Sie spürte, wie Angst in ihr hochkam. Es war genauso wie gestern Nacht.

»Jack?«, rief sie.

Keine Antwort. Hatte Stacy den Hund mit in die Stadt genommen, damit er nicht allein blieb? Aber Stacy hatte eigentlich kein großes Interesse an Jack gezeigt und gesagt, Katzen seien ihr lieber.

»Jack? Hier, *Jack!*«

Nicht einmal ein Wimmern. Wieder versuchte Corrie, ihr Herzklopfen zu unterdrücken. Sie knipste alle Lichter an – schieß auf die Stromrechnung – und rief, wieder und wieder. Sie ging durch den Flur zum Seitenflügel des Hauses, in

dem sie wohnte, ihr Zimmer war geschlossen, aber nicht abgeschlossen. Sie schob die Tür auf. »Jack?«

Im Zimmer war es dunkel. Unten am Bett lag eine Gestalt, ringsherum eine sehr dunkle Fläche. Sie schaltete das Licht ein und sah Jacks Kadaver – ohne den Kopf – auf dem Bettvorleger liegen, umgeben von einem karmesinroten Fleck.

Sie schrie nicht auf. Sie konnte gar nicht schreien, sondern starrte bloß hin.

Und dann sah sie den Kopf; er war auf der Kommode platziert worden, die

Augen offen und starrend, eine Kaskade geronnenen Blutes tropfte an der Front aus Furnierholz herunter. Zwischen den Zähnen steckte ein Blatt Papier. In ihrem fast traumartigen Zustand, der Realität entrückt, so als würde das alles einem anderen widerfahren, griff Corrie nach einem Brieföffner, drückte den Kiefer auseinander, nahm das Blatt heraus und las die Mitteilung.

Corrie Swanson: Verschwinden Sie noch heute aus der Stadt – oder Sie sind tot. Mit einer Kugel durch Ihren

süßen kleinen Kopf.

Corrie starrte auf die Zeilen. Es kam ihr vor wie eine abartige Szene aus *Der Pate* ... Und was das Ganze völlig absurd machte, war, dass sie, selbst wenn sie es wollte, die Stadt nicht verlassen konnte.

Die Nachricht riss sie aus ihrem Gedankennebel. Aber in dieser üblen Woge der Furcht und des Ekels spürte sie auch eine starke Grunddünung der Wut, die ihr selbst Angst machte: Wut

über den primitiven Versuch der
Einschüchterung, Wut darüber, was dem
armen, unschuldigen Jack angetan
worden war.

Die Stadt verlassen? Nie und
nimmer. Sie würde bleiben, genau hier,
wo sie war.

Hampstead Heath, dachte Roger Kleefisch, hatte sich auf betrübliche Weise verändert seit den Tagen, als Keats es auf seinem Weg von Clerkenwell zum Cottage Cowden Clarke zu durchqueren pflegte, dort seine Gedichte vortrug und über Literatur plauderte; oder seit Walter

Hartright, der Zeichenlehrer, tief in Gedanken versunken zu später Stunde mitten über die Heide gegangen und auf einer einsamen Nebenstraße der geisterhaften »Frau in Weiß« begegnet war. Heutzutage wurde die Fläche auf allen Seiten von Greater London, Bezirk North West 3, eingeklemmt, und ihr Rand war von Bushaltestellen und U-Bahn-Stationen gesprenkelt, wo einst nur Wald gewesen war.

Nun war es jedoch fast Mitternacht; die Luft war kühl geworden, und die Heide lag vergleichsweise verlassen da.

Sie hatten bereits Parliament Hill und den fabelhaften Blick auf die City von London und den Canary Wharf hinter sich gelassen und gingen in nordwestlicher Richtung. Hügel, Teiche und kleine Waldgebiete waren als bloße Schatten unter dem bleichen Mond zu sehen.

»Ich habe eine Sturmlampe mitgebracht«, sagte Kleefisch, mehr, um sich Mut zu machen, und weniger, um seinen Begleiter zu informieren. Er zeigte die Lampe, die er unter seinem schweren Ulster verborgen hatte.

»Irgendwie erscheint sie mir für den Anlass angemessen.«

Pendergast warf einen Blick darauf.

»Anachronistisch, aber möglicherweise von Nutzen.«

Zuvor, in seiner behaglichen Wohnung, hatte die Planung ihrer kleinen Eskapade Kleefisch in freudige Erregung versetzt. Als es Pendergast nicht gelungen war, Zutritt zu Covington Grange zu erhalten, hatte er erklärt, er werde sich diesen verschaffen, und zwar unter Umgehung des Rechts. Kleefisch hatte begeistert seine Hilfe angeboten.

Jetzt aber, da sie das Vorhaben tatsächlich in die Tat umsetzten, war ihm mehr als ein wenig bang zumute. Es war eines, gelehrte Aufsätze über Professor Moriarty, den »Napoleon des Verbrechens«, oder Colonel Sebastian Moran, den »zweitgefährlichsten Mann in London«, zu schreiben. Etwas anderes hingegen war es, wie ihm jetzt klar wurde, tatsächlich draußen auf der Heide zu sein – mit dem Ziel, in ein Haus einzubrechen.

»Hampstead Heath hat eine Polizeiwache, wissen Sie«, sagte er.

»Ah ja«, kam die Antwort. »Wie viele Beamte hat sie denn?«

»Vielleicht ein Dutzend. Einige Polizeihunde gehören auch dazu.«

Darauf erhielt er keine Antwort.

Sie gingen an der South Meadow entlang und betraten das dichte Wäldchen im sogenannten Dueling Ground. Nördlich davon konnte Kleefisch die Lichter des Londoner Stadtteils Highgate erkennen.

»Und dann dürfen wir auch nicht die Hausmeister des National Trust vergessen«, fügte er hinzu. »Es kann

immer sein, dass sich einer von denen hier herumdrückt.«

»In dem Fall würde ich vorschlagen, dass Sie die Lampe gut verborgen halten.«

Als ihr Ziel in Sicht kam, hinter einer Anhöhe, gingen sie langsamer.

Covington Grange lag genau am hinteren Ende des Dueling Ground, auf drei Seiten umgeben von Wald. Stone Bridge und Wood Pond lagen zur Rechten. Nach Norden hin erstreckte sich eine Rasenfläche in Richtung des weitläufigen Kenwood House. Dahinter

war der leise spätabendliche Verkehr auf der Hampstead Lane zu hören.

Pendergast schaute sich um. Dann nickte er Kleefisch zu und ging weiter, wobei er sich dicht am Waldrand hielt.

Das Cottage selbst war ein architektonisches Rätsel, so als hätte sein Erbauer sich nicht entscheiden können, welchem Baustil oder wenigstens welcher Periode es angehören sollte. Die niedrige Fassade war Tudor-Fachwerk, aber ein kleiner Anbau an einer Seite war ein bizarres Beispiel für Neoromantik. Das lang

geneigte Holzdach starrte nur so vor
ausgestellten Dachvorsprüngen. Nach
hinten heraus war ein Gewächshaus
angebaut, dessen Glasscheiben
inzwischen gesprungen und von
Rankgewächsen zugewuchert waren.
Das gesamte Gebäude war von einem
durchhängenden und verwitterten
Maschendrahtzaun umgeben, der
anscheinend vor Jahrzehnten als
Sicherheitsvorkehrung errichtet, seither
aber längst vergessen worden war.

Kleefisch überließ sich Pendergasts
Führung und schlich hinter ihm an die

Vorderseite des Gebäudes, wo ein schmales Tor im Zaun mit einem Vorhängeschloss gesichert war.

Daneben stand auf einem verwitterten Schild: EIGENTUM DER REGIERUNG IHRER MAJESTÄT. BETRETEN VERBOTEN.

»Wollen wir, Roger?«, fragte Pendergast so ruhig, als wollte er Kleefisch zu Gurken-Sandwiches im *Ritz* einladen.

Kleefisch sah sich unsicher um und hielt die Sturmlampe enger an den Körper. »Aber das Schloss –«, begann

er. Noch während er das sagte, hörte er ein leises Klicken, und das Vorhängeschloss sprang in Pendergasts Hand auf.

Rasch schritten sie durch das Tor, und Pendergast schloss es hinter ihnen. Wolken waren vor den Mond gezogen, jetzt war es stockdunkel. Kleefisch wartete im Vorhof, während Pendergast rasch die Umgebung erkundete. Er nahm ganz unterschiedliche Geräusche wahr: fernes Lachen, ein leises Stakkato-Hupen von der Hauptverkehrsstraße und – so meinte er jedenfalls – das

nervöse Schlagen seines eigenen Herzens.

Pendergast kam zurück, dann machte er ein Zeichen, dass sie zur Haustür gehen sollten. Auch diese gab unter den Händen des FBI-Agenten fast augenblicklich nach. Sie betraten das Haus. Pendergast schloss die Tür, und plötzlich stand Kleefisch in völliger Dunkelheit da. Jetzt nahm er mehrere zusätzliche Dinge wahr: den Geruch von Schimmel und Sägespänen, das Getrappel kleiner Füße, das leise Quieken aufgescheuchten Ungeziefers.

Aus dem Dunkel ertönte eine Stimme.
»Damit unsere Suche leichter wird,
sollten wir noch einmal Revue passieren
lassen, was wir wissen. Mehr als zehn
Jahre lang, ungefähr von 1917 bis 1929,
ist Conan Doyle oft hergekommen, als
Gast von Mary Wilkes, um sein Studium
des Spiritismus fortzusetzen und um
seine Schriften zu dem Thema
gleichgesinnten Freunden vorzulesen. Er
starb 1930, auf dem Weg – in seinen
Worten – »zum größten und glorreichsten
Abenteuer von allen«. Mary Wilkes
selbst verstarb 1934. Ihre Tochter

Leticia Wilkes wohnte hier, ihr schlossen sich in den ersten Jahren ihre Nichte und ihr Neffe an, bis zu ihrem Tod im Jahr 1980. Zu dem Zeitpunkt hatte sie die Immobilie dem Staat vermacht. Seither wird das Haus nicht mehr bewohnt – mehr noch: Nichts darin scheint angerührt worden zu sein.«

Dem konnte Kleefisch nichts hinzufügen, also schwieg er.

Ein kleines rötliches Licht kam zum Vorschein. Pendergast hielt eine Taschenlampe mit einem Filter an der Vorderseite in der Hand. Der trübe

Lichtstrahl schwenkte hin und her und beleuchtete einen Flur, der nach hinten führte – hinein in ein offenbar eingerichtetes und in früherer Zeit intensiv bewohntes Haus, das Mobiliar stammte ungefähr aus dem Jahr 1980. An der Wand lagerten in ungeordneten Reihen Stapel von Büchern, auf zwei Beistelltischen standen verschiedene von Staub überzogene winzige Gnome und Glasfigürchen. Das hintere Ende des Flurs mündete in eine Küche: Zur Rechten und Linken waren jeweils Durchgänge zu einem Salon und einem

Speisezimmer zu erkennen. Anscheinend war das Erdgeschoss mit einem Zottelteppich von einem verabscheuungswürdigen Orange ausgelegt.

Pendergast schnüffelte. »Ein starker Geruch nach Holzfäule und Schimmel. Meine Freundin vom National Trust hatte recht: Dieses Haus befindet sich in einem gefährlich desolaten Zustand und ist möglicherweise einsturzgefährdet. Wir müssen umsichtig sein.«

Sie betraten den Salon und blieben im Türdurchgang stehen, während

Pendergast mit der gedämpften Taschenlampe in das Zimmer leuchtete. Es bot sich ihnen ein Bild der Unordnung. In einer Ecke stand ein hochkant gekipptes Klavier, Partituren waren vom Notenständer und der umgestürzten Bank zu Boden gefallen; auf mehreren, von Schimmelpilz überzogenen Kartentischen lagen aufgegebene Puzzlespiele und halb zu Ende gespielte Partien Monopoly und Halma. Auf den Stühlen und Sofas waren wahllos Zeitschriften ausgebreitet.

»Allem Anschein nach hat Leticia Wilkes ihren Schützlingen freien Lauf gelassen«, meinte Pendergast abfällig.

Im Rest des Erdgeschosses sah es ganz ähnlich aus. Spielzeug, Krimskrums, achtlos hingeworfene Jacketts, Badehosen und Slipper – und überall der gleiche grässliche Teppich, den Pendergasts abgeschirmte Taschenlampe zu einem fürchterlichen Karmesinrot erhellte. *Kein Wunder, dass der National Trust das Haus hat verfallen lassen*, dachte Kleefisch bei sich. Er konnte sich gut vorstellen, wie

irgendein bedauernswerter Mitarbeiter den Kopf ins Haus steckte, sich kurz darin umschaute und dann die Tür wieder schloss, weil er die Renovierung scheute. Er betrachtete die Paisley-gemusterte Tapete, das abgewetzte und fleckige Mobiliar, um irgendeinen geisterhaften Hinweis auf das verwunschene Cottage zu finden, in dem vor langer Zeit Conan Doyle geschrieben und Lesungen veranstaltet hatte. Aber er fand keinen einzigen.

Im Keller waren nichts als leere Lagerräume, ein kalter Heizkessel und

tote Käfer. Danach stieg Pendergast vor ihm die bedrohlich knarrende Treppe in den ersten Stock hinauf. Sechs Zimmer führten vom großen Flur ab. Das erste war ein begehbarer Wäscheschrank, der Inhalt von Zeit und Motten zerfressen, das zweite ein gewöhnliches Badezimmer. Die nächsten drei Türen führten in Schlafzimmer. Eines, das recht ordentlich aussah, war offenbar das von Leticia selbst gewesen. Die anderen hatten offensichtlich ihre Nichte und ihr Neffe bewohnt, wie die Dion- und Franki-Valli-Poster im einen Zimmer

und die zahlreichen Ausgaben der Zeitung *The Sun*, alle auf Seite drei aufgeschlagen, im anderen nahelegten.

Mithin blieb nur noch die eine, geschlossene Tür am hinteren Ende des Flurs übrig. Kleefisch verließ der Mut. Erst jetzt wurde ihm klar, wie sehr er sich der Hoffnung hingegeben hatte, dass die verschollene Holmes-Geschichte zu guter Letzt tatsächlich gefunden werden könnte. Doch er war ein Narr gewesen zu glauben, er würde Erfolg haben, wo so viele seiner Mitstreiter bereits gescheitert waren. Und vor allem in

diesem Durcheinander, dessen gründliche Durchsuchung eine Woche in Anspruch nehmen würde.

Pendergast griff nach dem Türknauf, öffnete die letzte Tür – und so schnell wie Kleefisch der Mut verlassen hatte, schöpfte er wieder Hoffnung

Der dahinterliegende Raum unterschied sich vom übrigen Haus wie der Tag von der Nacht. Er glich einer Zeitkapsel aus einer Epoche, die vor weit über hundert Jahren untergegangen war. Es handelte sich um ein Arbeitszimmer, sparsam, aber

geschmackvoll eingerichtet. Nach dem furchtbaren Durcheinander im übrigen Haus kam es Kleefisch wie ein frischer Lufthauch vor. Er sah ein Schreibpult und einen bequemen Stuhl. An den Wänden hingen Drucke und Daguerreotypien mit Sportmotiven in schlichten Rahmen; in der Nähe stand ein Bücherregal, nahezu leer. Außerdem ein einzelnes Rautenfenster, hoch oben. Hier und da an den Wänden hingen dekorative Kunstwerke, von strenger Formgebung, aber geschmackvoll.

»Ich denke, wir können es riskieren,

ein wenig mehr Licht zu machen«, sagte Pendergast leise. »Ihre Sturmlampe, bitte.«

Kleefisch hielt die Lampe ausgestreckt, ergriff das Gleitblech und schob es einen Spalt auf. Augenblicklich war das Zimmer deutlicher zu erkennen. Mit Bewunderung registrierte er den wunderschönen Holzfußboden aus poliertem Parkett, das in einem altmodischen Muster verlegt worden war. In der Mitte des Zimmers lag ein kleiner quadratischer Teppich, von der Art, die man damals Läufer nannte. Vor

einer der gegenüberliegenden Wände und zwischen den Bildern stand eine Chaiselongue, die wohl auch als Tagesbett gedient hatte.

»Glauben Sie –?«, fragte Kleefisch und wandte sich in Richtung Pendergast. Beinahe hatte er Angst, die Frage zu stellen.

Wie zur Antwort deutete Pendergast auf eine der Daguerreotypien an der Wand neben sich.

Kleefisch schaute genauer hin. Einigermaßen überrascht, wurde ihm klar, dass es sich gar nicht um eine

Daguerreotypie, sondern um eine regelrechte Fotografie handelte, anscheinend aus dem frühen 20. Jahrhundert. Sie zeigte ein junges Mädchen inmitten einer idyllischen Szenerie; das Kinn auf eine Hand gestützt, blickte es mit einem Ausdruck belustigter Ernsthaftigkeit in die Kamera. Im Vordergrund, vor dem Mädchen, tanzten, hüpfen oder musizierten auf Schilfhalmen vier kleine Wesen mit schlanken Gliedmaßen und großen Schmetterlingsflügeln. Es gab keinen offensichtlichen Hinweis, dass

die Aufnahme bearbeitet oder verfälscht worden war: Die Elfen schienen ein fester Bestandteil der Fotografie zu sein.

»Die Feen von Cottingley«, flüsterte Kleefisch.

»In der Tat«, erwiderte Pendergast.

»Wie Sie sehr wohl wissen, glaubte Conan Doyle fest an die Existenz von Feen und den Wahrheitsgehalt dieser Fotos. Er hat dem Thema sogar ein Buch gewidmet. *Die Elfen von Cottingley*. Zwei Mädchen aus Yorkshire, Elsie Wright und ihre Cousine Frances Griffiths, behaupteten, Feen gesehen und

fotografiert zu haben. Das hier sind einige ihrer Fotografien.«

Kleefisch trat einen Schritt zurück. Er spürte sein Herz schneller schlagen. Es konnte kein Zweifel mehr bestehen; das hier war Conan Doyles zweites Arbeitszimmer neben dem zu Hause. Und die Familie Wilkes hatte es mit liebevoller Fürsorge bewahrt, auch wenn sie das übrige Haus völlig vernachlässigt hatte.

Falls die verschollene Geschichte irgendwo gefunden werden konnte, dann in diesem Zimmer.

Plötzlich energiegeladen, trat Pendergast einen Schritt vor, ohne vom fürchterlichen Knarren der Dielenbretter Notiz zu nehmen, und leuchtete mit seiner Taschenlampe hierhin und dorthin. Er öffnete den Schreibtisch und durchsuchte ausgiebig seinen Inhalt, zog Schubladen hervor und tippte an die Seiten und an die Rückseite. Als Nächstes ging er zum Bücherregal, nahm die wenigen staubigen Bände herunter und untersuchte jeden einzelnen gründlich, wobei er so weit ging, hinter das Innengelenk jedes Buchrückens zu

spähen. Dann nahm er die Bilder nacheinander von der Wand, schaute hinter jedes und tastete sachte an den Papier-Rückseiten entlang, auf der Suche nach etwas, das dahinter in den Rahmen versteckt sein könnte. Sodann ging er nacheinander zu jedem der dekorativen Kunstwerke und tastete sorgfältig an ihren Seiten entlang.

Er hielt kurz inne, sein silbrigheller Blick schweifte durchs Zimmer. Dann holte er ein Springmesser hervor, trat hinüber zur Chaiselongue, nahm einen kleinen, chirurgischen Einschnitt vor, wo

der Stoff mit dem Holzgestell verbunden war, schob zuerst seine Taschenlampe, dann seine Finger hinein und nahm eine penible Untersuchung des Inneren vor – offensichtlich ohne Erfolg. Sodann widmete er sich den Wänden und hielt ein Ohr an den Gips, wobei er mit den Fingerknöcheln leicht dagegenklopfte. Auf diese Art und Weise ging er das Zimmer mit peinlich genauer Gründlichkeit ab, einmal, zweimal.

Während er bei dieser sorgfältigen, von einem Experten durchgeführten Suche zuschaute, spürte Kleefisch, dass

das vertraute bange Gefühl wieder zurückkehrte.

Sein Blick fiel auf den Boden – und auf den kleinen, in der Mitte liegenden Teppich. Irgendetwas daran kam ihm bekannt vor, sehr bekannt. Und dann wurde ihm ganz plötzlich klar, worum es sich handelte.

»Pendergast«, sagte er mit einer Stimme, die eher einem Krächzen glich.

Der FBI-Agent wandte sich zu ihm um.

Kleefisch zeigte auf den Teppich.
»Bei dem Teppich handelte es sich um

einen kleinen, quadratischen Läufer in der Mitte des Zimmers««, zitierte er.

»Umgeben von einer weiten Fläche quadratisch verlegten Parketts, das auf Hochglanz poliert war.««

»Ich fürchte, meine Kenntnisse des Kanons sind nicht so nuanciert wie Ihre. Woher stammt das Zitat? Aus *Das Musgrave-Ritual*? *Der niedergelassene Patient*?«

Kleefisch schüttelte den Kopf. »*Der zweite Fleck*.«

Einen Moment lang erwiderte Pendergast seinen Blick. Dann glitzerten

plötzlich seine Augen – er hatte begriffen. »Könnte es so einfach sein?«

»Warum eine gute Sache nicht wiederverwerten?«

Sogleich kniete sich Pendergast auf den Boden, schob den Teppich beiseite und begann, mit den Fingerspitzen und dem Messer die Bodendielen anzuheben, drückte hier, tastete sachte dort. Binnen einer Minute war das Quietschen eines lange nicht mehr benutzten Scharniers zu hören, und eines der Parkettquadrate klappte auf. Darunter kam eine kleine dunkle Höhlung zum Vorschein.

Vorsichtig griff Pendergast in das Loch. Kleefisch schaute zu und wagte kaum, Luft zu holen, als Pendergast die Hand zurückzog. Diese hielt eine dicke Rolle von Oktav-Seiten, brüchig, staubig und vergilbt, mit einer Kordel zusammengebunden. Pendergast richtete sich auf, löste die Kordel – die in seinen Händen riss –, entrollte die Papierbögen und staubte das oberste Blatt sorgsam ab.

Die Männer standen dicht nebeneinander, als Pendergast seine Taschenlampe auf die Worte richtete,

die handschriftlich oben auf der Seite standen.

Das Abenteuer von Aspern Hall

Damit war alles gesagt. Schnell und leise schloss Pendergast die kleine Falltür und schob mit dem Fuß den Teppich wieder darüber; dann verließen sie das Zimmer und begaben sich zum Treppenabsatz.

Plötzlich ertönte ein fürchterliches Krachen. Eine riesige Staubwolke stieg

auf, hüllte Kleefisch ein, löschte das Licht seiner Sturmlampe und tauchte den Flur in Dunkelheit. Er wedelte den Staub weg, hustend und prustend. Als er wieder etwas sehen konnte, erblickte er Pendergast. Dessen Kopf, die Schultern und ausgestreckten Arme befanden sich auf einer Ebene mit Kleefischs Füßen. Der Boden hatte unter ihm nachgegeben, und er hatte sich gerettet, indem er im letzten Moment verhindert hatte, durch das Loch hinabzustürzen.

»Das Manuskript, Mann!«, keuchte Pendergast, dem es schwerfiel, sich

weiter festzuhalten. »Nehmen Sie das Manuskript.«

Kleefisch kniete sich hin und nahm die Schrift behutsam aus Pendergasts Hand. Er steckte sie in eine Tasche in seinen Ulster, packte Pendergasts Kragen und zog ihn mit enormer Anstrengung zurück auf den Treppenabsatz im Obergeschoss. Pendergast kam wieder zu Atem, stand auf und staubte sich grimassierend ab. Sie steuerten um das Loch herum und stiegen vorsichtig die Treppe hinab, als vor dem Haus eine lallende Stimme

ertönte.

»He! Was is'n da los?«

Die beiden Männer schrakten
zusammen.

»Der Hausmeister«, flüsterte
Kleefisch.

Pendergast machte ihm ein Zeichen,
die Sturmlampe zu schließen. Dann hob
er seine abgeschirmte Taschenlampe, um
sein Gesicht zu beleuchten, legte einen
Finger an die Lippen und deutete auf die
Haustür.

Sie schlichen im Schneckentempo
weiter vor.

»Wer da?«, ließ sich die Stimme erneut vernehmen.

Leise zog Pendergast eine große Faustfeuerwaffe aus der Jacke und drehte sie mit dem Griff nach vorn.

»Was machen Sie denn da?«, sagte Kleefisch erschrocken und ergriff Pendergasts Hand.

»Der Mann ist angeheitert«, lautete die geflüsterte Antwort. »Ich müsste ihn, ähm, problemlos unschädlich machen können.«

»Sie wollen Gewalt anwenden? Gütiger Himmel, aber doch nicht gegen

einen Bediensteten Ihrer Majestät!«

»Haben Sie einen besseren
Vorschlag?«

»Abhauen.«

»Abhauen?«

»Sie haben es selbst gesagt – der
Mann ist betrunken. Wir rennen zum Tor
hinaus und laufen in südlicher Richtung
in den Wald.«

Pendergast war skeptisch, steckte die
Waffe aber dennoch ein. Auf dem
Teppichboden ging er zur Haustür,
öffnete sie einen Spalt breit und spähte
nach draußen. Als er nichts hörte, gab er

Kleefisch ein Zeichen, ihm auf dem schmalen Fußweg zum Maschendrahtzaun zu folgen. Gerade als er das Tor aufzog, kam der Mond hinter den Wolken hervor, und aus einer Gruppe Hemlocktannen ertönte ein triumphierender Ruf: »He, Sie da! Keinen Schritt weiter!«

Pendergast stürmte durchs Tor und rannte in hohem Tempo los, Kleefisch folgte dichtauf. Der laute Schuss einer Schrotflinte erklang, doch sie hielten nicht inne in ihrer überstürzten Flucht.

»Er hat Sie angeschossen!«, keuchte

Kleefisch und mühte sich, mit Pendergast Schritt zu halten. Bei jedem Laufschrift, den der Agent machte, sah er Tröpfchen schwärzlich roter Flüssigkeit von seiner Schulter aufspritzen.

»Ein paar oberflächliche Kratzer vom Schrot, nehme ich an; nichts weiter. Ich entferne die Kügelchen mit einer Pinzette, wenn wir wieder zurück im Connaught sind. Was ist mit dem Manuskript? Ist es unbeschädigt?«

»Ja, ja. Alles bestens!«

Seit seinen Tagen in Oxford war Kleefisch nicht mehr so genannt. Doch

als er an den betrunkenen Hausmeister mit seiner Flinte dachte, wurde er noch schneller. Er folgte Pendergast weiter, vorbei an Springett's Wood zum Vale of Health und von dort – *Deo Gratias!* – zur East Heath Road, wo sie in ein Taxi stiegen und gerettet waren.

Es schneite noch immer, als Corrie in ihrem Zimmer im Hotel Sebastian nach einer Nacht voll ruheloser, bruchstückhafter Alpträume erwachte. Sie stand auf und sah aus dem Fenster. Die Stadt lag unter einer weißen Decke, die Schneepflüge machten Überstunden; sie polterten und kratzten über die

innerstädtischen Straßen, zusammen mit den Vorderladern und Kipplastern, die die Schneeberge aufnahmen und aus der Stadt beförderten.

Sie blickte auf die Uhr: acht.

Es war eine schreckliche Nacht gewesen. Die Polizei war sofort gekommen, was sie ehrte, mit dem Polizeichef an der Spitze seiner Leute. Sie nahmen Jacks Kadaver und den Brief mit, stellten Fragen, sammelten Beweismaterial und versprachen zu ermitteln. Das Problem war, dass sie offensichtlich von dem

Serienbrandstifter überfordert waren. Der Polizeichef sah aus, als stehe er kurz vor einem Nervenzusammenbruch, und seine Leute litten derart unter Schlafentzug, dass sie als Komparsen in einem Zombiefilm hätten auftreten können. Völlig ausgeschlossen, dass sie imstande waren, gründliche Ermittlungen durchzuführen, ebenso wenig wie über die Schüsse auf ihren Wagen, bei denen es sich, wie sie keine Sekunde mehr bezweifelte, um einen gezielten Angriff gehandelt hatte.

Und deshalb war Corrie zurück in die

Stadt gefahren und hatte sich ein Zimmer im Hotel Sebastian genommen.

Einschließlich ihrer Kurzhaft im Gefängnis hielt sie sich nun schon seit drei Wochen in Roaring Fork auf und hatte ihre viertausend Dollar in deprimierend rasantem Tempo verbrannt. Die Unterbringung im Sebastian würde einen Gutteil des verbliebenen Geldes aufbrauchen, aber der Mord an ihrem Hund hatte ihr so viel Angst eingejagt, dass sie auf keinen Fall in der Villa übernachten konnte – besser gesagt, nie mehr dort übernachten

wollte.

Sie hatte Stacy angerufen, ihr gesagt, was passiert war, und sie gewarnt, dass es zu gefährlich sei, zur Fine-Villa zurückzukehren. Stacy sagte, sie werde Vorkehrungen treffen, um in der Stadt zu übernachten – Corrie hatte das schreckliche Gefühl, dass sie bei Ted Quartier genommen hatte –, und sie waren übereingekommen, sich am Morgen um neun Uhr im Frühstückszimmer des Hotels zu treffen. Also in einer Stunde. Dass sie sich auf diese Unterhaltung freute, konnte Corrie

nicht gerade behaupten.

Aber sie hatte auch noch andere Sorgen: Die Polizei hatte mit Fine, dem Eigentümer der Villa, Kontakt aufgenommen, worauf dieser Corrie auf dem Handy angerufen hatte. Er hatte sie um sechs Uhr morgens geweckt, hatte gekreischt und gebrüllt und gesagt, dass alles ihre Schuld sei und dass sie jede Hausregel gebrochen habe, als sie die Heizung aufgedreht und eine Mitbewohnerin ins Haus gelassen habe. Dann redete er sich immer mehr in Rage, bezeichnete sie als Kriminelle,

spekulierte, dass sie womöglich drogenabhängig sei, und drohte ihr, sie und ihre lesbische Freundin zu verklagen, sollten sie noch einmal das Haus betreten.

Corrie hatte ihn sich austoben lassen, aber dann bekam der Mistkerl von ihr ordentlich eins auf die Mütze. Sie hatte ihm gesagt, was für ein verachtenswerter Mensch er sei, dass sie hoffe, seine Frau werde ihm auch den letzten Penny abnehmen, und schloss mit der Spekulation über den Zusammenhang seiner gescheiterten Ehe mit der

unangemessenen Größe seines Schwanzes. Fine hatte sich irrsinnig aufgeregt, was Corrie eine gewisse Genugtuung bereitete, als sie zu Beginn einer weiteren unflätigen Beschimpfung auflegte. Die Genugtuung hielt allerdings nicht lange vor, denn sie musste nun überlegen, wo sie sich einquartieren wollte. Denn wegen der gesperrten Straße konnte sie noch nicht mal nach Basalt zurückkehren, und nach einer weiteren Übernachtung im Sebastian – oder jedem anderen Hotel in der Stadt, genaugenommen – wäre sie pleite. Was

also tun?

Dabei war ihr eines klar: Sie würde Roaring Fork nicht verlassen. Hatte sie Angst vor den Schweinen, die auf sie geschossen hatten, die ihren Hund umgebracht hatten? Natürlich hatte sie das. Doch niemand würde sie aus der Stadt vertreiben. Wie sollte sie denn vor sich selbst dastehen, wenn sie das zuließe? Und was für eine Art Polizistin wäre sie, wenn sie angesichts dieser Drohungen zurückwich? Nein, so oder so, sie würde hierbleiben und bei der Ergreifung der Täter mithelfen.

Stacy Bowdree saß schon mit einem großen Becher Kaffee am Tisch, als Corrie den Frühstücksraum betrat. Stacy sah furchtbar aus: dunkle Ringe unter den Augen, die kastanienbraunen Haare ungekämmt. Corrie nahm Platz und griff zur Speisekarte. Drei Dollar für einen Orangensaft, zehn für Bacon-and-Eggs, achtzehn für Eier Benedict. Sie legte die Karte zurück auf den Tisch: Sie konnte sich nicht mal eine Tasse Kaffee leisten. Als die Kellnerin herbeikam, bestellte sie ein Glas Wasser. Stacy dagegen

bestellte die belgischen Waffeln mit einer doppelten Portion Schinken und einem Spiegelei. Und schob dann ihren Kaffeebecher vor. »Nur zu.«

Corrie grummelte ein »Danke«, trank einen kleinen, dann einen großen Schluck. Mein Gott, wie sie das Koffein brauchte! Sie trank den Becher aus und schob ihn zurück. Sie wusste nicht recht, wo sie anfangen sollte.

Zum Glück begann Stacy das Gespräch. »Wir müssen reden, Corrie. Über diesen Drecksack, der dein Leben bedroht.«

Okay. Wenn du da anfangen willst, schön. »Es macht mich ganz krank, was Jack angetan wurde.«

Stacy legte eine Hand auf ihre. »Und darum ist das hier kein Scherz. Die, die das getan haben, sind böse, *böse* Menschen. Die meinen es absolut ernst. Die sehen in dir eine Riesenbedrohung. Hast du irgendeine Idee, warum?«

»Ich kann nur vermuten, dass ich irgendwo bei meinen Recherchen in ein Hornissennest gestochen habe. Dass ich irgendetwas nahe gekommen bin, das jemand unter dem Teppich halten will.

Wenn ich nur wüsste, was.«

»Vielleicht haben wir es mit diesem Heights-Verein und dieser Zicke Kermode zu tun«, sagte Stacy. »Die sieht aus, als wäre sie zu allem fähig.«

»Das glaube ich nicht. Das alles ist geklärt, der neue Standort für den Friedhof ist bewilligt, und die sind jetzt damit beschäftigt, verschiedene Nachfahren ausfindig zu machen und eine Genehmigung zu erhalten – und am wichtigsten: Du bestehst nicht mehr darauf, dass dein Vorfahr auf dem ursprünglichen Boot-Hill-Friedhof

bestattet wird.«

»Also gut. Glaubst du, der Täter könnte mit dem Brandstifter identisch sein?«

»Nein, der Modus Operandi ist ein ganz anderer. Für mich liegt der Schlüssel darin, herauszufinden, welche Informationen ich habe, beziehungsweise bekommen habe, die diesen Leuten so große Angst einjagen. Sobald ich das weiß, kann ich sie vermutlich identifizieren. Aber ich glaube wirklich nicht, dass die mich umlegen werden – sonst hätten sie's schon getan.«

»Corrie, sei nicht naiv. Jeder, der einen Hund enthauptet, ist absolut imstande, einen Menschen zu töten. Und darum werde ich von nun an nicht mehr von deiner Seite weichen. Weder ich noch ...« Stacy tätschelte die Stelle, wo sie ihren 45er trug.

Corrie wandte den Blick ab.

»Was ist denn?« Stacy schaute sie besorgt an.

Jetzt sah Corrie keinen Grund mehr, sich zurückhalten. »Ich hab dich gestern Abend mit Ted zusammen gesehen. Das Mindeste, was du mir hättest sagen

können, war, dass du vorhast, mit ihm auszugehen. Das macht man nicht unter Freundinnen.« Sie setzte sich zurück.

Auch Stacy lehnte sich zurück. Ein undurchdringlicher Ausdruck trat in ihre Züge. »Mit ihm auszugehen?«

»Na ja – ja.«

»Mit ihm *auszugehen*? Himmel noch mal, wie kannst du so etwas auch nur denken?« Stacy hatte die Stimme erhoben.

»Na ja, was soll ich denn glauben – wenn ich sehe, wie ihr beide in dieses Restaurant geht –«

»Weißt du, warum wir da reingegangen sind? Weil Ted mich zum Essen eingeladen hat, um über *dich* zu reden.«

Corrie blickte sie erstaunt an.

»Ja, dich! Er ist total verknallt in dich und macht sich Sorgen, dass er etwas Falsches tut, weil er glaubt, er hat dich verstimmt. Er wollte mich darüber befragen – den ganzen verdammten Abend haben wir über dich und nichts anderes gesprochen. Glaubst du, es hat mir Spaß gemacht, aus dem Bett aufzustehen und mit einem

Brummschädel in die Stadt zu fahren, um irgendeinem Kerl zuzuhören, der den ganzen Abend über eine andere Frau redet?«

»Tut mir leid, Stacy. Ich habe da wohl voreilige Schlüsse gezogen.«

»Da hast du verdammt noch mal recht!« Plötzlich war Stacy aufgesprungen, ihre Miene war eine Mischung aus Vorwurf und Verrat. »Es ist immer der gleiche Scheiß! Da freunde ich mich mit dir an, beschütze dich, kümmere mich um deine Interessen auf Kosten meiner eigenen – und was

kriege ich dafür? Beschissene Beschuldigungen, ich würde dich mit deinem Freund betrügen.«

Stacys jähher Wutausbruch machte Corrie Angst. Die wenigen anderen Gäste im Frühstücksraum wandten die Köpfe. »Sieh mal, Stacy«, sagte Corrie in beruhigendem Tonfall. »Es tut mir wirklich, wirklich leid. Ich nehme an, ich bin unsicher in meinen Beziehungen zu Männern, und weil du so attraktiv bist und alles, da habe ich eben –«

Doch Stacy ließ sie den Satz nicht beenden. Mit einem letzten, wütenden

Blick machte sie auf dem Absatz kehrt und stöckelte aus dem Restaurant – ohne ihr Frühstück gegessen und bezahlt zu haben.

46

Die vertraute, seidenweiche Stimme bat sie einzutreten. Corrie holte tief Luft. Er hatte eingewilligt, sie zu treffen; ein guter erster Schritt. Sie hatte sich gesagt, dass er sie seit seiner Abreise aus Roaring Fork nur deshalb nicht kontaktiert hatte, weil er zu beschäftigt war. Sie hatte inständig gehofft, dass

dies der Fall war. Jetzt wurde ihr klar, dass sie eines bestimmt nicht wollte: dass ihr Verhältnis zu Pendergast wegen ihrer Impulsivität und Kurzsichtigkeit Schaden nahm.

Und jetzt war er wieder da – genauso plötzlich, wie er abgereist war.

An diesem Nachmittag war der Keller, falls das überhaupt möglich war, noch stickiger als beim letzten Mal, als Corrie ihn in seinem improvisierten Büro aufgesucht hatte. Er saß hinter dem alten Metallschreibtisch, der inzwischen von dem Chemieapparat, der vorher

darauf gestanden hatte, freigeräumt war. Lediglich eine dünne braune Akte lag auf der zerkratzten Tischplatte. Es mussten wohl dreißig Grad in dem Raum sein, aber trotzdem hatte der Special Agent noch immer seine Anzugjacke an.

»Corrie, nehmen Sie doch Platz.«

Gehorsam setzte sie sich. »Wie sind Sie in die Stadt zurückgekommen? Ich dachte, die Straße sei gesperrt.«

»Chief Morris hat freundlicherweise einen seiner Männer in einer Pistenraupe losgeschickt, um mich in Basalt abzuholen. Er war offenbar ziemlich

erpicht darauf, mich wieder hier zu haben. Jedenfalls reden die Leute darüber, dass die Straße wieder geöffnet wird – zumindest vorübergehend.«

»Wie war Ihre Reise?«

»Ertragreich.«

Corrie rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl herum. Der Smalltalk machte sie unsicher, deshalb entschloss sie sich, sofort auf den Punkt zu kommen.

»Schauen Sie, ich möchte mich dafür entschuldigen, wie ich mich vorgestern benommen habe. Das war unreif, und es ist mir peinlich. Fakt ist, ich bin

unglaublich dankbar für alles, was Sie für mich getan haben. Es ist nur so ... Sie beherrschen irgendwie alles, in das Sie involviert sind. Ich möchte nicht, dass meine Professoren am John Jay sagen: *Oh, ihr Freund Pendergast hat das alles für sie getan.*« Sie hielt inne. »Keine Frage, ich habe überreagiert, weil es mein erstes großes Forschungsprojekt ist.«

Einen Moment lang sah Pendergast sie an. Dann nickte er nur, um Einverständnis zu signalisieren. »Und wie ist es hier so gelaufen, während ich

fort war?«

»Ziemlich gut«, sagte Corrie und wick seinem direkten Blick aus. »Ich bringe meine Forschungen gerade zu Ende.«

»Ich hoffe, es ist nichts Unerwünschtes geschehen?«

»Es hat noch einen furchtbaren Brand gegeben, direkt auf dem Hügel hinter der Stadt, und eine Schießerei draußen auf der Bundesstraße 82 – aber ich nehme an, der Chief hat Ihnen schon alles darüber erzählt.«

»Ich meine unerwünschte, gegen Sie

gerichtete Aktionen.«

»O nein«, log Corrie. »Ich bin bei der Aufklärung der Verbrechen nicht vorangekommen, deshalb habe ich entschieden, das fallenzulassen.

Allerdings bin ich bei meinen Recherchen auf ein paar interessante Details gestoßen, aber auf nichts, das Licht auf die Mordfälle wirft.«

»Zum Beispiel?«

»Also, mal sehen ... Ich habe erfahren, dass Mrs. Kermode mit der Familie Stafford verwandt ist. Der Familie gehörte die alte Schmelzerei,

damals zu Zeiten des Silberbooms, und sie ist noch immer die treibende Kraft hinter der Erschließung von The Heights.«

Eine kurze Pause. »Sonst noch etwas?«

»O ja, etwas, das Sie faszinieren könnte – angesichts Ihres Interesses an Doyle und Wilde.«

Pendergast neigte den Kopf und ermunterte sie dadurch, weiterzureden.

»Als ich mich im Griswell-Archiv durch irgendwelche alten Akten wühlte, bin ich auf einen lustigen Brief über

einen Trunkenbold gestoßen, der Wilde nach dessen Lesung angesprochen und ihm anscheinend eine Geschichte erzählt hat, dass Wilde fast in Ohnmacht gefallen wäre. Ich würde mit Ihnen wetten, dass es sich dabei um die Menschenfresser-Grizzly-Erzählung handelte.«

Einen Moment lang wurde Pendergast ganz still. Dann fragte er: »Wurde in dem Brief der Name des alten Knaben erwähnt?«

Corrie dachte zurück. »Nur der Vorname: Swinton.«

Wieder Stille, und dann sagte
Pendergast: »Sie müssen knapp bei
Kasse sein.«

»Nein, nein, es geht schon«, log sie
wieder. Verdammt, sie musste irgendwo
einen Job herbekommen. Und eine neue
Unterkunft finden. Aber auf keinen Fall
würde sie von Pendergast noch mehr
Geld annehmen, nach allem, was er
bereits für sie getan hatte. »Wirklich, es
gibt keinen Grund, dass Sie sich
meinetwegen Sorgen machen.«

Pendergast antwortete nicht darauf;
es fiel ihr schwer, seine Miene zu lesen.

Glaubte er ihr? Hatte er von Chief Morris irgendetwas im Zusammenhang mit dem Schuss durch ihre Windschutzscheibe oder den toten Hund erfahren? Unmöglich, das zu wissen. Über keinen der Vorfälle war in den Lokalblättern berichtet worden – alles drehte sich immer noch um den Serienbrandstifter.

»Sie haben mir noch gar nichts über Ihre Reise erzählt.« Besser, das Thema zu wechseln.

»Ich habe erreicht, was ich mir vorgenommen habe.« Seine

spinnenddürren Finger tippten auf die braune Aktenmappe. »Ich habe eine verschollene Sherlock-Holmes-Geschichte gefunden, die letzte, die Conan Doyle geschrieben hat und die bis heute nicht veröffentlicht ist. Sie ist höchst interessant. Ich empfehle sie Ihnen.«

»Sobald ich Zeit habe, lese ich sie gerne.«

Noch eine Pause. Pendergast schob die Aktenmappe mit seinen langen Fingern zu ihr hin. »Ich würde das jetzt lesen, wenn ich Sie wäre.«

»Danke, aber Fakt ist, ich habe noch viel auf dem Zettel, muss alles zu Ende bringen und so.« Wieso hackte Pendergast dauernd auf dieser Doyle-Sache herum? Erst *Der Hund der Baskervilles* und jetzt das.

Er streckte seine blasse Hand aus, fasste den Rand der Aktenmappe und klappte sie auf. »Sie dürfen das nicht hinausschieben, Corrie.«

Sie schaute auf und sah seine Augen – sie glitzerten auf diese sonderbare Weise, die sie so gut kannte. Sie zögerte. Und dann nickte sie zustimmend, zog den

Packen Papier aus der Mappe und
begann zu lesen.

47

Das Abenteuer von Aspern Hall

Unter den vielen Fällen des Sherlock Holmes, die ich das Privileg hatte, als sein Boswell aufzeichnen zu dürfen, gibt es einen, den ich stets gezögert habe zu Papier zu bringen. Nicht deshalb, weil das Abenteuer selbst außergewöhnlich grausige und merkwürdige Züge

aufgewiesen hätte – nicht mehr
jedenfalls als Holmes' übrige
Ermittlungen. Ich glaube, es liegt
vielmehr an der unheilvollen, ja
verderblichen Atmosphäre, die über
jedem Aspekt des Falles hing; eine
Atmosphäre, die meine Seele frieren
ließ, geradezu einen Pesthauch über sie
legte und bis heute imstande ist, meinen
Schlaf zu stören. Es gibt Erfahrungen im
Leben, von denen man wünscht, man
hätte sie nie gemacht; für mich gehört
diese dazu. Dennoch will ich die
Geschichte jetzt in Druck geben und

anderen die Entscheidung überlassen, ob mein Widerstreben begründet ist oder nicht.

Es war im März '90, zu Beginn eines trüben und trostlosen Frühlings, der unmittelbar einem der kältesten Winter seit Menschengedenken folgte. Zu der Zeit bewohnte ich mit Holmes zusammen seine Räume in der Baker Street. Es war ein dunkler Abend, und der Nebel, der in den engen Straßen hing und das Gaslicht in bloße gelbe Stecknadelköpfe verwandelte, machte ihn noch düsterer. Ich hatte es mir in einem tiefen Sessel

vor dem Feuer bequem gemacht, und Holmes – der zuvor rastlos im Raum hin und her geschritten war – stand vor dem Erkerfenster. Er war gerade dabei, mir ein chemisches Experiment zu schildern, das er am Nachmittag durchgeführt hatte – wie durch die Zugabe von Mangandioxid als Katalysator der Abbau von Kaliumchlorat zu Kaliumchlorid und (der entscheidende Punkt) Sauerstoff beschleunigt wurde.

Ich hörte ihm zu, innerlich hocherfreut über seinen Enthusiasmus. Das schlechte Wetter hatte uns seit

Wochen praktisch ans Haus gefesselt,
keine »kleinen Probleme« waren
aufgetaucht, die Holmes’

Aufmerksamkeit in Anspruch genommen
hätten, und er fing an, erste Anzeichen
von *ennui* zu zeigen, was ihn nur allzu
häufig veranlasste, seiner Gewohnheit
der Einnahme von Kokainhydrochlorid
nachzugeben.

In diesem Moment hörte ich ein
Klopfen an der Haustür.

»Erwarten Sie jemanden, Holmes?«,
fragte ich.

Seine einzige Antwort war ein kurzes

Kopfschütteln. Er trat zu dem Kabinett, auf dem eine Karaffe und der Sodawasserbereiter standen, mixte sich einen Brandy mit Soda und streckte sich auf dem Polstersitz aus.

»Vielleicht hat Mrs. Hudson Besuch eingeladen«, sagte ich und langte nach dem Pfeifenständer.

Mit dieser Annahme lag ich jedoch falsch, denn wir hörten leise Stimmen auf der Treppe, gefolgt von Schritten auf dem Korridor. Kurz darauf klopfte es leise an der Tür.

»Herein«, rief Holmes.

Die Tür ging auf, und Mrs. Hudson erschien. »Da ist eine junge Dame, die Sie sprechen möchte, Sir«, sagte sie. »Ich habe ihr gesagt, es sei schon spät, und ihr geraten, einen Termin für morgen zu machen, aber sie meint, es sei sehr dringend.«

»Aber selbstverständlich, führen Sie sie herein«, erwiderte Holmes und erhob sich.

Kurz darauf stand eine junge Frau in unserem Wohnzimmer. Sie trug einen langen Reisemantel von modischem Schnitt und einen Hut mit Schleier.

»Bitte nehmen Sie doch Platz«, sagte Holmes und bot ihr mit seiner üblichen Höflichkeit den bequemsten Lehnstuhl an.

Die Frau dankte ihm, knöpfte ihren Mantel auf, legte ihren Hut ab und setzte sich. Sie besaß eine angenehme Figur, eine vornehme Haltung und eine unübersehbare Aura von Selbstbeherrschung. Der einzige Makel, den ich entdecken konnte, war eine gewisse Strenge der Züge, aber das mochte der ängstlichen Sorge geschuldet sein, die sich in ihrem Gesicht

abzeichnete. Wie es meine Gewohnheit war, versuchte ich, Holmes' Beobachtungsmethoden auf die Unbekannte anzuwenden, konnte aber nichts von besonderem Wert erkennen, abgesehen von den Wellington-Reisestiefeln, die sie trug.

Ich bemerkte, dass Holmes mich mit einiger Belustigung betrachtete.

»Abgesehen von der offensichtlichen Tatsache, dass unser Gast aus Northumberland kommt«, erklärte er, »eine leidenschaftliche Reiterin ist und eine Droschke genommen hat – nicht die

Untergrundbahn – und dass sie verlobt ist, kann ich selbst wenig deduzieren.«

»Ich habe von Ihren berühmten Methoden gehört, Mr. Holmes«, sagte die junge Frau, bevor ich etwas erwidern konnte. »Und ich hatte so etwas erwartet. Bitte erlauben Sie mir zu schlussfolgern, wie Sie zu Ihren Einsichten gelangt sind.«

Holmes nickte knapp. In seinen Zügen spiegelte sich Überraschung.

Die Frau hielt die Hand hoch. »Ihnen ist mein Verlobungsring aufgefallen, aber Sie haben keinen Ehering gesehen.«

Ein zustimmendes Neigen des Kopfes.

Sie hielt die Hand weiter erhoben.

»Und Sie bemerkten vielleicht die halbmondförmige verhornte Stelle am äußeren Ende meines rechten Handgelenks, genau dort, wo die Zügel sich kreuzen, wenn jemand, der gut zu Pferd sitzt, sie hält, die Reitgerte in der Hand.«

»Eine ausgesprochen attraktiv verhornte Stelle«, sagte Holmes.

»Was die Droschke angeht, das sollte wohl offensichtlich sein. Sie haben mich

vorfahren sehen. Ich meinerseits habe Sie am Fenster stehen sehen.«

Darüber musste ich lachen. »Sieht so aus, als hätten Sie jemanden gefunden, der sich mit Ihnen messen kann, Holmes.«

»Was Northumberland angeht, würde ich vermuten, dass Ihnen eine leichte regionale Färbung in meiner Redeweise aufgefallen ist.«

»Sie sprechen eigentlich nicht mit Northumberland-Akzent«, teilte Holmes ihr mit. »Ich höre da einen leichten nordöstlichen Einschlag heraus – Tyne

und Wear, vielleicht aus dem Gebiet von Sunderland, überlagert von einem Staffordshire-Akzent.«

Darüber zeigte sich die Dame erstaunt. »Die Familie meiner Mutter kommt aus Sunderland und die Familie meines Vaters aus Staffordshire. Mir war nicht bewusst, dass ich einen leichten Einschlag von beidem beibehalten habe.«

»Unsere Sprechweise ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, Madam. Wir können ihr ebenso wenig entkommen wie der Farbe unserer

Augen.«

»In dem Fall, woher wussten Sie dann, dass ich aus Northumberland komme?«

Holmes wies auf das Schuhwerk der Frau. »Wegen Ihrer Wellingtons. Ich würde vermuten, dass Sie Ihre Reise im Schnee angetreten haben. Es hat seit vier Tagen nicht mehr geregnet. Northumberland ist die kälteste Grafschaft Englands, und nur dort liegt derzeit noch Schnee.«

»Und woher wollen Sie wissen, dass in Northumberland noch Schnee liegt?«,

fragte ich Holmes.

Holmes wies auf die *Times*, die auf einem Tischchen lag, einen gequälten Ausdruck im Gesicht. »Und nun, Madam, seien Sie so freundlich, uns Ihren Namen zu sagen und wie wir Ihnen behilflich sein können.«

»Mein Name ist Victoria Selkirk«, sagte die Frau. »Und meine bevorstehende Eheschließung ist der Hauptgrund für mein Kommen.«

»Fahren Sie fort«, sagte Holmes und ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen.

»Bitte vergeben Sie mir, dass ich Sie

ohne vorherige Ankündigung aufgesucht habe«, sagte Miss Selkirk. »Aber fest steht, dass ich nicht weiß, an wen ich mich sonst wenden soll.«

Holmes nahm einen Schluck Brandy und wartete darauf, dass die junge Dame fortfuhr.

»Das Anwesen meines Verlobten, Aspern Hall, liegt ein paar Meilen außerhalb von Hexham. Meine Mutter und ich haben zur Vorbereitung der Hochzeitsfeierlichkeiten ein kleines Haus auf dem Grund und Boden von Aspern Hall bezogen. Seit einigen

Monaten wird die Gegend von einem reißenden Wolf heimgesucht.«

»Einem Wolf?«, erwiderte ich erstaunt.

Miss Selkirk nickte. »Bis jetzt hat er zwei Menschen getötet.«

»Aber Wölfe sind in Großbritannien ausgestorben.«

»Nicht unbedingt, Watson«, entgegnete Holmes. »Manche glauben, dass es in den abgeschiedensten und unzugänglichsten Gebieten noch welche gibt.« Er wandte sich wieder an Miss Selkirk. »Erzählen Sie mir von diesen

Tötungen.«

»Sie waren grausam, wie es von einem wilden Tier zu erwarten ist.« Sie zögerte. »Und zunehmend scheint die Bestie Geschmack an ihren Opfern zu finden.«

»Ein Menschenfresser-Wolf?«, sagte ich. »Wie außergewöhnlich.«

»Vielleicht«, entgegnete Holmes.
»Doch nicht außerhalb des Bereichs des Möglichen. Bedenken Sie das Beispiel der Menschenfresser-Löwen von Tsavo. Wenn andere Beute rar ist – und Sie erinnern sich bestimmt, wie streng der

letzte Winter war –, passen Raubtiere sich an, um zu überleben.« Er sah Miss Selkirk an. »Gab es Augenzeugen?«

»Ja. Zwei.«

»Und was haben die ihren Berichten zufolge gesehen?«

»Einen riesigen Wolf, der sich in den Wald zurückzog.«

»Aus welcher Entfernung wurden diese Beobachtungen gemacht?«

»Von der anderen Seite eines Moors ... ich würde sagen, mehrere hundert Meter.«

Holmes neigte den Kopf. »Bei Tag

oder bei Nacht?«

»Bei Nacht. Und Mondschein.«

»Und besaß dieser Wolf

irgendwelche herausragenden

Kennzeichen, abgesehen von seiner
Größe?«

»Ja. Sein Kopf war von weißem Fell
bedeckt.«

»Von weißem Fell«, wiederholte
Holmes. Er legte die Fingerspitzen
zusammen und verfiel in Schweigen.

Dann löste er sich aus seiner

Versunkenheit und wandte sich wieder
an die junge Frau. »Und wie genau

können wir Ihnen behilflich sein?«

»Mein Verlobter Edwin ist der Erbe des Aspern-Anwesens. Die Familie Aspern ist die bedeutendste Familie in der Gegend. Angesichts der Angst, die die ganze Nachbarschaft ergriffen hat, empfindet er es als seine Pflicht, es auf sich zu nehmen, die Bestie zu töten, bevor sie wieder zuschlägt. Er ist schon einige Male des Nachts in den Wald gegangen, oft ganz allein. Obwohl er bewaffnet ist, fürchte ich um seine Sicherheit und habe Angst, dass ihn ein Missgeschick ereilen könnte.«

»Verstehe. Miss Selkirk«, fuhr Holmes fort, jetzt ein wenig streng, »ich fürchte, ich werde nicht in der Lage sein, Ihnen zu helfen. Was Sie brauchen, sind die Dienste eines Jägers, nicht eines beratenden Detektivs.«

Der Ausdruck ängstlicher Besorgnis in Miss Selkirks Zügen vertiefte sich.

»Aber ich habe von Ihrem erfolgreichen Abschluss dieser furchtbaren Angelegenheit in Baskerville Hall gehört. Deshalb habe ich mich ja an Sie gewandt.«

»Diese Angelegenheit, meine Teure,

war das Werk eines Menschen, nicht eines Tiers.«

»Aber ...« Miss Selkirk zögerte. Ihre Selbstbeherrschung schien an einem seidenen Faden zu hängen. »Mein Verlobter ist absolut entschlossen. Er empfindet es als seine Pflicht wegen seiner Stellung im Leben. Und sein Vater, Sir Percival, hält es nicht für nötig, ihn davon abzuhalten. Bitte, Mr. Holmes. Es gibt niemanden sonst, der mir helfen kann.«

Holmes nahm einen Schluck von seinem Brandy; er seufzte, erhob sich,

ging einmal durch das Zimmer und nahm wieder Platz. »Sie erwähnten, dass der Wolf sich in einen Wald zurückgezogen habe«, sagte er. »Darf ich davon ausgehen, dass Sie vom Kielder Forest sprachen?«

Miss Selkirk nickte. »Aspern Hall grenzt daran an.«

»Wussten Sie, Watson«, sagte Holmes, an mich gewandt, »dass der Kielder Forest in Northumberland das größte zusammenhängende Waldgebiet ist, das es in England noch gibt?«

»Nein, das war mir nicht bekannt«,

erwiderte ich.

»Und dass der Wald teilweise dafür berühmt ist, dass dort die größte noch existierende Population des roten eurasischen Eichhörnchens zu finden ist?«

Als ich zu Holmes hinüberschaute, sah ich, dass sein Blick kalten Desinteresses verschwunden war und seine Augen hell und scharf funkelten. Natürlich war mir sein großes Interesse an *Sciurus vulgaris* bekannt. Er war der vielleicht weltgrößte Experte für Verhalten und Taxonomie dieses Tieres

und hatte verschiedene Monographien zum Thema veröffentlicht. Zudem spürte ich bei ihm eine ungewöhnliche Bewunderung für diese Frau.

»Bei einer so großen Population könnten sich durchaus Gelegenheiten ergeben, bislang unentdeckte Varianten der Art zu beobachten«, sagte Holmes, eher zu sich selbst als zu uns. Dann warf er einen Blick auf unseren Gast. »Haben Sie ein Zimmer in der Stadt genommen?«

»Ich werde bei Verwandten in Islington übernachten.«

»Miss Selkirk«, erwiderte er, »ich bin geneigt, diese Ermittlung zu übernehmen – fast eher trotz als wegen des Falls.« Er schaute mich an und warf dann einen bedeutungsvollen Blick auf den Hutständer, an dem mein Bowler und seine Tuchkappe mit den langen Ohrenschützern hingen.

»Ich bin Ihr Mann«, erwiderte ich sofort.

»In dem Fall«, sagte Holmes zu Miss Selkirk, »treffen wir uns morgen früh am Bahnhof Paddington, wo – falls ich mich nicht sehr irre – um 8.20 Uhr ein

Expresszug nach Northumberland
abgeht.«

Damit brachte er die junge Frau zur
Tür.

Am folgenden Morgen trafen wir uns
wie geplant in Paddington mit Victoria
Selkirk und traten die Reise nach
Hexham an. Bei Holmes, der in der
Regel Spätaufsteher war, schienen die
Zweifel bezüglich des Falls
zurückgekehrt zu sein. Er war ruhelos
und schweigsam, und als der Zug aus
dem Bahnhof dampfte, blieb es mir
überlassen, Konversation mit der jungen

Miss Selkirk zu machen. Um die Zeit zu vertreiben, fragte ich sie nach Aspern Hall und seinen Bewohnern, dem jüngeren und dem älteren.

Das Herrenhaus, erklärte sie, sei aus den Ruinen einer alten Priorei erbaut worden, die um 1450 errichtet und während der Klosterauflösungen Heinrichs VIII. teilweise zerstört worden war. Der derzeitige Besitzer, Sir Percival Aspern, war Hutmacher von Beruf gewesen. In seiner Jugend hatte er sich ein revolutionäres Verfahren zur Herstellung von grünem Filz patentieren

lassen.

Holmes ließ kurz von seiner Betrachtung der vorbeiziehenden Landschaft ab. »Grüner Filz, sagen Sie?«

Miss Selkirk nickte. »Das Material wird nicht nur für Spieltische verwendet, die Farbe war in den fünfziger Jahren auch in den Läden der Hutmacher sehr gefragt. Sir Percival hat ein Vermögen damit verdient.«

Holmes wedelte mit der Hand, als wolle er ein Insekt vertreiben, und wandte seine Aufmerksamkeit wieder

dem Abteilstenster zu.

Sir Percival, informierte Miss Selkirk mich, war von Königin Victoria zum Hoflieferanten ernannt worden, und seinen speziellen Hüten hatte er auch seinen Ritterschlag zu verdanken. Sein Sohn Edwin – ihr Verlobter – war früh in die Armee eingetreten und hatte eine Offiziersstelle bei den leichten Dragonern innegehabt. Momentan hielt er sich in Aspern Hall auf und überlegte, ob er sich für die Laufbahn als Berufsoffizier entscheiden sollte oder nicht.

Obgleich Miss Selkirk die Taktvollste ihres Geschlechts war, hörte ich doch heraus, dass Edwins Vater wünschte, dass er das Familiengeschäft übernahm, während Edwin selbst noch unentschlossen war.

Als wir eine Weile unterwegs gewesen waren, wichen die grünen Weiden und Hecken der Grafschaften rings um London wilderen Aussichten: Moore, Sümpfe und skelettartige Bäume, in Abständen ragten zerklüftete Felsnasen und Steilabbrüche auf. Endlich erreichten wir Hexham, ein

angenehmes Landstädtchen, das aus einer Gruppe reetgedeckter Steinhäuser bestand, die sich um die einzige Hauptstraße gruppierten. Ein offener Kutschwagen mit Längsbänken erwartete uns am Bahnhof, ein sauertöpfisch wirkender Diener hielt die Zügel. Wortlos lud er unser Reisegepäck auf, stieg wieder auf den Kutschbock und lenkte seine Pferde vom Bahnhof fort, auf einer holprigen Landstraße ging es in Richtung Herrenhaus.

Die Straße führte einen sanften Abhang hinab und in eine zusehends

feuchte und trostlose Gegend. An manchen Stellen lag immer noch der Schnee, den Holmes am Vortag erwähnt hatte. Die Sonne, die während unserer Zugfahrt endlich hervorgekommen war, schob sich erneut hinter die Wolken und tauchte die Landschaft ringsum in beklemmende Düsternis.

Nach einer Fahrt von vielleicht fünf Meilen löste sich Holmes, der noch kein Wort gesprochen hatte, seit wir aus dem Zug gestiegen waren, aus seiner Versunkenheit. »Was bitte ist das?«, erkundigte er sich und wies mit dem

Spazierstock in die Ferne.

Als ich in die angegebene Richtung schaute, sah ich etwas, das Sumpf- oder Marschland zu sein schien, an den Rändern von Riedgras umgeben.

Dahinter konnte ich im spätnachmittäglichen Nebel nur eine niedrige schwarze Wellenlinie ausmachen.

»Das ist das Moor, von dem ich sprach«, erwiderte Miss Selkirk.

»Und dahinter liegt der Waldrand? Kielder Forest?«

»Ja.«

»Und aus dem, was Sie sagten, darf ich schließen, dass der Wolf seine Opfer zwischen dem einen und dem anderen angefallen hat?«

»Ja, ganz richtig.«

Holmes nickte, als hätte er zu irgendeinem Punkt eine zufriedenstellende Auskunft erhalten, sagte aber nichts mehr.

Die Landstraße schlängelte sich dahin, sie machte einen langen Bogen, um das Moor zu umgehen, und endlich sahen wir in der Ferne Aspern Hall liegen. Ein altes Herrenhaus von höchst

ungewöhnlicher Bauart, mit
Seitenflügeln, die nicht
zueinanderpassten, und Nebengebäuden,
die offenbar quer zueinander standen.
Ich führte diesen architektonischen
Spleen auf den Umstand zurück, dass das
Haus aus den Ruinen eines alten
Klosters entstanden war. Als wir näher
kamen, konnte ich zusätzliche Details
ausmachen. Die aus Buckelquadern
bestehende Fassade war von Flechten
überzogen, aus einer Vielzahl
ziegelgemauerter Schornsteine stiegen
Rauchwölkchen auf. Segge und

verkrüppelte Eichen umgaben das Haupthaus und die verschiedenen Nebengebäude. Vielleicht lag es an der Frostscharfe der Frühlingsluft oder der Nähe des Moors und der dunklen Wälder, aber unwillkürlich gewann ich die deutliche Vorstellung, dass das Haus das Gefühl von Trostlosigkeit und drohendem Unheil in sich aufgenommen hatte, das über der umgebenden Landschaft lag.

Der Kutscher hielt unter dem vorspringenden Portal des Herrenhauses. Er lud Miss Selkirks

Reisetasche aus, doch als er unser Gepäck nehmen wollte, hielt Holmes ihn davon ab und bat ihn, damit noch zu warten. Wir folgten Miss Selkirk, traten ein und fanden uns in einer langen Galerie wieder, die recht nüchtern und schmucklos eingerichtet war. Ein Mann, ohne Zweifel der Gutsherr von Aspern Hall, erwartete uns in der Tür eines Zimmers, bei dem es sich offenbar um einen Salon handelte. Er war abgezehrt und hochgewachsen, zählte etwas über fünfzig Jahre, hatte helles, sich lichtendes Haar, und sein Gesicht war

von tiefen Falten durchzogen. Er trug einen schwarzen Gehrock und hielt in einer Hand eine Zeitung, in der anderen Hand eine Hundepeitsche. Offenkundig hatte er den Kutschwagen vorfahren hören. Er legte Zeitung und Hundepeitsche weg und trat näher.

»Sir Percival Aspern, nehme ich an?«, sagte Holmes.

»Der bin ich; aber damit sind Sie mir gegenüber im Vorteil.«

Holmes verbeugte sich knapp. »Ich bin Sherlock Holmes, und das hier ist mein guter Freund und Mitarbeiter

Doktor Watson.«

»Verstehe.« Sir Percival wandte sich an unsere Begleiterin. »Also deshalb sind Sie in die Stadt gefahren, Miss Selkirk?«

Miss Selkirk nickte. »In der Tat, Sir Percival. Wenn Sie mich jetzt entschuldigen würden, ich muss nach meiner Mutter sehen.« Ziemlich abrupt verließ sie die Galerie und ließ uns mit dem Gutsherrn allein.

»Ich habe von Ihnen gehört, Mr. Holmes«, sagte Sir Percival, »aber ich fürchte, Sie haben die lange Reise

ganz umsonst gemacht. Ihre Methoden, so brillant sie auch sein mögen, werden sich kaum auf ein Ungeheuer wie das anwenden lassen, das uns heimsucht.«

»Das bleibt abzuwarten«, sagte Holmes kurz.

»Nun, kommen Sie herein. Einen Brandy?« Und Sir Percival führte uns in den Salon, wo ein Butler uns Erfrischungen einschenkte.

»Wie es scheint«, sagte Holmes, als wir um das Feuer herum saßen, »teilen Sie die Sorge Ihrer zukünftigen Schwiegertochter um das Wohlergehen

Ihres Sohnes nicht.«

»Das ist in der Tat so«, erwiderte Sir Percival. »Er ist vor kurzem aus Indien zurückgekehrt und weiß, was er tut.«

»Und doch hat die Bestie Berichten zufolge bereits zwei Menschen getötet«, sagte ich.

»Ich bin früher mit meinem Sohn auf die Jagd gegangen und kann für sein Können als Spurenleser und Schütze garantieren. Tatsache ist, Mr. – Watson, richtig? –, Edwin nimmt seine Verantwortung als Erbe von Aspern Hall sehr ernst. Und ich darf sagen, dass sein

Mut und seine Tatkraft im Bezirk nicht unbemerkt geblieben sind.«

»Können wir mit ihm sprechen?«, fragte Holmes.

»Aber gewiss doch – wenn er zurückkehrt. Er ist gerade draußen im Wald und jagt die Bestie.« Er hielt inne.

»Wäre ich jünger, würde ich ihm zur Seite stehen.«

Diese Ausrede schien mir eine gewisse Feigheit zu verraten, und ich warf Holmes einen verstohlenen Blick zu. Seine Aufmerksamkeit blieb jedoch ganz auf Sir Percival gerichtet.

»Wie auch immer, weibliche Ängste hin oder her, man muss sich den Wünschen des schönen Geschlechts fügen«, fuhr der Mann fort. »Sie können sich gern hier umsehen, Mr. Holmes, und ich bin bereit, Sie auf jede erdenkliche Weise zu unterstützen, einschließlich einer Unterkunft, wenn Sie das möchten.«

Die Einladung war zwar großzügig, wurde aber mit einem gewissen Mangel an Begeisterung vorgebracht.

»Das wird nicht notwendig sein«, sagte Holmes. »Wir sind in Hexham an

einem Gasthaus vorbeigefahren – dem *Plough*, glaube ich –, das wir zu unserer Operationsbasis machen werden.«

Während er sprach, verschüttete Sir Percival etwas Brandy auf seine Hemdbrust. Mit einem gelinden Fluch stellte er das Glas ab.

»Wie ich gehört habe, sind Sie in der Hutmacher-Branche tätig«, sagte Holmes.

»Früher, ja. Jetzt kümmern sich andere um das Geschäft.«

»Der Prozess der Filzherstellung hat mich schon immer fasziniert. Eine rein

wissenschaftliche Neugier, Sie verstehen: Chemie ist ein Hobby von mir.«

»Aha.« Unser Gastgeber tupfte geistesabwesend an seinem feuchten Hemd herum.

»Das grundlegende Problem, soweit ich es verstanden habe, besteht darin, die steifen Tierhaare so geschmeidig zu machen, dass sie sich zu Filz formen lassen.«

Ich schaute Holmes an und fragte mich, wo zum Teufel diese spezielle Spur hinführen sollte.

»Ich erinnere mich, einmal gelesen zu haben«, fuhr Holmes fort, »dass die alten Türken dieses Problem durch die Zugabe von Kamelurin lösten.«

»Von solchen primitiven Methoden sind wir mittlerweile weit entfernt«, entgegnete Sir Percival.

Miss Selkirk betrat den Salon. Sie warf einen Blick in unsere Richtung, lächelte ein wenig matt und setzte sich. Sie war offensichtlich sehr in Sorge um ihren Verlobten, und offenbar fiel es ihr schwer, ihre Beherrschung zu wahren.

»Ihr eigenes Verfahren ist zweifellos

viel moderner«, sagte Holmes. »Ich wäre neugierig, etwas über seine Anwendung zu erfahren.«

»Ich wünschte, ich könnte Sie in diesem Punkt zufriedenstellen, Mr. Holmes, aber das ist und bleibt Betriebsgeheimnis.«

»Verstehe.« Holmes zuckte mit den Achseln. »Nun, es ist nicht weiter von Bedeutung.«

An diesem Punkt gab es einigen Aufruhr in der Halle. Kurz darauf stand ein junger Mann in voller Jagdmontur in der Tür. Es handelte sich eindeutig um

Sir Percivals Sohn, und mit seinen entschlossenen Zügen, der militärischen Haltung und der schweren Flinte, die er über eine Schulter gelegt hatte, gab er eine ausgesprochen gute Figur ab. Miss Selkirk erhob sich und stürmte mit einem Ausruf der Erleichterung zu ihm hin.

»O Edwin«, sagte sie. »Edwin, ich bitte dich – lass es das letzte Mal gewesen sein.«

»Vicky«, sagte der junge Mann sanft, aber entschieden, »die Bestie muss gefunden und vernichtet werden. Wir dürfen nicht zulassen, dass es zu einer

weiteren Greuel tat kommt.«

Auch Sir Percival erhob sich und stellte Holmes und mich vor. Mein Freund unterbrach diese Höflichkeiten jedoch mit einiger Ungeduld, weil er den Neuankömmling befragen wollte.

»Ich nehme an, dass Ihre nachmittägliche Pirsch nicht von Erfolg gekrönt war.«

»Das stimmt«, entgegnete Edwin Aspern mit einem schiefen Lächeln.

»Und wo, wenn ich fragen darf, sind Sie auf die Pirsch gegangen?«

»Im westlichen Teil des Waldes,

jenseits des Moors.«

»Aber Sie haben nichts entdeckt?
Spuren? Losung? Vielleicht die Höhle
des Wolfs?«

Der junge Aspern schüttelte den
Kopf. »Ich konnte keinerlei Anzeichen
von ihm entdecken.«

»Der Wolf ist schlau, äußerst
durchtrieben«, sagte Sir Percival.
»Sogar die Hunde können ihn nicht
aufspüren.«

»Eine undurchsichtige Geschichte«,
murmelte Holmes. »Eine höchst
undurchsichtige Geschichte.«

Holmes lehnte die Einladung ab, zum Abendessen zu bleiben, und nach einer kurzen Erkundung des Geländes brachte uns der Kutschwagen zurück nach Hexham, wo wir uns im *Plough* Zimmer nahmen. Nach dem Frühstück am folgenden Morgen meldeten wir uns bei den örtlichen Polizeikräften, die, wie sich herausstellte, aus einer einzigen Person bestanden, einem Constable Frazier. Wir fanden den Constable an seinem Schreibtisch vor, damit beschäftigt, eifrig in ein kleines Notizbuch zu kritzeln. Meine früheren

Abenteuer mit Holmes hatten mich keine allzu hohe Meinung von der örtlichen Gendarmerie bilden lassen. Und auf den ersten Blick schien Constable Frazier – mit seinem olivgrünen Staubmantel und den ledernen Beinlingen – meine schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen. Er hatte jedoch schon von Holmes gehört, und als er die Fragen meines Freundes zu beantworten begann, wurde klar, wen wir vor uns hatten – vielleicht keinen überragenden Intellekt, aber doch einen engagierten und fähigen Polizisten mit einer, wie es schien,

lobenswerten Beharrlichkeit.

Das erste Opfer des Wolfs, erklärte er, sei ein merkwürdiges, etwa unheimliches Individuum gewesen, ein schäbig gekleideter Mann mit wildem Haarschopf und fortgeschrittenen Alters. Er sei einige Wochen vor seinem Tod unversehens in Hexham aufgetaucht, sei überall herumgeschlichen und habe Frauen und Kinder mit seinem wirren Gerede erschreckt. Er sei nicht im Gasthof abgestiegen, da er offenbar über keine entsprechenden Mittel verfügte, und ein, zwei Tage nach seiner Ankunft

wurde der Constable von besorgten Mitbürgern gebeten, in Erfahrung zu bringen, was der Mann hier wollte. Nach einigem Suchen spürte der Constable ihn in einer verlassenen Holzfällerhütte im Kielder Forest auf. Der Mann weigerte sich, seine Fragen zu beantworten oder sich in irgendeiner Weise zu erklären.

»Wirres Gerede?«, wiederholte Holmes. »Könnten Sie das etwas präziser fassen?«

»Er redete viel mit sich selbst, wild gestikulierend. Reiner Unfug, wirklich.

Irgendwas über all das Unrecht, das ihm zugefügt worden sei. Und anderen Blödsinn.«

»Blödsinn, sagen Sie. Zum Beispiel?«

»Nur Bruchstücke. Wie man ihn betrogen hätte. Verfolgt. Wie kalt ihm wäre. Dass er sich an ein Gericht wenden und ein Urteil herbeiführen würde.«

»Noch irgendetwas?«, drängte Holmes.

»Nein«, erwiderte der Constable.
»Oder doch, ja – da war noch eine sehr

sonderbare Sache. Er sprach oft von Karotten.«

»Karotten?«

Constable Frazier nickte.

»Hatte er Hunger? Hat er noch andere Lebensmittel erwähnt?«

»Nein. Nur Karotten.«

»Und Sie sagen, er hat Karotten nicht nur einmal, sondern mehrmals erwähnt?«

»Das Wort schien immer wieder aufzutauchen. Aber wie ich schon sagte, Mr. Holmes, es war alles wirres Zeug. Es hatte überhaupt nichts zu bedeuten.«

Die Richtung, die die Befragung

nahm, kam mir vor wie eine sinnlose Ablenkung. Sich mit den wirren Reden eines Verrückten zu beschäftigen erschien mir wie reine Torheit, und ich konnte auch keine Verbindung zu dem tragischen Ende des Mannes in den Fängen eines Wolfs erkennen. Ich spürte, dass Constable Frazier ebenso dachte, denn er ging dazu über, Holmes mit einer gewissen forschenden Miene anzusehen.

»Erzählen Sie mir Näheres über das Aussehen des Mannes«, sagte Holmes.
»Alles, an das Sie sich erinnern können.

Auch die kleinsten Details.«

»Er war außerordentlich ungepflegt. Am Leib hatte er bloße Lumpen, sein Haar war ungekämmt. Die Augen waren blutunterlaufen und seine Zähne schwarz.«

»Schwarz, sagen Sie?«, unterbrach Holmes ihn mit plötzlichem Eifer. »Sie meinen damit, seine Zähne waren schlecht, verfault?«

»Nein. Es war eher ein dunkles, einheitliches Grau, das bei schwacher Beleuchtung fast schwarz wirkte. Außerdem schien er sich fortwährend im

Zustand der Trunkenheit zu befinden, obwohl ich keine Ahnung habe, woher er das Geld für den Schnaps bekam.«

»Woher wissen Sie, dass er alkoholisiert war?«

»Er zeigte die üblichen Symptome der Trunksucht: Er sprach undeutlich, seine Hände zitterten, und sein Gang war schwankend.«

»Sind Ihnen in der Holzfällerhütte Schnapsflaschen aufgefallen?«

»Nein.«

»Roch sein Atem nach Alkohol, als Sie mit ihm gesprochen haben?«

»Nein. Aber ich hatte in meinem Leben genug mit Betrunkenen zu tun, um die Anzeichen zu erkennen, Mr. Holmes. Da kann wirklich kein Zweifel bestehen.«

»Nun gut. Bitte fahren Sie fort.«

Der Constable nahm den Faden seiner Erzählung mit offenkundiger Erleichterung wieder auf. »Also, die Meinung in der Stadt war gegen ihn, so stark, dass ich ihn fortjagen wollte, als der Wolf das für mich übernahm. Einen Tag, nachdem ich den Alten befragt hatte, wurde er gegen Morgen am

Waldrand gefunden, furchtbar zerrissen und übel zugerichtet, mit Bisssspuren an Armen und Beinen.«

»Verstehe«, sagte Holmes. »Und das zweite Opfer?«

Ich muss gestehen, dass ich an diesem Punkt fast Einwände gegen die Art und Weise seiner Befragung erhoben hätte. Holmes hatte den Constable eingehend zu belanglosen Punkten befragt, die Hauptpunkte aber noch gar nicht angesprochen. Wer, beispielsweise, hatte die Leiche gefunden? Aber ich hielt den Mund, und Constable Frazier fuhr

mit seinem Bericht fort.

»Das geschah zwei Wochen später«, sagte der Constable. »Das Opfer war ein Naturkundler aus Oxford, der hergekommen war, um den Rotfuchs zu erforschen.«

»Wurde er an derselben Stelle gefunden wie das erste Opfer?«

»Nicht allzu weit entfernt. Etwas näher am Moor.«

»Und woher wissen Sie, dass beide demselben Tier zum Opfer fielen?«

»Wegen der Wunden, Sir. Wenn überhaupt, war der zweite Angriff sogar

noch bösartiger. Diesmal wurde der Mann ... teilweise gefressen.«

»Wie hat die Stadt auf diesen zweiten Todesfall reagiert?«

»Es gab eine Menge Gerede.

Gerede – und Angst. Sir Percival nahm Anteil an der Sache. Und der Sohn, der vor kurzem von dem Feldzug in Indien zurückgekehrt war, fing an, nachts durch die Wälder zu streifen, mit einer Flinte bewaffnet, um die Bestie zu erlegen. Ich selbst habe eine Untersuchung eingeleitet.«

»Nach dem zweiten Todesfall,

meinen Sie.«

»Bitte um Vergebung, Mr. Holmes, aber vorher schien es dafür wenig Veranlassung zu geben. Sie verstehen schon: dass wir den alten Landstreicher los waren, war ja ein Glück. Aber diesmal war das Opfer ein respektabler Bürger – und wir hatten es eindeutig mit einem Menschenfresser zu tun. Wenn der Wolf zweimal getötet hatte, würde er wieder töten ... wenn man ihn denn ließ.«

»Haben Sie die Augenzeugen befragt?«

»Ja.«

»Und stimmen ihre Geschichten überein?«

Der Constable nickte. »Nach dem zweiten Todesfall wurde die Bestie gesehen, die in den Wald zurückschlich, ein furchterregendes Untier.«

»Aus welcher Entfernung?«

»Aus einiger Entfernung und in der Nacht, aber der Mond schien. Die Zeugen waren nahe genug dran, um zu bemerken, dass das Fell am Kopf des Wolfs schneeweiß war.«

Holmes dachte einen Augenblick

nach. »Wie hat sich der Arzt bei der gerichtlichen Leichenschau geäußert?«

»Wie ich schon sagte, unter anderem fiel ihm der Umstand auf, dass zwar beide Opfer übel zugerichtet waren, aber das zweite teilweise gefressen worden war.«

»Dabei wies das erste Opfer lediglich ein paar halbherzige Bissspuren auf.« Holmes wandte sich an mich. »Wussten Sie, Watson, dass dies das übliche Muster bei Tieren ist, die zu Menschenfressern werden? So war es auch bei den Tsavo-Löwen, von denen

wir gestern sprachen.«

Ich nickte. »Vielleicht liegt das Jagdrevier des Wolfs ja tief in den Wäldern, und der lange, kalte Winter hat ihn näher an die Zivilisation getrieben.«

Holmes wandte sich wieder an den Constable. »Und haben Sie noch weitere Beobachtungen machen können?«

»Eher war es so, dass ich etwas nicht beobachten konnte, fürchte ich, Mr. Holmes.«

»Bitte erklären Sie.«

»Also, es ist schon sonderbar.« In Constable Fraziers Miene spiegelte sich

Verwirrung. »Das Gehöft meiner Familie liegt am Waldrand, und ich hatte mindestens ein halbes dutzend Mal Gelegenheit, nach Spuren der Bestie zu suchen. Man sollte annehmen, dass ein so großes Tier leicht aufzuspüren wäre. Aber ich habe nur wenige Spuren gefunden, und auch nur nach dem zweiten Todesfall. Ich bin kein Fährtenleser, aber ich könnte schwören, dass an den Bewegungen der Bestie irgendetwas ungewöhnlich ist.«

»Ungewöhnlich?«, fragte Holmes. »In welcher Hinsicht?«

»Die geringe Zahl der Spuren. Es ist, als wäre die Bestie ein Geist, der unsichtbar kommt und geht. Deshalb gehe ich abends gelegentlich raus und suche nach frischen Fährten.«

Als er das hörte, beugte Holmes sich in seinem Stuhl vor. »Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben, Constable. Ich möchte, dass Sie sofort damit aufhören. Es darf keine weiteren nächtlichen Streifzüge durch die Wälder mehr geben.«

Der Constable runzelte die Stirn.
»Aber ich habe gewisse

Verpflichtungen, Mr. Holmes.

Außerdem, wer wirklich in Gefahr ist, das ist der junge Mr. Aspern. Er ist die halbe Nacht draußen, jede Nacht, und versucht, die Bestie aufzuspüren.«

»Hören Sie mir zu«, sagte Holmes streng. »Das ist absoluter Unfug. Aspern ist nicht in Gefahr. Aber Sie, Constable, ich warne Sie – seien Sie auf der Hut.«

Diese brüske Zurechtweisung und die Vorstellung, Miss Selkirks Ängste um ihren Verlobten seien unbegründet, verblüfften mich. Aber Holmes sagte nichts weiter und hatte auch keine

weiteren Fragen – er warnte lediglich den Constable noch einmal vor dem Betreten der Wälder –, und damit war unser Gespräch beendet, zumindest vorerst.

Da es Sonntag war, waren wir gezwungen, unsere Ermittlungen auf die Befragung verschiedener Einwohner von Hexham zu beschränken. Zunächst spürte Holmes die beiden Augenzeugen auf, aber sie hatten dem, was Mr. Frazier uns bereits erzählt hatte, wenig hinzuzufügen: Beide hatten einen großen Wolf gesehen, bemerkenswert groß, der

in Richtung Moor davonsprang, wobei das Fell an seinem Kopf im Mondschein leuchtend weiß schimmerte. Keiner der beiden war der Sache weiter nachgegangen; beide hatten genug Verstand besessen, schleunigst in ihre Häuser zurückzukehren.

Dann begaben wir uns ins Gasthaus, wo Holmes sich damit begnügte, die Gäste nach ihrer Meinung zu dem Wolf und den Todesfällen zu befragen. Alle, mit denen wir sprachen, waren angespannt und nervös. Einige verkündeten, während sie ihre

Biergläser hoben, tapfer ihre Absicht, sich eines Tages selbst auf die Jagd zu begeben. Die Mehrheit war damit zufrieden, den jungen Mr. Aspern allein die Bestie aufspüren zu lassen, und es wurde viel Bewunderung für seinen Mut zum Ausdruck gebracht.

Es gab nur zwei abweichende Meinungen. Der Lebensmittelhändler war der festen Überzeugung, die Tötungen seien das Werk eines Rudels wilder Hunde, das tief in den Wäldern lebte. Die zweite abweichende Meinung wurde vom Wirt selbst vertreten, der uns

erzählte, das zweite Opfer – der unglückselige Naturkundler aus Oxford – habe rundheraus erklärt, bei der Bestie, die diese Greuelthaten verübt habe, handele es sich keinesfalls um einen Wolf.

»Kein Wolf?«, fragte Holmes scharf.
»Und auf welcher Fachkenntnis beruht diese unzweideutige Aussage?«

»Kann ich nicht sagen, Sir. Der Mann hat einfach erklärt, seiner Meinung nach wären Wölfe in England ausgestorben.«

»Das würde ich kaum als empirisches Argument bezeichnen«,

sagte ich.

Holmes fixierte den Wirt. »Und welches bestimmte Tier hatte der gute Naturkundler anstelle des Wolfs von Kielder Forest im Auge?«

»Kann ich nicht sagen, Sir. Er hat sich nicht weiter dazu geäußert.« Der Mann ging wieder dazu über, seine Gläser zu polieren.

Abgesehen von der Befragung des Constables, erwies sich der Tag insgesamt als wenig ertragreich. Beim Abendessen war Holmes einsilbig und zog sich mit missmutiger Miene früh

zurück.

Am folgenden Morgen jedoch wurde ich in aller Herrgottsfrühe, kurz nach der Morgendämmerung, durch eine Kakophonie von Stimmen unter meinem Fenster geweckt. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es kurz nach sechs war. Ich zog mich rasch an und ging nach unten. Eine Gruppe von Leuten hatte sich auf der High Street versammelt, alle redeten und gestikulierten angeregt durcheinander. Holmes war bereits dort, und als er sah, dass ich aus dem Gasthof trat, kam er rasch zu mir herüber.

»Wir müssen uns beeilen«, sagte er.

»Der Wolf ist wieder gesichtet worden.«

»Wo?«

»An genau derselben Stelle, zwischen dem Moor und dem Waldrand. Kommen Sie, Watson – es ist unbedingt erforderlich, dass wir als Erste vor Ort sind. Haben Sie Ihren Webley No. 2 dabei?«

Ich klopfte auf meine rechte Westentasche.

»Dann lassen Sie uns in aller Eile aufbrechen. Mit diesem Revolver kann

man keinen Wolf erlegen, aber
wenigstens wird der ihn vertreiben.«

Wir sicherten uns die Dienste des
Kutschwagens und des mürrischen
Kutschers, den wir am Vortag bereits
gemietet hatten, und verließen Hexham
in vollem Galopp; Holmes trieb den
Mann schroff zur Eile an. Als wir auf
die trostlose Moorlandschaft
hinausrollten, erklärte mein Freund, er
habe bereits mit der Augenzeugin
gesprochen, die den letzten Tumult
verursacht hatte: eine ältere Frau, Gattin
eines Apothekers, die unterwegs

gewesen war, um Kräuter und heilkräftige Blumen zu sammeln. Sie hatte der Aussage der beiden anderen Augenzeugen nichts Wesentliches hinzufügen können, bestätigte aber deren Beobachtung hinsichtlich der Größe des Untiers und des weißen Fellschopfs auf seinem Kopf.

»Befürchten Sie –?«, begann ich.

»Ich befürchte das Schlimmste.«

Als wir die Stelle erreichten, befahl Holmes dem Kutscher zu warten, sprang, ohne eine Sekunde zu verlieren, vom Wagen und begann, sich einen Weg

durch das Riedgras und die Brombeersträucher zu bahnen, die überall wucherten. Das Moor lag zu unserer Linken, zu unserer Rechten war die dunkle Wellenlinie des Kielder Forest zu sehen. Die Vegetation war noch feucht vom kalten Morgentau, und stellenweise lag immer noch Schnee. Wir hatten noch keine hundert Meter zurückgelegt, als meine Schuhe und Hosenbeine schon durchweicht waren. Holmes war mir bereits voraus, er sprang vorwärts wie ein Besessener. Unvermittelt blieb er mit einem

Aufschrei der Bestürzung auf einer kleinen Bodenerhebung stehen und kniete sich hin. Als ich mir den Weg zu ihm bahnte, den Revolver im Anschlag, sah ich, was er entdeckt hatte. Mitten im Riedgras lag eine Leiche, keine zweihundert Meter vom Waldrand entfernt. Ein Militärgewehr, offenbar ein Martini-Henry Mk IV, lag daneben. Nur zu gut erkannte ich den Staubmantel und die Lederbeinlinge, jetzt bestialisch zerrissen und zerfetzt. Es war Constable Frazier – oder, präziser ausgedrückt, das, was von dem armen Kerl übrig

geblieben war.

»Watson«, sagte Holmes in gebieterischem Ton, »berühren Sie nichts. Jedoch würde ich es zu schätzen wissen, wenn Sie mir, nur vom Augenschein her, Ihre medizinische Meinung über den Zustand dieses Mannes mitteilen könnten.«

»Er wurde offensichtlich angefallen«, sagte ich und begutachtete den leblosen Körper. »Von irgendeiner großen und reißenden Kreatur.«

»Einem Wolf?«

»Das erscheint mir wahrscheinlich.«

Holmes befragte mich eingehend.

»Sehen Sie irgendwelche spezifischen und identifizierbaren Spuren? Von Reißzähnen vielleicht oder Klauen?«

»Das ist schwer zu sagen. Die Grausamkeit des Angriffs und der desolate Zustand des Leichnams erschweren eine genauere Beobachtung.«

»Und sind Teile des Körpers – fort?«

Ich sah noch einmal hin. Trotz meiner medizinischen Ausbildung stellte ich fest, dass das ein höchst unerfreuliches Unterfangen war. In Indien hatte ich

mehr als einmal Stammesangehörige gesehen, die von Tigern angefallen worden waren, aber nichts aus meiner Erfahrung reichte auch nur annähernd an die Brutalität heran, die bei Constable Frazier ausgeübt worden war.

»Ja«, sagte ich endlich. »Etliche, glaube ich.«

»Übereinstimmend mit der Beschreibung des zweiten Opfers? Des Naturkundlers?«

»Nein. Nein, ich würde sagen, in der Hinsicht war dieser Angriff umfassender.«

Holmes nickte langsam. »Sie sehen, Watson. Es ist wieder so wie bei den menschenfressenden Löwen von Tsavo. Mit jedem neuen Opfer werden sie kühner – und ihre Schwäche für die neu entdeckte Nahrungsquelle wird größer.«

Damit zog er ein Vergrößerungsglas aus der Tasche. »Das Gewehr wurde nicht abgefeuert«, erklärte er, als er den Martini-Henry untersuchte. »Offenbar hat die Bestie sich von hinten angeschlichen und unseren Mann angefallen.«

Nach einer kurzen Untersuchung der

Leiche umkreiste er sie in einem immer größer werdenden Radius, bis er sich – mit einem erneuten Ausruf – tief bückte, um sich dann langsam, den Blick zu Boden gerichtet, auf ein noch weit entferntes Gehöft zuzubewegen, das von zwei umzäunten Feldern umgeben war: vermutlich der Wohnsitz des unglückseligen Constables. Irgendwann blieb Holmes stehen, drehte sich um, und dann kehrte er – immer noch unter Benutzung des Vergrößerungsglases – zu der Leiche zurück und ging langsam daran vorbei, bis er am Rand des

Hochmoors angekommen war.

»Wolfsspuren«, sagte er. »Kein Zweifel. Sie kommen aus dem Wald, führen zu einer Stelle in der Nähe des Bauernhauses und dann zu der Stelle, wo das Opfer angefallen wurde. Zweifellos kam er aus dem Wald, verfolgte sein Opfer und tötete es auf offenem Gelände.« Erneut untersuchte er mit dem Vergrößerungsglas das Riedgras am Rande des Moors. »Die Spuren führen direkt ins Moor, dort.«

Nun unternahm Holmes eine Umkreisung des Moors, ein mühsames

Unterfangen, bei dem er mehrmals stehen blieb, wieder umkehrte und verschiedene Stellen, die von Interesse waren, mit größter Sorgfalt untersuchte. Ich blieb bei der Leiche, ohne etwas anzurühren, wie Holmes mich angewiesen hatte, und sah ihm aus der Ferne zu. Das Ganze dauerte etwas über eine Stunde – mittlerweile war ich bis auf die Haut durchweicht und zitterte unkontrollierbar. Ein kleines Grüppchen neugieriger Zuschauer hatte sich an der Straße eingefunden, und der Arzt des Ortes und der Friedensrichter – Letzterer

war nach dem Ableben von Constable Frazier der nominelle Amtsinhaber – traten herbei, gerade als Holmes seine Untersuchung abgeschlossen hatte. Er sagte nichts von etwaigen Entdeckungen, die er gemacht hatte, sondern stand nur mitten im Riedgras, tief in Gedanken versunken, während der Doktor, der Friedensrichter und ich die Leiche einhüllten und zum Kutschwagen trugen. Als das Gefährt in Richtung Stadt davonrollte, kehrte ich zu der Stelle zurück, wo Holmes immer noch regungslos stand, offenbar ohne dass er

von seiner durchweichenden Hose und den vollgesogenen Stiefeln auch nur Notiz nahm.

»Ist Ihnen noch etwas von Interesse aufgefallen?«, fragte ich ihn.

Nach einem Augenblick schaute er mich an. Statt etwas zu erwidern, zog er eine Bruyèrepfeife aus der Tasche, zündete sie an und antwortete mit einer Gegenfrage. »Finden Sie das nicht auch sonderbar, Watson?«

»Die ganze Geschichte ist rätselhaft«, entgegnete ich, »zumindest insoweit es diesen vermaledeiten, schwer fassbaren

Wolf betrifft.«

»Ich spreche nicht von dem Wolf. Ich spreche von der von Zuneigung geprägten Beziehung zwischen Sir Percival und seinem Sohn.«

Dieses *non sequitur* ließ mich erstarren. »Ich fürchte, ich begreife nicht, worauf Sie hinauswollen, Holmes. Mir erscheint die Beziehung alles andere als liebevoll – zumindest was das gefühllose Desinteresse des Vaters an Leben und Wohlergehen des Sohnes angeht.«

Holmes zog an seiner Pfeife. »Ja«,

entgegnete er. »Das ist ja das Geheimnisvolle daran.«

Da wir näher an Aspern Hall als an Hexham waren und der Friedensrichter unser Transportmittel beschlagnahmt hatte, spazierten wir auf die Straße zum Herrenhaus, wo wir nach knapp einer Stunde ankamen. Wir wurden von Sir Percival und seinem Sohn empfangen, die gerade ihr Frühstück beendeten. Die Nachricht von dem neuesten Angriff hatte sie noch nicht erreicht, und fast augenblicklich wurde das Anwesen von Aufruhr erfasst. Der junge Edwin tat

seine Absicht kund, sofort aufzubrechen, um die Bestie aufzuspüren, doch Holmes riet ihm davon ab: Nach dem letzten Beutezug habe das Tier sich zweifellos in seine Höhle verkrochen.

Dann fragte Holmes Sir Percival, ob er ihm seinen Brougham zur Verfügung stellen könne; er habe die Absicht, ohne Verzögerung nach Hexham zu fahren, um den ersten Zug nach London zu erreichen.

Sir Percival verlieh seinem Erstaunen Ausdruck, willigte aber ein. Während die Kutsche geholt wurde,

warf Holmes einen Blick in meine Richtung und schlug einen kurzen Spaziergang durch den Garten vor.

»Ich denke, Sie sollten mit mir nach Hexham fahren, Watson«, sagte er.

»Holen Sie Ihre Sachen aus dem Gasthof und kehren Sie dann nach Aspern Hall zurück, um hier zu übernachten.«

»Warum um alles Welt?«, rief ich aus.

»Wenn ich nicht sehr irre, kehre ich vermutlich bereits morgen aus London zurück«, sagte er. »Und in dem Fall werde ich die Bestätigung mitbringen,

die mir noch fehlt, um das Rätsel dieser reißenden Bestie zu lösen.«

»Aber Holmes!«, rief ich aus.

»Doch bis dahin, Watson, bleibt Ihr Leben in großer Gefahr. Sie müssen mir versprechen, dass Sie das Herrenhaus erst verlassen, wenn ich zurückkehre – nicht einmal ein kurzer Spaziergang durch die Parkanlagen ist erlaubt.«

»Ich muss schon sagen, Holmes –«

»Ich bestehe darauf. In dieser Angelegenheit werde ich nicht nachgeben. Verlassen Sie den Haupttrakt nicht, besonders nicht nach Einbruch der

Dunkelheit.«

Obgleich dieses Ansinnen in höchstem Grade exzentrisch zu sein schien – insbesondere angesichts des Umstands, dass dem weit aggressiveren Edwin Aspern laut Holmes keine Gefahr drohte –, gab ich nach. »Ich muss schon sagen, ich erkenne nicht, wieso Sie so sicher sind, den Fall lösen zu können«, erklärte ich. »Der Wolf ist hier in Hexham – nicht in London. Sofern Sie nicht vorhaben, mit einem Paar schwerkalibriger Gewehre zurückzukehren, muss ich gestehen, dass

ich in diesem Fall wirklich nicht sehe, was das bringen soll.«

»Ganz im Gegenteil – gesehen haben Sie alles«, entgegnete Holmes. »Sie müssen kühner werden im Ziehen von Schlussfolgerungen, Watson.« Doch im selben Augenblick hörte man das Getrappel von Pferdehufen auf dem Kiesweg. Die vierrädrige Kutsche fuhr vor, Holmes schwang sich hinein und winkte mit seinem Hut. Mit einem letzten »Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe, seien Sie so gut!« bedeutete er dem Kutscher, er könne losfahren.

Ich verbrachte einen trostlosen Tag in Aspern Hall. Wind kam auf, gefolgt von Regen, leicht zuerst, dann zunehmend heftiger. Es gab wenig zu tun, also brachte ich die Stunden damit zu, die *Times* von gestern zu lesen, in mein Tagebuch zu schreiben und mir die Bücher in Sir Percivals umfangreicher Bibliothek anzusehen. Bis zum Dinner bekam ich bis auf die Dienerschaft niemanden zu Gesicht. Während des Essens gab Edwin seine Absicht bekannt, noch am Abend abermals hinauszugehen, um nach dem Wolf zu

suchen. Miss Selkirk, deren Sorge um ihren Verlobten verständlicherweise noch größer geworden war, protestierte heftig. Es gab eine unschöne Szene. Miss Selkirks Einwände ließen Edwin nicht ungerührt, doch er blieb bei seinem Entschluss. Sir Percival hingegen war sichtlich stolz auf den Mut des Sohnes, und als die zukünftige Schwiegertochter ihm Vorwürfe machte, verteidigte er sich mit Gerede von Familienehre und der großen Anerkennung der ganzen Nachbarschaft.

Nachdem Edwin aufgebrochen war,

nahm ich es auf mich, bei Miss Selkirk zu bleiben, und versuchte, sie ins Gespräch zu ziehen. Bei ihrem Gemütszustand war das keine leichte Angelegenheit, und ich war von Herzen froh, als ich gegen halb zwölf Edwins Schritte in der Halle hörte. Seine Jagd war wieder einmal erfolglos gewesen, aber zumindest war er heil zurückgekehrt.

Spät am folgenden Nachmittag tauchte Sherlock Holmes wieder auf. Er hatte vorher ein Telegramm geschickt, damit Sir Percivals Brougham ihn vom

Bahnhof abholte, und traf in bester Stimmung im Herrenhaus ein. Er hatte den Friedensrichter und den Arzt des Marktfleckens mitgebracht und verschwendete keine Zeit, sondern rief sofort die Familie und die Dienerschaft zusammen.

Als alle anwesend waren, verkündete Holmes, er habe den Fall gelöst. Das führte zu nicht enden wollender Verblüffung und Nachfragen, und Edwin verlangte zu wissen, was er damit meine, er habe den Fall »gelöst«, obwohl doch alle wüssten, dass der

Schuldige ein Wolf sei. Holmes weigerte sich, sich weiter ausforschen zu lassen. Trotz der späten Stunde, erklärte er, werde er in sein Zimmer im Gasthof zurückkehren, wo er gewisse entscheidende Notizen zu dem Fall aufbewahre, um seine Schlussfolgerungen zu ordnen. Er hatte die Kutschfahrt genutzt, um sich mit dem Friedensrichter und dem Doktor zu beraten, und war nur zum Herrenhaus hinausgefahren, um mich mit zurück in die Stadt zu nehmen, damit ich ihm bei den letzten Details behilflich sein

konnte. Morgen, verkündete er, werde er dann seine Schlussfolgerungen öffentlich bekanntgeben.

Gegen Ende dieser kleinen Ansprache kam ein Kutscher herein, um bekanntzugeben, die Hinterachse von Sir Percivals Wagen sei gebrochen und könne erst am Morgen repariert werden. Holmes – und auch der Friedensrichter und der Doktor – könnten keinesfalls vor dem morgigen Tag nach Hexham zurückkehren. Es half alles nichts, sie würden die Nacht in Aspern Hall verbringen müssen.

Holmes war furchtbar verstimmt über diese Entwicklung. Während des gesamten Dinners, das dann folgte, sagte er kein Wort, schob mit gereizter Miene verdrießlich die Bissen auf seinem Teller hin und her, einen Ellenbogen auf dem Damasttischtuch, um sein schmales Kinn zu stützen. Als das Dessert serviert wurde, tat er seine Absicht kund, zu Fuß nach Hexham zurückzukehren.

»Aber das kommt doch überhaupt nicht in Frage«, sagte Sir Percival verblüfft. »Das sind über zehn Meilen.«

»Ich werde nicht die Straße nehmen«,

erwiderte Holmes. »Die macht viel zu viele Umwege. Ich werde auf kürzestem Weg von Aspern Hall nach Hexham gehen, in der Luftlinie.«

»Aber dann kommen Sie direkt am Hochmoor vorbei«, sagte Miss Selkirk. »Dort, wo ...« Sie verstummte.

»Dann begleite ich Sie«, meldete sich Edwin Aspern zu Wort.

»Sie werden nichts dergleichen tun. Der letzte Angriff des Wolfs liegt kaum zwei Tage zurück, und ich bezweifle, dass er schon wieder hungrig ist. Nein, ich werde den Weg allein zurücklegen.

Watson, wenn ich in Hexham ankomme, Sorge ich dafür, dass der Kutschwagen Sie und die anderen morgen früh abholt.«

Und damit war die Angelegenheit erledigt – glaubte ich jedenfalls. Kurz nachdem die Männer sich zu Brandy und Zigarren in die Bibliothek begeben hatten, nahm Holmes mich beiseite.

»Passen Sie auf«, sagte er *sotto voce*. »Sobald Sie in der Lage sind, es erfolgreich zu bewerkstelligen, schleichen Sie sich aus dem Haus, ohne dass es jemand mitbekommt. Dieser

Punkt ist entscheidend, Watson – Sie *müssen* das Haus auf jeden Fall unbemerkt verlassen. Denken Sie daran, vorläufig befinden Sie sich immer noch in ernster Gefahr.«

Trotz meiner Verblüffung versicherte ich Holmes, dass ich sein Mann sei.

»Sie begeben sich verstohlen in die Nähe der Bodenerhebung, auf der wir Constable Frazier gefunden haben. Suchen Sie sich ein angemessenes Versteck, in dem Sie weder vom Moor noch vom Wald oder von der Straße aus zu sehen sind. Sorgen Sie dafür, dass Sie

nicht später als zehn Uhr auf dem Posten sind. Und dort warten Sie, bis ich vorbeikomme.«

Ich bedeutete mit einem Nicken, dass ich verstanden hatte.

»Wenn ich in Sicht komme, dürfen Sie unter keinen Umständen rufen, aufstehen oder auf irgendeine andere Art Ihre Anwesenheit verraten.«

»Was soll ich denn dann tun, Holmes?«

»Verlassen Sie sich darauf – wenn es Zeit zum Handeln ist, werden Sie es wissen. Also, haben Sie immer noch

Ihren Revolver dabei?«

Ich tätschelte meine Westentasche, in der sich mein Webley befand, seit wir am gestrigen Tag im Herrenhaus eingetroffen waren.

Mein Freund zeigte mit einem Nicken seine Zufriedenheit. »Ausgezeichnet. Halten Sie die Waffe stets griffbereit.«

»Und Sie, Holmes?«

»Ich selbst werde einige Zeit hier verbringen, bevor ich mich verabschiede – ich verwickle den jungen Aspern in ein Gespräch oder spiele eine Partie Billard mit ihm, was immer

notwendig ist, um ihn abzulenken. Es ist von größter Wichtigkeit, dass er seiner Neigung zur Wolfsjagd nicht ausgerechnet heute Abend frönt.«

Dementsprechend wartete ich den rechten Augenblick ab, den ich gekommen sah, als die Herren in eine Partie Whist vertieft waren. Dann zog ich mich auf mein Zimmer zurück, griff nach Hut und Reisemantel und verließ das Haus durch die Terrassentür im Tageswohnzimmer – wobei ich darauf achtete, dass weder jemand von der Familie noch von der Dienerschaft mich

bemerkte –, huschte über den Rasen und hinaus auf die Straße nach Hexham. Der Regen hatte aufgehört, aber der Mond war weiterhin teilweise hinter Wolken verborgen. Schwere Nebelschleier hingen über der trostlosen Landschaft.

Ich folgte der matschigen Straße, die sich gemächlich nach Nordosten schlängelte, zur Umgehung der weiten Moorfläche, die voraus lag. Es war eine feuchtkalte Nacht, hier und da war zwischen den wilden Brombeeren und dem Riedgras noch Schnee zu sehen. Nach mehreren Meilen, in der Kurve, an

der die Straße ihren nordöstlichsten Punkt erreichte und sich nach Osten Richtung Hexham schlängelte, verließ ich die Straße und schlug mich durch das niedrige Unterholz zum Hochmoor durch, das südlich davon lag. Der Mond war mittlerweile hinter den Wolken hervorgetreten, so dass ich vor mir das Moor erkennen konnte, das in einer Art geisterhaftem Glanz schimmerte. Dahinter, in der Dunkelheit kaum erkennbar, lag der düstere Waldrand.

Als ich endlich die Bodenerhebung erreichte, schaute ich mich um und

machte mich daran, Holmes'

Anweisungen zu folgen: Ich suchte eine Deckung, in der ich von keiner Richtung aus sichtbar war. Es dauerte eine Weile, aber schließlich stieß ich auf eine Bodensenke auf der östlichen Seite des kleinen Hügels; sie war teilweise umgeben von Stechginster, der ein ausgezeichnetes Versteck darstellte, zugleich aber einen guten Blick in alle Richtungen bot, aus denen jemand kommen konnte. Dort ließ ich mich nieder und wartete.

In der darauffolgenden Stunde hielt

ich eine höchst trostlose Wache. Meine Glieder wurden steif aus Mangel an Bewegung, mein Reisemantel hielt die feuchte Kälte nur unzulänglich ab. In Abständen sah ich nach, ob sich auf den verschiedenen Zugangswegen etwas rührte, dazwischen überprüfte ich aus reiner Macht ängstlicher Gewohnheit meine Waffe.

Es war nach elf Uhr, als ich endlich Schritte hörte; sie kamen durch das Marschgras aus Richtung Aspern Hall. Vorsichtig spähte ich aus meinem Versteck hervor. Es war Holmes,

unverkennbar mit seiner Tuchkappe und seinem langen Mantel. Mit dem charakteristischen federnden Gang tauchte der hagere Mann aus dem Nebel auf. Er hielt sich direkt am Rand des Hochmoors und ging in meine Richtung. Ich ließ den Webley-Revolver aus der Westentasche gleiten und wappnete mich gegen alles, was nun geschehen mochte.

Ich wartete reglos. Gleichzeitig setzte Holmes seinen Weg nach Hexham fort, die Hände in den Taschen und mit vollkommenem Gleichmut, so als unternehme er nur einen kleinen

Abendspaziergang. Plötzlich sah ich aus dem Wald eine andere Gestalt auftauchen. Sie war groß und dunkel, fast schwarz. Mit Entsetzen beobachtete ich, wie sie auf allen vieren geradewegs auf Holmes zusprang. Von seiner Position auf der anderen Seite der kleinen Bodenerhebung konnte mein Freund die Kreatur noch nicht entdeckt haben. Ich packte meinen Webley fester. Es gab keinen Zweifel: Das war der furchterregende Wolf selbst – und er hatte es darauf abgesehen, sein viertes Opfer zur Strecke zu bringen.

Ich sah, wie er sich näherte, und hielt den Revolver bereit für den Fall, dass die Bestie Holmes zu nahe kommen sollte. Doch dann – das Tier war kaum noch hundert Meter von meinem Freund entfernt und kam gerade in seine Sichtweite – geschah etwas höchst Merkwürdiges. Die Bestie blieb stehen und kroch dann mit grässlicher Bedrohlichkeit vorwärts.

»Guten Abend, Sir Percival«, sagte Holmes sachlich.

Die Bestie reagierte mit einem böartigen Bellen auf diese Begrüßung.

Ich hatte mittlerweile meine Deckung verlassen und näherte mich dem Wolf von hinten. Abrupt stieg der Wolf auf die Hinterbeine. Als ich näher schlich und mein Bestes gab, kein Geräusch zu machen, sah ich zu meinem Erstaunen, dass es sich bei der Kreatur tatsächlich um einen Menschen handelte: Sir Percival in etwas, das ein schwerer Bärenfellmantel zu sein schien. Die Sohlen seiner Lederstiefel waren mit behelfsmäßigen Klauen ausgerüstet, und von seinen Handschuhen baumelten mit großen Knöpfen befestigte Wolfstatzen

herab. In der einen Hand hielt er anscheinend eine Pistole, in der anderen eine große, krallenartige Gerätschaft mit schwerem Griff und langen, üblen Zinken. Sein helles, sich lichtendes Haar schimmerte in blassem, unnatürlichem Weiß im Licht des aufgehenden Mondes. Ich war wie gelähmt von dieser bizarren und völlig unerwarteten Wendung der Dinge.

Wieder lachte Sir Percival – das Lachen eines Wahnsinnigen. »Guten Abend, Mr. Holmes«, sagte er. »Sie werden ein ausgezeichnetes Mahl

abgeben.« Und mit einem rasenden Wortschwall, dem ich auch nicht annäherungsweise folgen konnte, entsicherte er seine Pistole und richtete sie auf Holmes.

Diese extreme Notlage befreite mich aus meiner Lähmung. »Stellen Sie das Feuer ein, Sir Percival«, rief ich von seiner Flanke aus, meinen Revolver erhoben. »Ich habe Sie im Visier.«

Überrumpelt wirbelte Sir Percival zu mir herum und zielte in meine Richtung. Währenddessen gab ich einen Schuss ab und traf den Mann am Arm. Mit einem

Schmerzensschrei umklammerte er seine Schulter und fiel auf die Knie. Im Nu war Holmes an seiner Seite. Er nahm Sir Percival die Waffe und das groteske Gerät ab – welches er zweifellos benutzt hatte, um die Kratzwunden von Wolfskrallen zu simulieren – und wandte sich an mich.

»Ich wäre froh, Watson, wenn Sie sich so schnell wie möglich in die Stadt begeben könnten«, sagte er ruhig.

»Kommen Sie mit einem Fuhrwerk und mehreren kräftigen Männern wieder her. Ich bleibe so lange bei Sir Percival.«

Die übrigen Einzelheiten lassen sich schnell zusammenfassen. Nachdem Sir Percival von den Behörden in Gewahrsam genommen und an das Polizeigericht überstellt worden war, kehrten wir nach Aspern Hall zurück. Holmes sprach nacheinander kurz mit dem Friedensrichter, dem jungen Edwin Aspern und Miss Selkirk und ließ sich anschließend nicht davon abbringen, mit dem nächsten Zug nach London zurückzufahren.

»Ich muss gestehen, Holmes«, sagte ich, als unser Wagen bei Anbruch der

Morgendämmerung über die Straße zurück nach Hexham rollte, »ich habe ja schon bei früheren Fällen öfter im Dunkeln getappt, aber das war Ihre bislang größte Überraschung. Zweifellos wird sich der Fall als Ihr *coup de maître* erweisen. Wie um alles in der Welt konnten Sie wissen, dass ein Mensch und kein Wolf hinter diesen Greuelthaten gesteckt hat – und woher wussten Sie, dass es ausgerechnet Sir Percival war, wenn Sie es denn überhaupt wussten?«

»Mein lieber Watson, Sie erweisen

mir einen schlechten Dienst«, erwiderte Holmes. »Selbstverständlich wusste ich, dass es Sir Percival war.«

»Erklären Sie das bitte etwas genauer.«

»Es gab verschiedene Hinweise, klar erkennbar für jeden, der genügend Urteilskraft besitzt, um das Wichtige von bloßen Zufällen zu unterscheiden. Zunächst einmal war da der Irre – das erste Opfer. Wenn man es mit mehr als einem Mord zu tun hat, Watson, muss man der ersten Tat stets besondere Aufmerksamkeit zollen. Oft beruht das

Motiv, und damit der ganze Fall, auf diesem speziellen Verbrechen.«

»Ja, aber das erste Opfer war doch nur ein schwachsinniger Vagabund.«

»Das mag er in den letzten Jahren gewesen sein, aber so war er nicht immer. Sie werden sich erinnern, Watson, dass in seinen wirren Reden ein Wort immer wieder auftauchte: Karotten.«

Ich entsann mich dessen nur zu gut und auch daran, wie fasziniert Holmes davon gewesen war. Weshalb das auf irgendeine Weise von Bedeutung sein

sollte, ging über meinen Verstand.

»Fahren Sie fort«, sagte ich.

»Das Karottieren, müssen Sie wissen, war ein Verfahren, bei dem Tierfelle mit Quecksilbersalzen behandelt wurden, um die Haare geschmeidiger zu machen und einen hochwertigeren Filz zu erhalten.« Bei dem Wort »Filz« warf er einen bedeutungsvollen Blick in meine Richtung.

»Filz«, wiederholte ich. »Sie meinen, für die Herstellung von Filzhüten?«

»Genau. Die Lösung ist orangefarben,

daher der Begriff ›Karottieren‹. Das Verfahren hatte allerdings recht schwere Nebenwirkungen für alle, die mit ihm arbeiteten, weshalb es heutzutage auch nur noch selten eingesetzt wird. Wenn Quecksilberdämpfe über einen hinreichend langen Zeitraum hinweg eingeatmet werden – insbesondere, wie in unserem Fall, in der räumlichen Enge eines Hutmacher-Betriebs –, ist eine toxische Wirkung fast unvermeidlich, und es treten unumkehrbare Schäden auf: Händezittern, geschwärzte Zähne, verwaschenes Sprechen. In schweren

Fällen kann es zu Demenz oder regelrechtem Wahnsinn kommen. Daher auch die Redewendung ›So verrückt wie ein Hutmacher‹.« Holmes machte eine Handbewegung. »Natürlich ist mir all das aufgrund meines langjährigen Interesses an Chemie bekannt.«

»Aber was hat das alles mit Sir Percival zu tun?«, fragte ich.

»Lassen Sie uns chronologisch vorgehen, wenn's Ihnen recht ist. Sie werden sich erinnern, dass Constable Frazier unseren Vagabunden für trunksüchtig hielt und als Beweis dafür

seine undeutliche Sprechweise und die Beeinträchtigung der Bewegungen anführte. Dennoch konnte er keinen Alkoholgeruch im Atem des Mannes feststellen. Ich nahm sofort an, dass die wahre Ursache der Gebrechen des Mannes nicht Trunkenheit war, sondern dass es sich um die Auswirkungen einer Quecksilbervergiftung handelte. Seine Erwähnung von ›Karotten‹ erklärte, wie es zu der Vergiftung gekommen war: bei der Filzherstellung, durch die Tätigkeit als Hutmacher – ein Berufsrisiko. Natürlich erkannte ich, dass die

Verbindung zwischen Sir Percivals früherem Beruf und dem plötzlichen Auftauchen dieses sonderbaren Individuums hier in Hexham nicht zufällig sein konnte. Nein, dieser Mann hatte offenkundig früher einmal in Geschäftsverbindung mit Sir Percival gestanden. Erinnern Sie sich, wenn Sie mögen, an zwei Dinge. Erstens, der Mann schwafelte in seinen irren Reden von Verrat, von seinem Entschluss, vor Gericht zu gehen. Zweitens, Sir Percival hat sein Vermögen mit einem einzigartigen Filzherstellungsverfahren

gemacht – ein Verfahren, über das er nicht reden wollte, als ich das Thema in Aspern Hall ansprach. Sie entsinnen sich vielleicht.«

Der Wagen rumpelte weiter auf Hexham zu, und Holmes fuhr fort: »In Anbetracht dieser Tatsachen begann ich die Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, dass der Mann, so traurig heruntergekommen er jetzt auch sein mochte, früher einmal Sir Percivals Geschäftspartner gewesen war – und möglicherweise der wahre Urheber dieses revolutionären

Filzherstellungsverfahrens. Nun, Jahre später, war er zurückgekehrt, um die Rechnung zu begleichen, seinen früheren Geschäftspartner bloßzustellen und zu ruinieren. Mit anderen Worten: Am Anfang war die ganze Sache eine reine Geschäftsstreitigkeit, und Sir Percival löste das Problem auf traditionelle Weise – durch Mord. Es schien mir hochgradig wahrscheinlich, dass Sir Percival diesem Burschen, als er in Hexham auftauchte, Wiedergutmachung versprach und sich an einer einsamen Stelle am Rande des Moors mit ihm

verabredete. Dort ermordete Sir Percival seinen früheren Geschäftspartner. Und um zu verhindern, dass je ein Verdacht auf ihn fiel, hat er die Leiche grausam zerrissen, ja, ist sogar so weit gegangen, ein paar halbherzige Bissspuren zu hinterlassen, um es als Werk eines großen reißenden Tiers erscheinen zu lassen, höchstwahrscheinlich eines Wolfs.«

»Und damit scheint er ja auch absolut erfolgreich gewesen zu sein«, sagte ich.

»Warum dann abermals morden?«

»Der zweite Mensch, der zu Tode

kam, Sie entsinnen sich, war ein Naturkundler aus Oxford. Er zweifelte hier im Wirtshaus die Wolfsgerüchte an und erklärte, seiner Meinung nach gäbe es in England keine Wölfe mehr. Mit der Ermordung dieses Mannes erreichte Sir Percival mehrere Ziele. Er brachte jemanden zum Schweigen, der beharrlich verkündete, dass der englische Wolf ausgestorben sei – das Allerletzte, was Sir Percival wollte, war, dass sich die Aufmerksamkeit wieder dem ersten Mord zuwandte. Überdies hatte er natürlich die Gerüchte

gehört, die in Hexham kursierten, und wusste, dass ein Wolf für den Tod seines Geschäftspartners verantwortlich gemacht wurde. Für den Fall, dass er entdeckt wurde, hatte er sich inzwischen ein großes Bärenfell mit Wolfstatzen-Handschuhen und -stiefeln ausgerüstet, was ihm mit seinem Können als Hutmacher vollkommen überzeugend gelang. In dieser Verkleidung lief er auf allen vieren zum Tatort des zweiten Mordes, und so verließ er ihn auch wieder. Ich glaube, Watson, diesmal hat er sogar auf einen Zeugen gehofft, um die

Gerüchte über einen Menschenfresser-Wolf noch weiter anzuheizen. Zumindest darin hatte er Glück.«

»Ja, ich erkenne durchaus die grausame Logik in diesem Vorgehen«, sagte ich. »Aber was ist mit dem Constable?«

»Constable Frazier war vielleicht nicht der versierteste Ermittler der Welt, aber er war ein Mann von großer Ausdauer und Hartnäckigkeit. Ohne Zweifel hat Sir Percival ihn als Bedrohung wahrgenommen. Sie entsinnen sich, der Constable deutete an,

dass ihm etwas am Verhalten des Wolfs verdächtig vorgekommen sei. Ich wage die Vermutung, dass es etwas damit zu tun hatte, dass zwar Wolfsspuren ins Moor hineinführten, aber *keine wieder herauskamen*. Das wird dem Constable spätestens nach dem zweiten Mord aufgefallen sein. Ich selbst habe dieses seltsame Phänomen festgestellt, als ich nach dem Tod des Constables das Moor umrundete. Wolfsspuren führten auf der östlichen Seite hinein, aber nur menschliche Spuren kamen auf der westlichen Seite wieder heraus. Sir

Percival wird das Moor auf allen vieren als Wolf betreten haben; im Schutz der Vegetation legte er seine Verkleidung ab und verließ das Moor als er selbst, für den Fall, dass ihm jemand begegnen sollte. Der Constable muss seinen Verdacht gegenüber Sir Percival geäußert haben – Sie erinnern sich, Watson, der Constable erwähnte, dass er gerade am Vortag im Herrenhaus vorbeigeschaut hatte, um den jungen Aspern vor weiteren Wolfsjagden zu warnen –, und damit hat er sein eigenes Todesurteil unterzeichnet.«

Diese Enthüllungen zu hören, in Holmes' selbstzufriedenem Tonfall vorgebracht, war nichts weniger als hochgradig verwundernd. Ich konnte nur den Kopf schütteln.

»Was die Sache für mich entschied, war die unbekümmerte, ja sogar ermutigende Haltung, mit der Sir Percival darauf reagierte, dass sein Sohn Jagd auf die Bestie machte. Er schien eine absolute Gleichgültigkeit bezüglich des Wohlergehens des jungen Edward an den Tag zu legen. Warum? An diesem Punkt im Spiel lag die Antwort für mich

auf der Hand: Ihm war klar, dass seinem Sohn keine Gefahr von dem Wolf drohte, da er selbst der Wolf war. Dann war da natürlich noch die Art, in der Sir Percival seinen Brandy verschüttete.«

»Was ist damit?«

»Er gab sich die größte Mühe, das Zittern seiner Hände zu verbergen. Diese beginnende Lähmung verschaffte mir die Gewissheit, dass er selbst auf dem besten Wege war, dem Wahnsinn zu erliegen, der durch Quecksilbervergiftung verursacht wird, und bald auf denselben

erbarmungswürdigen Zustand reduziert sein würde wie sein ehemaliger Geschäftspartner.«

Mittlerweile waren wir am Bahnhof von Hexham angekommen; wir stiegen mit unserem Gepäck aus dem Wagen und betraten den Bahnsteig, gerade noch rechtzeitig für den Zug, der um 8.20 Uhr nach Paddington abging.

»Bewaffnet mit diesen Verdachtsmomenten«, fuhr Holmes fort, »bin ich nach London gefahren. Ich brauchte nicht lange, um die Fakten ausfindig zu machen, nach denen ich

suchte: Vor vielen Jahren hatte Sir Percival tatsächlich einen Geschäftspartner. Der beschuldigte Sir Percival damals, ihm ein wertvolles Patent gestohlen und es als sein eigenes ausgegeben zu haben. Er wurde jedoch vom Gericht für unzurechnungsfähig erklärt und in eine Nervenheilanstalt eingewiesen – und zwar auf Betreiben von Sir Percival. Der bedauernswerte Unglückliche wurde nur Tage vor seinem Auftauchen als wirr redender Wahnsinniger im Kielder Forest entlassen.

Ich kehrte mit dem sicheren Wissen aus London zurück, dass es nicht nur keinen Menschenfresser-Wolf gab, sondern dass Sir Percival drei Menschen ermordet hatte. Blieb nur noch die Frage, wie ich ihn überführen sollte. Ich konnte ja schlecht die Wahrheit enthüllen – dass es keinen Wolf gab. Nein, ich musste Sir Percival dazu bringen, mich zu seinem nächsten Ziel zu machen und das, sozusagen, auf vertrautem Gelände zu erledigen. Daher meine dramatische Ankündigung, ich hätte den Fall gelöst – und meine

nächtliche Abkürzung über offenes Gelände, die mich zwischen dem Moor und dem Waldrand vorbeiführte, dem Schauplatz seiner früheren Untaten. Sofern kein Fehler in meinen Berechnungen steckte, war ich überzeugt, dass Sir Percival die Gelegenheit ergreifen würde, mich zu seinem vierten Opfer zu machen.«

»Aber Sie sind doch nur zu Fuß losgegangen, weil an Sir Percivals Kutsche eine Achse gebrochen war«, sagte ich. »Wie können Sie so eine Zufälligkeit vorhergesehen haben?«

»Ich habe es nicht vorhergesehen, Watson. Ich habe es herbeigeführt.«

»Sie meinen –?« Ich hielt inne.

»Ja. Ich fürchte, ich habe einen Sabotageakt gegen Sir Percivals Brougham begangen. Vielleicht sollte ich einen Scheck zur Begleichung der Reparaturkosten schicken.«

Ein schwaches Pfeifen echote über den Morgenhimmel. Kurz darauf kam der Schnellzug in Sicht. Minuten später bestiegen wir ihn. »Ich gestehe, ich bin verblüfft«, sagte ich, als wir unser Abteil betraten. »Sie sind wie der

Künstler, der seine beste Arbeit noch übertrifft. Da ist nur noch ein Detail, das ich nicht verstehe.«

»In dem Fall, mein lieber Watson, schütten Sie Ihr Herz aus.«

»Es ist eines, Holmes, einen Mord wie das Werk eines Tiers aussehen zu lassen, aber etwas ganz anderes, tatsächlich Teile der Leiche zu verschlingen. Warum hat Sir Percival das getan – ja sogar in zunehmendem Maße?«

»Die Antwort darauf ist ganz einfach«, erwiderte Holmes. »Wie es

scheint, hat Sir Percival in seinem sich steigernden Wahnsinn allmählich, ähm, Geschmack an seiner Beute gefunden.«

Das Thema des Wolfs von Hexham wurde nicht mehr angesprochen, bis ich ungefähr ein halbes Jahr später auf eine Notiz in der *Times* stieß, in der bekanntgegeben wurde, dass der neue Besitzer von Aspern Hall und seine Verlobte im folgenden Monat in St. Paul's getraut werden würden. Wie es schien, wurden die Greuelthaten des Vaters – nach Meinung der

ortsansässigen Bevölkerung zumindest – mehr als aufgewogen durch die militärischen Erfolge des Sohnes und den Mut, den er bei der Jagd nach dem angeblichen Wolf an den Tag gelegt hatte. Was mich angeht, so hätte ich, unter angenehmeren Umständen, gewünscht, die Bekanntschaft mit einer der attraktivsten jungen Damen zu vertiefen, die mir je begegnet war: Miss Victoria Selkirk.

Bei der einzigen Gelegenheit, bei der Holmes selbst später Bezug auf den Fall nahm, drückte er lediglich ein flüchtiges

Bedauern darüber aus, dass sich während des Ausflugs keine Gelegenheit geboten hatte, seine Studien über *Sciurus vulgaris*, das rote Eichhörnchen, weiterzuführen.

Corrie hatte die Geschichte zu Ende gelesen und schaute auf. Pendergasts Blick ruhte auf ihr. Sie merkte, dass sie die Luft angehalten hatte, und atmete aus.

»Heilige Scheiße!«

»Das könnte man so sagen.«

»Diese Geschichte ... ich begreife die überhaupt nicht.« Ihr kam ein

Gedanke. »Aber warum haben Sie gewusst, dass sie den Schlüssel liefert?«

»Zunächst habe ich es nicht gewusst.

Jedenfalls nicht gleich. Aber überlegen Sie einmal: Doyle war Mediziner.

Bevor er seine Praxis eröffnete, hat er als Arzt auf einem Walfangschiff sowie als Schiffschirurg auf einer Fahrt entlang der westafrikanischen Küste gearbeitet. Es handelte sich dabei um eine der schwierigsten Anstellungen, die ein Mediziner damals bekleiden konnte. Auf diesen Reisen hat er sicher sehr viel Unangenehmes gesehen, gelinde

ausgedrückt. Eine Geschichte, die ihn an einem Dinner-Table vom Stuhl hätte fallen lassen, hätte sehr viel abstoßender sein müssen als die über einen Menschenfresser-Grizzly.«

»Aber die verschollene Geschichte? Was im Besonderen hat Sie zu ihr geführt?«

»Die Geschichte, die er von Wilde hörte, hat Doyle derart aus der Fassung gebracht, dass er tat, was viele Autoren tun, um ihre Dämonen auszutreiben: Er baute sie in seine Bücher ein. Fast augenblicklich nach dem Treffen im

Hotel Langham schrieb er die Erzählung *Der Hund der Baskervilles*, die natürlich einige Parallelen zu Wildes tatsächlicher Geschichte aufweist. Aber der *Hund*, obwohl für sich allein genommen eine fabelhafte Geschichte, kam der Wahrheit auch nicht annäherungsweise nahe. Viel auszutreiben war da nicht. Man kann vermuten, dass Wildes Geschichte ihm weiterhin lange im Kopf herumspukte. Ich begann mich zu fragen, ob sich Doyle in späteren Jahren schließlich genötigt sah, etwas näher an der Realität zu

schreiben, mit einem größeren Wahrheitsgehalt, sozusagen als Katharsis. Ich habe ein paar Erkundigungen eingezogen. Ein englischer Bekannter, ein Fachmann auf dem Gebiet der Sherlock-Holmes-Forschung, bestätigte mir gegenüber das Gerücht über eine verschollene Holmes-Geschichte, deren Titel, wie wir vermuteten, *Das Abenteuer von Aspern Hall* lautete. Da habe ich zwei und zwei zusammengezählt – und bin nach London geflogen.«

»Aber woher haben Sie gewusst,

dass es sich um genau diese Geschichte handelt?«

»Allen Berichten zufolge wurde die Aspern-Hall-Geschichte von den Verlagen abgelehnt. Nie veröffentlicht. Überlegen Sie mal: Eine neue Sherlock-Holmes-Geschichte, vom Meister persönlich, die erste seit Ewigkeiten – und sie wird abgelehnt? Da kann man doch annehmen, dass sie etwas für den Geschmack der Viktorianer ungewöhnlich Widerwärtiges enthielt.«

Bekümmert rümpfte Corrie die Nase.
»Bei Ihnen klingt das so einfach.«

»Der Großteil der
Verbrechensaufklärung ist einfach.
Etwas anderes will ich Sie gar nicht
lehren.«

Sie errötete. »Und ich habe diese
Spur so lange als unbedeutend abgetan.
Was für eine Idiotin ich doch bin. Es tut
mir leid, wirklich.«

Pendergast wedelte lässig mit der
Hand. »Konzentrieren wir uns auf die
vorliegende Frage. Die berühmte
Erzählung *Der Hund der Baskervilles*
hat die Grizzly-Geschichte nur am Rande
gestreift. Aber diese Erzählung integriert

weit mehr von dem, was Doyle von Wilde gehört hatte, der sie wiederum von diesem Burschen hörte, auf den Sie gestoßen sind: Swinton. Eine durchaus lobenswerte Entdeckung.«

»Ein Zufall.«

»Ein Zufall ist nur ein Stück eines Puzzles, das noch nicht seinen Platz in dem Bild gefunden hat. Ein guter Detektiv sammelt alle ›Zufälle‹, ganz gleich, wie unbedeutend sie sind.«

»Aber wir müssen noch herausfinden, in welchem Zusammenhang die Geschichte zu den realen Mordfällen

steht«, sagte Corrie. »Man hat also einen Haufen kannibalischer Mörder, die sich irgendwie benehmen wie dieser Percival. Sie töten und verspeisen Bergbauarbeiter hoch oben in den Bergen und versuchen, ihr Treiben als von einem Grizzly begangene Angriffe zu kaschieren.«

»Nein. Wenn ich unterbrechen darf. Die Rückführung der Mordfälle auf einen Menschenfresser-Grizzly wurde ursprünglich zufällig vorgenommen, wie Sie vermutlich selbst herausgefunden haben. Ein Grizzly ist zufällig dort

vorbeigekommen und hat die sterblichen Überreste eines der frühen Opfer zerkaut, und damit war die Angelegenheit zur Zufriedenheit der Stadt abgeschlossen. Später scheinen zufällige Sichtungen von Grizzlys den Zusammenhang zu bestätigen. Entscheidend ist hierbei, wie Menschen eine Erzählung aus zufälligen Geschehnissen, grundlosen Annahmen und einfältigen Vorurteilen konstruieren. Meiner Meinung nach hat die von Ihnen erwähnte Mörderbande es *nicht* darauf angelegt, ihr Tun als Folge eines

Menschenfresser-Grizzlys zu kaschieren.«

»Na gut, also hat die Bande nicht versucht, ihre Morde zu kaschieren. Aber die Geschichte erklärt trotzdem nicht das *Warum* der Morde. Was war das Motiv? Sir Percival hatte ein Motiv: Er tötet seinen Partner, um die Tatsache zu verdecken, dass er ihn betrogen und in ein Irrenhaus gesteckt hatte. Ich kann nicht erkennen, was das mit dem zu tun hat, was die Mörder hier in den Bergen von Colorado antrieb.«

»Es hat auch nichts damit zu tun.«

Pendergast sah Corrie lange an.

»Jedenfalls nicht unmittelbar. Sie richten Ihr Augenmerk nicht auf die herausragenden Punkte. Zunächst sollte man fragen: Warum hat Sir Percival Teile seiner Opfer *verspeist*?«

Corrie dachte an die Geschichte zurück. »Zunächst einmal, damit es nach einem Wolf aussah. Und später dann, weil er verrückt wurde und glaubte, auf den Geschmack gekommen zu sein.«

»Ah! Und *warum* wurde er verrückt?«

»Weil er infolge der Herstellung von

Filz an einer Quecksilbervergiftung litt.«
Corrie zögerte. »Aber was hat die
Hutmacherei mit dem Silberbergbau zu
tun? Ich sehe da keinen Zusammenhang.«

»Ganz im Gegenteil, Corrie – Sie
sehen alles. *Sie müssen kühner werden
im Ziehen von Schlussfolgerungen.*«

Pendergasts Augen glänzten, als er den
Satz zitierte.

Corrie runzelte die Stirn. Was für ein
Zusammenhang bestand da? Sie
wünschte, Pendergast würde es ihr
einfach sagen, statt an ihr die sokratische
Methode auszuprobieren. »Können wir

bitte auf das lehrhafte Moment
verzichten? Wenn es offensichtlich ist,
können Sie es mir doch einfach
verraten.«

»Wir spielen hier kein
Intelligenzspiel. Dies ist todernst – vor
allem für Sie. Es überrascht mich, dass
Sie noch nicht bedroht worden sind.«

Er hielt inne. In der Stille dachte
Corrie an den Schuss auf ihren Wagen,
den toten Hund, den Brief. Sie sollte es
Pendergast sagen – früher oder später
würde er bestimmt dahinterkommen.
Was, wenn sie sich ihm anvertraute?

Aber das würde nur dazu führen, dass er mehr Druck auf sie ausübte, Roaring Fork zu verlassen.

»Mein erster Impuls«, fuhr Pendergast fort, beinahe so, als lese er ihre Gedanken, »war, Sie unverzüglich aus der Stadt zu entführen, selbst wenn das bedeutet hätte, eine der Pistenraupen des Polizeichefs zu steuern. Aber ich kenne Sie gut genug, um zu erkennen, dass das zwecklos gewesen wäre.«

»Vielen Dank.«

»Das Zweitbeste ist daher, Sie dazu zu bewegen, richtig über diesen Fall

nachzudenken – was er bedeutet, warum Ihr Leben bedroht ist und von welcher Seite. Es handelt sich hier nicht, wie Sie sich ausdrückten, um ein ›lehrhaftes Moment‹.«

Sein Tonfall klang so ernst, dass sie sich schwer getroffen fühlte. Sie schluckte. »Okay. Es tut mir leid. Sie haben meine Aufmerksamkeit.«

»Kehren wir zu der Frage zurück, die Sie gestellt haben und die ich präziser fassen möchte: Was haben die englische Hutmacherei des neunzehnten Jahrhunderts und die Silberraffination

des neunzehnten Jahrhunderts
gemeinsam?«

Schlagartig war es ihr klar. Es lag
tatsächlich auf der Hand. »In beiden
Verfahren kommt Quecksilber zum
Einsatz.«

»*Genau.*«

Mit einem Mal ergab sich alles wie
von selbst. »Laut der Geschichte hat man
Quecksilberniträt verwendet, um Pelze
zur Herstellung von Filz von Hüten
weichzumachen. Karottieren nannte man
das.«

»Reden Sie weiter.«

»Und Quecksilber wurde auch bei der Verhüttung verwendet, um Silber und Gold aus Eisenerz zu gewinnen.«

»Ausgezeichnet.«

Nun rasten Corries Gedanken. »Also handelte es sich bei der Mörderbande um eine Gruppe von Bergarbeitern, die in der Hütte gearbeitet haben und reihum durch eine Quecksilbervergiftung verrückt geworden sind.«

Pendergast nickte.

»Die Schmelzerei entließ die verrückten Arbeiter und stellte neue ein. Vielleicht haben sich einige der

Entlassenen zu einer Bande
zusammengeschlossen. Ohne Arbeit,
völlig irre, nicht einstellbar, sind sie in
die Berge gegangen, wütend und
rachsüchtig, wo sie immer verrückter
wurden. Und natürlich ... mussten sie
essen.«

Wieder nickte Pendergast.

»Deshalb haben sie isolierten
Bergarbeitern hoch oben bei deren
Claims aufgelauert, haben sie getötet und
gegessen. Und so wie die
Menschfresser-Löwen von Tsavo – und
Sir Percival – sind sie auf den

Geschmack gekommen.«

Dem folgte eine lange Stille. Was sonst noch?, fragte sich Corrie. Woher kam die gegenwärtige Bedrohung? »Das alles hat sich vor hundertfünfzig Jahren ereignet«, sagte sie schließlich. »Ich verstehe nicht, warum uns das heute betrifft. Warum bin ich eine Gefahr?«

»Das letzte, entscheidende Stück haben Sie noch nicht in das Puzzle eingefügt. Denken Sie an die ›zufälligen Informationen‹, von denen Sie sagten, Sie hätten sie kürzlich aufgedeckt.«

»Geben Sie mir einen Hinweis.«

»Also gut. Wem gehörte die Hütte?«

»Der Familie Stafford.«

»Fahren Sie fort.«

»Aber die Geschichten über die Ausbeutung der Arbeitskräfte und die Verwendung von Quecksilber in der Schmelzerei sind bereits weithin bekannt. Das ist historisch verbürgt. Es wäre töricht von der Familie, heute Schritte zu unternehmen, um das zu vertuschen.«

»Corrie«, Pendergast schüttelte den Kopf, »wo *befand* sich die Schmelzerei?«

»Hm, na ja, irgendwo in der Gegend, wo sich heute The Heights befindet. Ich meine, so ist die Familie doch zu dem ganzen Grund und Boden gekommen, den sie später zu Bauland umgewandelt hat.«

»Und ...?«

»Und was? Die Schmelzerei ist längst abgerissen. Sie wurde in den 1890er Jahren dichtgemacht, die Ruine ist vor Jahrzehnten abgerissen worden. Es ist nichts mehr übrig ... *O mein Gott.*« Sie schlug die Hand vor den Mund.

Pendergast schwieg weiter und

wartete.

Corrie schaute ihn an. Jetzt hatte sie begriffen. »Quecksilber. Das ist davon übrig geblieben. Der Boden unter dem Baugebiet ist mit Quecksilber verseucht.«

Pendergast faltete die Hände und setzte sich in seinem Stuhl zurück. »Endlich fangen Sie an, wie ein richtiger Detektiv zu denken. Und ich hoffe, Sie werden lange genug leben, um dieser Detektiv zu werden. Ich habe Angst um Sie: Sie waren schon immer – und sind es immer noch – viel zu unbesonnen.

Aber trotz dieser Schwäche müssen selbst Sie erkennen, was hier auf dem Spiel steht – und die ernste Gefahr, in die Sie sich gebracht haben, indem Sie diese höchst unklugen Ermittlungen fortgesetzt haben. Ich hätte Ihnen hiervon nichts enthüllt – nicht die verschollene Holmes-Geschichte, nicht den Zusammenhang mit der Familie Stafford, nicht das giftige Grundwasser –, wäre es nicht angesichts Ihres, ähm, aufbrausenden Temperaments notwendig, Sie davon zu überzeugen, diesen grässlichen Ort zu verlassen, und

zwar so schnell, wie ich die nötigen
Vorkehrungen treffen kann.«

Mit zusammengekniffenem Mund ließ A.X.L. Pendergast den Blick über Leadville schweifen. Ein Hinweisschild gab die Höhe an, 3093,72 Meter, und verkündete, dass es sich um die »höchste städtische Gemeinde der Vereinigten Staaten« handele. Die Stadt war der krasse Gegensatz zu Roaring Fork, auf

der anderen Seite der Berge. Die Innenstadt bestand aus einer einzigen Straße, die viktorianische Gebäude in verschiedenen Zuständen der Schäbigkeit und des Verfalls säumten. Am Straßenrand türmten sich Haufen gefrorenen Schnees. Dahinter erstreckten sich in fast alle Richtungen Tannen bis hinauf zu den mächtigen Berggipfeln. Die übertriebenen Weihnachtsdekorationen, die jedes Gesims, jeden Laternenpfahl, jede Straßenlampe und jedes Vordach drapierten, verliehen der Tristesse der

Stadt eine Art verzweifelteres Flair, vor allem jetzt, zwei Tage vor Weihnachten. Dennoch war sich Pendergast trotz der morgendlichen Stunde und der bitteren Kälte einer gewissen Erleichterung bewusst – einfach deshalb, weil er weg war aus dem bedrückenden Reichtum, dem Anspruchsdenken und der Selbstgerechtigkeit, die wie ein Pesthauch über Roaring Fork lagen. Leadville, zwar verarmt, war ein echter Ort mit echten Menschen – auch wenn es ihm unbegreiflich war, warum jemand in diesem weißen Gehenna, dieser

sibirischen Einöde, dieser im Gebirge verborgenen Frostwüste fernab der Freuden der Zivilisation leben wollte.

Er hatte ihm ungeheuer viel Mühe bereitet, irgendwelche Nachfahren des uralten Swinton, Vorname unbekannt, der Oscar Wilde nach dessen Lesung in Roaring Fork in ein Gespräch verwickelt und ihm die unglückselige Geschichte erzählt hatte, aufzuspüren. Mit Hilfe von Mime hatte er schließlich einen lebenden Nachkommen ausfindig gemacht: einen gewissen Kyle Swinton, geboren in Leadville vor einunddreißig

Jahren. Er war das einzige Kind, dessen Eltern bei einem Autounfall ums Leben kamen, ungefähr zur selben Zeit, als er die Leadville High ohne Abschluss verließ. Danach war seine digitale Spur verschwunden. Selbst Mime, das schattenhafte und einsiedlerische Computergenie, hatte den Mann nicht aufspüren können – bis auf die entscheidende Tatsache, dass er in keinem Sterberegister verzeichnet war. Kyle Swinton, schien es, war noch am Leben, irgendwo auf dem Staatsgebiet der USA; mehr wusste Pendergast nicht.

Sobald der Schneefall in Roaring Fork aufgehört – besser gesagt: innegehalten hatte, weil die Hauptfront des Schneesturms noch bevorstand –, war die Straße geräumt worden und Pendergast war nach Leadville gefahren, um herauszufinden, ob er eine Spur des Mannes finden konnte. Von einem dicken Pullover, einem schweren schwarzen Anzug, Daunenweste, Mantel, zwei Schals, dicken Handschuhen und Stiefeln sowie einer Strickmütze unter dem Fedora schier niedergedrückt, stieg er aus dem Auto und begab sich in den –

wie es schien – einzigen Drugstore der Stadt. Er blickte sich in dem Laden um und entschied sich für den ältesten Angestellten: den Apotheker, der hinter dem Tresen für verschreibungspflichtige Medikamente stand.

Pendergast wickelte die Schals ab, damit er den Mund freibekam, und sagte: »Ich versuche, den Aufenthaltsort eines Mannes namens Kyle Swinton herauszufinden, der in den späten Neunzigern die Leadville High besucht hat.«

Der Apotheker musterte Pendergast

von oben bis unten. »Kyle Swinton?
Was wollen Sie denn von dem?«

»Ich bin Anwalt, es geht um eine
Erbschaft.«

»Erbschaft? Seine Familie war arm
wie eine Kirchenmaus.«

»Es gab da einen Großonkel.«

»Oh. Na ja, schön für ihn, nehme ich
an. Kyle kommt nicht sehr oft in die
Stadt. Vielleicht erst wieder im
Frühjahr.«

Das war ausgezeichnet. »Wenn Sie
mir den Weg zu seinem Haus zeigen
würden, wäre ich Ihnen sehr dankbar.«

»Klar, aber es ist eingeschneit. Lebt abgekoppelt vom Versorgungsnetz. Da kommt man nur mit dem Motorschlitten rauf. Und ...« Der Apotheker zögerte.

»Ja?«

»Er ist einer von diesen Survival-Typen. Er hat sich im Elbert-Canyon verkrochen und wartet auf, ich weiß nicht, das Ende der Zivilisation vielleicht.«

»Tatsächlich?«

»Er lebt in einer Hütte da oben, hat Riesenvorräte an Lebensmitteln – und ein großes Waffenarsenal, sagt man

jedenfalls. Wenn Sie also dort hinauffahren, sollten Sie verdammt gut aufpassen, sonst jagt er Ihnen eine Kugel durch den Kopf.«

Einen Moment lang schwieg Pendergast. »Könnten Sie mir bitte sagen, wo ich einen Motorschlitten mieten kann?«

»Es gibt mehrere Vermietungsstationen, das ist hier in der Gegend ein großer Sport.« Noch einmal musterte er Pendergast zweifelnd. »Wissen Sie denn, wie man damit umgeht?«

»Selbstverständlich.«

Der Apotheker gab ihm die Information und zeichnete eine Karte, die zeigte, wie er zu Swintons Haus oben im Elbert-Canyon kam.

Pendergast verließ den Drugstore und schlenderte die Harrison Avenue hinunter, so als wollte er einkaufen, trotz der Temperatur von minus fünfzehn Grad, der Schneeberge und den Bürgersteigen, die so vereist waren, dass selbst das Salz auf ihnen gefror. Schließlich betrat er den Waffenladen, der zugleich als Leihhaus diente.

Ein Mann mit der Tätowierung eines Tintenfischs auf dem rasierten Schädeldach kam herbeigeschlendert.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Ich möchte eine kleine Box Cor-Bon 45er ACP kaufen.«

Der Mann legte die Box auf den Tresen.

»Kauft ein Mr. Kyle Swinton hier ein?«

»Na klar, guter Kunde. Ist aber ein verrückter Hund.«

Einen Augenblick lang überlegte Pendergast, was für eine Art Person ein

solcher Mann wohl für verrückt hielt.

»Wie ich höre, hat er eine ziemlich große Sammlung von Schusswaffen.«

»Gibt den letzten Penny für Waffen und Munition aus.«

»In dem Fall kauft er bei Ihnen doch sicherlich eine ziemlich große Auswahl an Patronen.«

»Zum Teufel, ja. Darum führen wir ja diese ganzen Munitionsboxen. Er besitzt eine unvorstellbar große Sammlung großkalibriger Faustfeuerwaffen.«

»Revolver?«

»O ja. Revolver, Pistolen, alle

möglichen Kaliber. Hat wahrscheinlich
Feuerwaffen da oben im Wert von
hundert Riesen.«

Pendergast schürzte die Lippen.
»Wenn ich's mir recht überlege: Ich
würde auch gern eine Box von den 44er
S&W Special kaufen, eine von den 44er
Remington Magnum und noch eine von
den 357er S&W Magnum.«

Der Mann legte die Boxen auf den
Tresen. »Sonst noch was?«

»Das wird reichen, haben Sie vielen
Dank.«

Der Mann gab den Einkauf in die

Registrierkasse ein.

»Keine Tüte. Ich steck sie mir in die Taschen.« Alles verschwand in seinem Mantel.

Bei der Vermietungsstation für Schneemobile liefen die Geschäfte nicht ganz so gut. Pendergast gelang es, das anfängliche Widerstreben der Mitarbeiter, ihm eines der Fahrzeuge für einen Tag zu vermieten, zu überwinden, und zwar trotz seines irrsinnig unangemessenen Outfits, dem Südstaatenakzent und der nicht einmal minimalen Vertrautheit mit dessen

Handhabung. Man setzte ihm einen Helm auf den Kopf und gab ihm eine Kurzeinweisung, wie man damit fuhr, machte mit ihm eine Fünf-Minuten-Probefahrt, ließ ihn die umfangreichen Allgemeinen Geschäftsbedingungen unterschreiben und wünschte ihm eine gute Fahrt. In dieser Zeit erfuhr Pendergast Weiteres über Kyle Swinton. Er schien in ganz Leadville als »verrückter Hund« bekannt zu sein. Seine Eltern waren Alkoholiker gewesen, die schließlich sturzbetrunkener beim Stockton Creek die Leitplanke

durchbrochen und in ihrem Auto dreihundert Meter tief in die Schlucht gestürzt waren. Seitdem lebte Kyle als Selbstversorger auf dem elterlichen Grundstück, hatte gejagt und gefischt und nach Gold gesucht, wenn er Geld brauchte, um Munition einzukaufen.

Als Pendergast losfuhr, fügte der Leiter der Vermietungsstation hinzu: »Rasen Sie bloß nicht zur Hütte rauf, Kyle neigt dazu, sich ziemlich schnell aufzuregen. Nähern Sie sich ihm ganz langsam – und halten Sie die Hände so, dass er sie sehen kann, mit einem

freundlichen Lächeln im Gesicht.«

Die Fahrt zu Swintons Hütte verlief ungemein unangenehm. Der Motorschlitten war ein grobschlächtiges, ohrenbetäubendes, stinkendes Gefährt, das zu Kängurustarts und jähen Bremsungen neigte und keine der kultivierten Fahreigenschaften eines leistungsstarken Motorrads besaß. Und

während Pendergast es die kurvenreiche, schneebedeckte Straße hinaufsteuerte, warf es einen steten Wirbel aus Schnee auf, der an seinem teuren Mantel haften blieb und Schichten aufbaute.

Schon bald sah Pendergast aus wie ein Schneemann mit Fedora.

Er befolgte den Rat, den man ihm gegeben hatte, und drosselte das Tempo, sobald er die halb unter Schnee begrabene Hütte erblickte. Aus einem aus dem Dach ragenden Ofenrohr kräuselte sich eine dünne Rauchfahne. Und da erschien tatsächlich, als er nur

noch hundert Meter entfernt war, ein Mann auf der Veranda: klein und wieselähnlich, mit einer Zahnücke zwischen den Schneidezähnen, die selbst auf diese Entfernung zu erkennen war.

Pendergast bremste den Motorschlitten, der ruckartig zum Stehen kam. Kleine Schneewehen brachen davon ab und fielen von seinem Mantel. Ungeschickt hantierte er mit dem Helm, bis es schließlich gelang, das Visier mit seinen unförmigen Handschuhen anzuheben.

»Ich grüße Sie, Kyle!«

Das wurde mit einem unüberhörbaren Durchladen der Pumpgun beantwortet.

»Tragen Sie Ihr Ansinnen vor, Sir!«

»Ich bin hier, um Sie zu treffen. Ich habe schon viel über Ihren Betrieb hier oben gehört. Ich bin auch Survival-Anhänger. Ich fahre durchs Land und schau mir an, was andere Leute so machen; ich schreibe an einem Artikel für das *Survivalist Magazine*.«

»Wo haben Sie von mir gehört?«

»Es spricht sich herum. Sie wissen ja, wie das ist.«

Ein Zögern. »Sie sind also

Journalist?«

»Ich bin zuallererst Survival-Anhänger, dann erst Journalist.« Ein kalter Windstoß wirbelte den Schnee um Pendergasts Füße auf. »Mr. Swinton, glauben Sie, Sie könnten mir die Höflichkeit Ihrer Gastfreundschaft erweisen, damit wir diese Unterhaltung in Ihrem Haus fortsetzen können?«

Swinton zögerte. Das Wort *Gastfreundschaft* war nicht unbemerkt geblieben. Pendergast nutzte seinen Vorteil. »Ich frage mich, ob es sehr gastfreundlich ist, eine verwandte Seele

mit vorgehaltener Waffe frierend in der Kälte stehen zu lassen.«

Swinton sah ihn mit zusammengekniffenen Augen an.

»Wenigstens sind Sie ein Weißer«, sagte er und legte die Waffe beiseite. »Na gut, kommen Sie rein. Aber passen Sie auf, dass Sie sich vor der Tür abbürsten. Ich will keine Schneespuren bei mir im Haus.« Er wartete, während Pendergast sich durch den tiefen Schnee zur Veranda kämpfte. Neben der Tür stand ein abgebrochener Besen, und Pendergast fegte sich so sauber, wie er

konnte. Dabei beobachtete Swinton ihn mit gerunzelter Stirn.

Er folgte Swinton in die Hütte. Sie war überraschend groß und erstreckte sich im rückwärtigen Teil in ein Gewirr von Räumen. Überall war das Funkeln von Waffenmetall zu sehen: Gestelle mit Sturmgewehren, AK-47s und M16s, auf illegale Weise abgewandelt, damit sie vollautomatisch feuerten; eine Reihe Uzi-Maschinenpistolen und TAR-21-Kurzwehre; eine zweite Reihe chinesischer Norinco-QBZ-97-Gewehre und -Karabiner, auch sie so umgebaut,

dass sie automatisch feuern konnten. Eine Kiste in der Nähe enthielt eine riesige Sammlung von Revolvern und Pistolen, genauso wie der Mann in Leadville gesagt hatte. Dahinter, in einem der Räume, sah Pendergast kurz eine Sammlung von Panzerfäusten, darunter zwei russische RPG-29 – alles absolut illegal.

Bis auf die Wände, die vollständig von Waffen bedeckt waren, war die Hütte überraschend behaglich. In einem Holzofen mit offener Tür brannte ein Feuer. Alle Möbel waren selbst

hergestellt, aus geschälten Holzstämmen und Ästen, die mit Kuhhäuten drapiert waren. Und alles war makellos sauber.

»Legen Sie den Mantel ab, und setzen Sie sich, ich hol den Kaffee.«

Pendergast zog den Mantel aus und legte ihn über einen Stuhl, strich den Anzug glatt und setzte sich. Swinton nahm zwei Becher und eine Kaffeekanne vom Holzofen und schenkte ein. Ohne zu fragen, fügte er einen Teelöffel Kaffeeweißer und zwei Stücke Zucker hinzu, bevor er den Becher Pendergast reichte.

Der nahm ihn entgegen und trank einen Schluck. Der Kaffee schmeckte, als hätte er seit Tagen auf dem Ofen gestanden.

Er merkte, dass Swinton ihn neugierig anschaute. »Was soll der schwarze Anzug? Ist irgendwer gestorben? In dem Aufzug sind Sie mit dem Schneemobil hier raufgekommen?«

»Es war funktionell.«

»Für mich sehen Sie aber nicht gerade wie ein Survival-Anhänger aus.«

»Wie sehe ich denn aus?«

»Wie irgend so ein Muschi-Professor

aus Jew Nork City. Oder, bei dem Akzent, vielleicht Jew Orleans. Also, was haben Sie dabei?«

Pendergast nahm seine 45er aus dem Holster und legte sie auf den Tisch. Swinton nahm ihn in die Hand, sofort beeindruckt. »Les Baer, was? Hübsch. Wissen Sie, wie man damit schießt?«

»Ich bemühe mich«, sagte Pendergast. »Sie haben da aber eine ziemlich beeindruckende Sammlung. Wissen *Sie* denn, wie man mit all diese Waffen schießt?«

Swinton war beleidigt. Das hatte

Pendergast geahnt. »Glauben Sie, ich hänge Dinger wie die an die Wand, wenn ich nicht damit umgehen kann?«

»Jeder kann den Abzug einer Waffe betätigen«, sagte Pendergast und nippte an seinem Kaffee.

»Ich schieße mit jeder Waffe, die ich besitze, mindestens einmal pro Woche.«

Pendergast deutete auf den Waffenschrank mit den Faustfeuerwaffen. »Was ist mit dieser Super Blackhawk?«

»Eine schöne Waffe. Wilder Westen, auf dem neuesten Stand.« Er stand auf

und nahm den Revolver aus dem Gestell.
»Darf ich mal sehen?«

Er reichte ihn Pendergast. Der wog ihn in der Hand, dann öffnete er den Lauf und ließ die Patronen herausfallen.

»Was machen Sie denn da?«

Pendergast hob eine der Patronen auf, schob sie zurück in die Trommel, drehte diese, dann legte er den Revolver hin.

»Sie halten sich doch für einen harten Burschen, stimmt's? Spielen wir ein kleines Spiel.«

»Was zum Teufel? Was für ein Spiel?«

»Legen Sie sich die Waffe an den Kopf und drücken Sie ab. Dann schenke ich Ihnen tausend Dollar.«

Swinton starrte ihn ungläubig an.
»Sind Sie blöde oder was? Ich sehe doch, dass die Scheißpatrone nicht mal in Schussposition ist.«

»Dann haben Sie gerade eben tausend Dollar gewonnen. Wenn Sie die Waffe in die Hand nehmen und abdrücken.«

Swinton nahm die Waffe, legte sie sich an den Kopf und drückte ab. Ein Klicken ertönte. Er legte sie auf den Tisch.

Wortlos griff Pendergast in die Tasche seiner Anzugjacke, zog einen Packen Hundert-Dollar-Scheine hervor und zählte zehn davon ab. Swinton nahm das Geld. »Sie spinnen, das wissen Sie, ja?«

»Ja, ich spinne.«

»Jetzt sind Sie dran, verdammt.«

Swinton nahm den Revolver in die Hand, drehte die Trommel und legte ihn hin.

»Was bekomme ich?«

»Ich hab kein Geld, und die tausend gebe ich Ihnen nicht zurück.«

»Dann werden Sie mir vielleicht stattdessen eine Frage beantworten. Jede Frage, die ich beliebe, Ihnen zu stellen. Die absolute Wahrheit.«

Swinton zuckte mit den Schultern.

»Klar.«

Noch einmal zählte Pendergast tausend ab und legte das Geld auf den Tisch. Dann nahm er die Waffe in die Hand, legte sie sich an die Schläfe und drückte ab. Wieder ein Klicken.

»Und jetzt kommt die Frage.«

»Legen Sie los.«

»Ihr Ururgroßvater war während der

Zeit des Silberbooms Bergarbeiter in Roaring Fork. Er wusste ziemlich viel über eine Reihe von Morden, die mutmaßlich von einem Menschenfresser-Grizzly, in Wahrheit aber von einer Gruppe geistesgestörter Bergarbeiter begangen worden sind.«

Er hielt inne. Swinton war von seinem Stuhl aufgestanden. »Sie sind gar kein verdammt Zeitschriftenreporter! Wer sind Sie?«

»Ich bin der, der Ihnen eine Frage stellt. Vorausgesetzt, Sie sind ein Ehrenmann, bekomme ich eine Antwort.

Wenn Sie wissen wollen, wer ich wirklich bin, muss das bis nur nächsten Spielrunde warten. Vorausgesetzt natürlich, Sie haben das Glück, das Spiel fortsetzen zu können.«

Swinton sagte nichts.

»Ihr Vorfahr wusste mehr als die meisten Menschen über jene Morde. Mehr noch, ich glaube, er kannte die Wahrheit – die ganze Wahrheit.«
Pendergast hielt inne. »Meine Frage lautet: Was ist die Wahrheit?«

Swinton rutschte auf dem Stuhl herum. Sein Gesichtsausdruck durchlief

mehrere schnelle Wechsel. Mehrmals entblößte er seine Wieselzähne, seine Lippen zuckten. Das ging so eine Weile, bis er sich schließlich räusperte. »Wieso wollen Sie das wissen?«

»Private Neugierde.«

»Wem werden Sie davon erzählen?«

»Niemandem.«

Swinton schaute begehrtlich auf die tausend Dollar, die dort auf dem Tisch lagen. »Schwören Sie das? Es ist seit langer, langer Zeit ein Geheimnis in meiner Familie.«

Pendergast nickte.

Wieder eine Pause. »Angefangen hat es mit dem Komitee der Sieben«, sagte Swinton schließlich. »Mein Ururopa, August Swinton, war einer von ihnen. Wenigstens erzählt man sich das.« Ein Anflug von Stolz schlich sich in seine Stimme. »Wie Sie sagten, das waren keine von Grizzlys begangenen Morde. Die sind von vier verrückten Mistkerlen verübt worden, ehemaligen Hüttenarbeitern, die wild in den Bergen lebten und zu Kannibalen geworden waren. Ein Mann namens Shadrach Cropsey ist da draufgegangen, um den

Bären aufzuspüren, und hat entdeckt, dass es sich gar nicht um einen Bären handelte, sondern um diese Burschen, die in einer stillgelegten Mine hausten. Er fand heraus, wo sie sich versteckt hielten, und stellte das Komitee der Sieben zusammen.«

»Und was geschah dann?«

»Das ist eine zweite Frage.«

»So ist es.« Pendergast lächelte.

»Zeit für noch eine Runde?« Er nahm den Revolver in die Hand, drehte die Trommel und legte ihn wieder hin.

Swinton schüttelte den Kopf. »Ich

kann die Patrone immer noch sehen, und sie befindet sich nicht in der Schusskammer. Wieder tausend Dollar?«

Pendergast nickte.

Swinton griff nach der Waffe und drückte wieder ab, legte sie auf den Tisch und streckte die Hand aus. »Das ist das blödeste Spiel, das ich je erlebt habe.«

Pendergast gab ihm die tausend Dollar. Dann nahm er die Waffe in die Hand, drehte die Trommel, legte sie sich, ohne sie anzusehen, an den Kopf

und drückte ab. *Klick*.

»Sie sind echt ein verrückter Hund.«

»Es scheint mir hier in dieser Gegend viele davon zu geben«, antwortete Pendergast. »Und nun zu meiner Frage: Was haben Shadrach Cropsey und dieses Komitee der Sieben anschließend getan?«

»Damals hat man Probleme auf der Stelle gelöst – und zwar selbst. Scheiß auf das Gesetz und diesen ganzen Quatsch. Sie sind da hochgegangen und haben diese Kannibalen umgelegt. Wie ich gehört hab, ist der alte Shadrach bei

dem Kampf abgekratzt. Danach hat es keine weiteren ›Grizzly‹-Morde mehr gegeben.«

»Und wo haben die Männer die Bergarbeiter getötet?«

»Das ist wieder eine neue Frage, mein Freund.«

Pendergast drehte die Trommel, legte den Revolver auf den Tisch. Swinton musterte ihn nervös. »Ich kann die Patrone nicht sehen.«

»Dann steckt sie entweder in der Schusskammer oder in der gegenüberliegenden Kammer, versteckt

durch den Rahmen. Was bedeutet, dass Sie eine Fifty-fifty-Überlebenschance haben.«

»Ich spiele nicht.«

»Gerade haben Sie das Gegenteil behauptet. Ich habe Sie nicht für einen Feigling gehalten, Mr. Swinton.« Er griff in seine Tasche und zog den Batzen Hunderter heraus. Diesmal zählte er zwanzig Scheine ab. »Wir verdoppeln den Einsatz. Sie erhalten zweitausend – wenn Sie den Abzug betätigen.«

Jetzt geriet Swinton stark ins Schwitzen. »Da spiele ich nicht mit.«

»Sie meinen, Sie passen? Ich werde nicht darauf bestehen.«

»Genau das meine ich. Ich passe.«

»Aber ich nicht.«

»Nur zu. Tun Sie sich keinen Zwang an.«

Pendergast drehte die Trommel, hielt den Revolver hoch, drückte ab. *Klick*. Er legte ihn auf den Tisch.

»Meine letzte Frage: Wo haben sie die Bergarbeiter getötet?«

»Weiß ich nicht. Aber ich hab den Brief.«

»Was für einen Brief?«

»Den, den man mir hat zukommen lassen. Er erklärt vieles.« Er erhob sich aus dem knarrenden Stuhl und schlurfte in die Tiefen der Hütte davon. Kurz darauf kam er mit einem staubigen alten Fetzen vergilbten Papiers zurück, das in Mylarfolie eingewickelt war. Er setzte sich wieder und reichte den Brief Pendergast.

Es handelte sich um einen handgeschriebenen Brief, undatiert, ohne Grußformel und Unterschrift. Er lautete:

*Trefen im Ideal um punkt 11 heute
Abend sie verstecken sich in der
stilgelegten Weihnachtsmine oben in
der Schmugglerwand es sind 4 bringt
eure besten Waffen mit und eine
Sturmlampe verbrennt diesen Brief
bevor ihr losgeht*

Pendergast senkte das Blatt. Swinton streckte die Hand aus, und er gab es ihm zurück. Auf Swintons Stirn standen noch immer Schweißperlen, aber seine Miene spiegelte reine Erleichterung. »Ich fasse

es nicht, dass Sie das Spiel gespielt haben, ohne einen Blick auf die Trommel zu werfen. Das war einfach irre gefährlich.«

Pendergast zog seinen Mantel an, legte sich die Schals um, setzte den Hut auf und nahm schließlich den Revolver vom Tisch. Er öffnete die Trommel und ließ die 44er Magnum-Patrone in seine Hand fallen. Er hielt sie hoch. »Es hat nie eine Gefahr bestanden. Ich habe diese Patrone mitgebracht und gegen eine von Ihren ausgetauscht, nachdem ich die Waffe entladen hatte.« Er hielt sie

hoch. »Sie war manipuliert.«

Swinton erhob sich vom Stuhl. »Sie *Scheißkerl*.« Er kam auf Pendergast zu und zog seine Handfeuerwaffe, aber blitzartig schob Pendergast die Patrone zurück in den Revolver, drehte sie in Schussposition und richtete den Blackhawk auf Swinton.

»Vielleicht habe ich sie *doch nicht* manipuliert.«

Swinton schrak zusammen.

»Sie werden es nie erfahren.«

Pendergast griff nach seiner Les Baer, nahm – während er Swinton damit in

Schach hielt – die Patrone aus dem Blackhawk und steckte sie in seine Manteltasche. »Und jetzt beantworte ich Ihre Frage von vorhin: Ich bin gar kein Zeitschriftenreporter. Ich bin FBI-Agent. Und eines kann ich Ihnen versprechen: Wenn Sie mich angelogen haben, erfahre ich das früher oder später – und in dem Fall wird keine Ihrer Waffen Sie retten.«

Am selben Tag, um drei Uhr nachmittags, machte Corrie es sich im Zimmer gemütlich, das sie im Hotel Sebastian bezogen hatte; sie trug einen hoteleigenen Frotteebademantel, bewunderte erst die schöne Aussicht und schaute dann in der Minibar nach (sie konnte sich zwar nichts daraus leisten,

aber das Stöbern machte trotzdem Spaß), bevor sie in das mit Marmor geflieste Badezimmer schlenderte. Sie drehte die Dusche auf, stellte die Wassertemperatur ein, schlüpfte aus dem Bademantel und betrat die Kabine.

Während sie das heiße Duschbad in vollen Zügen genoss, dachte sie, dass jetzt alles etwas rosiger aussah. Was am Vortag beim Frühstück vorgefallen war, bekümmerte sie, aber selbst das verblasste im Vergleich zu Pendergasts Enthüllungen. Die Doyle-Geschichte, die durch das Quecksilber um den Verstand

gebrachten Bergarbeiter – und die Verbindung zur Familie Stafford –, das war wirklich erstaunlich. Und wirklich beängstigend. Pendergast hatte recht: Sie hatte sich in ernste Gefahr gebracht.

Inzwischen hatte Roaring Fork im Grunde den Stand einer Geisterstadt wiedererlangt, den sie damals innegehabt hatte, außer dass sich der Ort für Weihnachten herausgeputzt hatte, aber keinem zum Feiern zumute war. Vollkommen surreal. Sogar die Medienleute hatten offenbar ihre Kameras und Mikrofone eingepackt. Das

Hotel Sebastian hatte den Großteil seiner Gäste und Mitarbeiter verloren, aber das Restaurant lief noch gut – besser denn je, denn alle, die noch in der Stadt waren, wollten offenbar auswärts essen. Corrie hatte mit dem Hotelmanager hart verhandelt: Frühstück und Logis frei gegen sechs Stunden Küchenarbeit pro Tag. Zwar beinhaltete die Abmachung mit dem Hotel nur eine Mahlzeit am Tag, aber Corrie hatte jede Menge Erfahrung mit All-you-can-eat-Arrangements und war zuversichtlich, dass sie während einer Mahlzeit genug

verdrücken konnte, dass es 24 Stunden vorhielt.

Sie stieg aus der Duschkabine, rubbelte sich trocken und kämmte sich. Gerade als sie sich die Haare trocknete, klopfte es an der Tür. Rasch zog sie den Bademantel wieder an, ging zur Tür und spähte durch den Spion.

Pendergast.

Sie öffnete, aber Pendergast zögerte.
»Ich komme gern später wieder –«

»Machen Sie sich nicht lächerlich. Setzen Sie sich, ich bin gleich wieder da.« Sie ging zurück ins Badezimmer,

fönte sich die Haare trocken und schlang sich den Bademantel etwas fester um. Dann kam sie wieder heraus und nahm auf dem Sofa Platz.

Pendergast sah gar nicht gut aus. Auf dem normalerweise alabasterfarbenen Gesicht zeigten sich kleine rote Flecken, und die Haare sahen aus, als wären sie im Windkanal gewesen.

»Wie ist's gelaufen?«, fragte Corrie. Sie wusste, dass er nach Leadville gefahren war, um zu schauen, ob er einen Swinton-Nachkommen ausfindig machen konnte.

Statt die Frage zu beantworten, sagte er: »Es freut mich zu sehen, dass Sie sicher in diesem Hotel untergebracht sind. Was die Kosten betrifft, würde ich Ihnen gerne helfen –«

»Nicht notwendig, vielen Dank«, sagte Corrie schnell. »Ich habe mir freie Kost und Logis im Tausch gegen ein paar Stunden Küchenarbeit organisiert.«

»Wie einfallsreich.« Er hielt inne, seine Miene wurde ernster. »Ich bedauere, dass Sie es für nötig befunden haben, mich zu täuschen. Der Polizeichef hat mir mitgeteilt, dass man auf Ihren

Wagen geschossen und Ihren Hund getötet hat.«

Corrie wurde knallrot. »Sie sollten sich keine Sorgen machen. Tut mir leid. Ich wollte es Ihnen nach getaner Arbeit sagen.«

»Sie wollten nicht, dass ich Sie aus Roaring Fork hinausschaffe.«

»Das auch. Und ich wollte den Dreckskerl finden, der meinen Hund getötet hat.«

»Das dürfen Sie nicht. Ich hoffe, Sie verstehen jetzt, dass Sie es mit gefährlichen und höchst motivierten

Leuten zu tun haben. Die Sache ist viel größer als ein getöteter Hund – und Sie sind intelligent genug, um das zu erkennen.«

»Natürlich. Ich verstehe das vollkommen.«

»Ein Bauprojekt von zweihundert Millionen Dollar steht auf dem Spiel – aber es geht hier nicht nur um Geld. Es wird zu schweren strafrechtlichen Anklagen gegen alle Beteiligten führen, von denen einige zufällig zu den reichsten und mächtigsten Familien in diesem Land gehören, das beginnt bei

Ihrer Mrs. Kermode und endet höchstwahrscheinlich bei den Angehörigen der Familie Stafford. Vielleicht können Sie jetzt verstehen, warum diese Leute nicht zögern werden, Sie umzubringen.«

»Aber ich will, dass sie zur Rechenschaft gezogen werden —«

»Und das werden sie auch. Aber nicht von Ihnen und nicht, während Sie hier sind. Wenn Sie wieder in Sicherheit sind, in New York, ziehe ich das Bureau hinzu, und alles wird aufgedeckt. Sie sehen also, für Sie bleibt hier nichts

mehr zu tun, außer dass Sie die Koffer packen und nach New York zurückkehren – sobald das Wetter das erlaubt.«

Corrie dachte an den herannahenden Schneesturm. Die Straße wäre dann wieder gesperrt. Wahrscheinlich könnte sie anfangen, alles aufzuschreiben, die Gliederung ihrer Arbeit zu entwerfen, bevor sie die Stadt verlassen musste.

»Na gut.«

»Bis dahin möchte ich, dass Sie das Hotel nicht verlassen. Ich habe mit der Sicherheitschefin gesprochen, eine

ausgezeichnete Frau. Sie sind hier gut aufgehoben. Allerdings kann es sein, dass Sie ein paar Tage festsitzen werden. Der Wetterbericht verheißt nichts Gutes.«

»Meinetwegen. Also ... wollen Sie mir nun etwas über Ihre Fahrt nach Leadville erzählen?«

»Nein.«

»Und warum nicht?«

»Weil dieses Wissen Sie nur noch weiter in nicht notwendige Gefahr bringen würde. Bitte erlauben Sie mir, dass von jetzt an ich diese Sache

erledige.«

Trotz seines freundlichen Tonfalls war Corrie verärgert. Sie war seiner Bitte nachgekommen. Sie würde nach New York zurückfliegen, sobald das Wetter aufklarte. Wieso konnte er sie da nicht ins Vertrauen ziehen? »Wenn Sie darauf bestehen.«

Pendergast erhob sich. »Ich hätte Sie gern zum Abendessen eingeladen, aber ich muss mich mit dem Polizeichef beraten. Die Polizei ist im Brandstiftungsfall kaum vorangekommen.«

Er verließ das Zimmer. Corrie überlegte einen Augenblick, dann ging sie hinüber zur Minibar. Sie hatte einen Riesenhunger und kein Geld für Lebensmittel. Ihr Frühstücks-Arrangement begann erst morgen früh. Die Dose Pringles kostete acht Dollar.

Scheiß drauf, dachte sie und riss den Deckel ab.

Drei Uhr morgens, der 24. Dezember. Nachdem er wie ein Gespenst an den abgenutzten Ladenfronten und dunklen Fenstern der Altstadt vorbeigehuscht war, benötigte Pendergast lediglich ein paar Sekunden, um in den Ideal Saloon einzubrechen und das pittoreske, aber ineffiziente Schloss aus dem

19. Jahrhundert zu knacken.

Er betrat den schummrigen Raum der Bar, der zugleich als Museum fungierte. Das Innere wurde lediglich von mehreren Reihen von Not-Neonlampen erhellt, die gespenstische Schatten warfen. Der Saloon bestand aus einem großen, zentralen Raum mit runden Tischen, Stühlen und einem Bretterboden. Am gegenüberliegenden Ende befand sich ein langer Tresen. Die Wände waren mit senkrechten Dielen verkleidet, die auf Hochglanz poliert und mit der Zeit nachgedunkelt waren,

darüber spannte sich eine Samttapete mit einem viktorianischen Blumenmuster. Die Wände zierten Wandleuchter aus Kupfer und Bleikristallglas. Hinter dem Tresen und zur Rechten führte eine Treppe hinauf zum ehemaligen kleinen Bordell. Und noch weiter rechts standen in einer Nische, teilweise unter der Treppe, ein paar Spieltische. Seile aus Samt, die zwischen den Schwingtüren gespannt waren, schufen einen Schauraum und hinderten die Besucher daran, weiter in den restaurierten Saloon zu gehen.

Mit einer lautlosen Bewegung bückte sich Pendergast unter den Seilen hindurch und schaute sich lange und nachdenklich in dem Raum um. Auf dem Tresen standen eine Whiskeyflasche und ein paar Schnapsgläser, außerdem waren mehrere Tische mit Flaschen und Gläsern dekoriert. Hinter dem Tresen stand ein langer Spiegelschrank, darin uralte, mit gefärbtem Wasser gefüllte Schnapsflaschen.

Er ging durch den Barraum in den Glücksspielbereich. In einer Ecke stand ein mit grünem Filz bezogener

Pokertisch, darauf waren zwei
Pokerblätter offen ausgelegt: vier Asse
gegen einen Royal Flush. Ein Blackjack-
Tisch, ebenfalls kunstvoll mit
Spielkarten dekoriert, stand neben einem
prächtigen antiken Roulettekessel mit
Intarsien aus Elfenbein, rotem Jaspis und
Ebenholz.

Pendergast ging weiter zu einer Tür
unter der Treppe. Er versuchte sie zu
öffnen, stellte fest, dass sie
abgeschlossen war, und knackte schnell
das Schloss.

Hinter der Tür lag ein kleines

verstaubtes Zimmer, das nicht renoviert worden war, mit rissigen Gipswänden und abblätternder Tapete, ein paar alten Stühlen und einem kaputten Tisch. In die Wände waren Graffiti gekratzt, einige trugen Daten aus den 1930er Jahren, als Roaring Fork noch eine Geisterstadt war. In einer Ecke lag ein Haufen zerbrochener Whiskeyflaschen. Im rückwärtigen Teil des Zimmers befand sich eine Tür, die – wie Pendergast wusste – zu einem Hinterausgang führte.

Er zog Schal und Mantel aus, legte beides sorgfältig über einen der Stühle

und schaute sich um, langsam und aufmerksam, als wollte er sich alles genau einprägen. Lange stand er ganz still da, schließlich regte er sich. Er wählte eine leere Stelle auf dem Boden aus, legte sich auf die schmutzigen Dielenbretter und faltete die Arme auf der Brust, wie eine Leiche in einem Sarg. Langsam, ganz langsam schloss er die Augen. In der Stille konzentrierte er sich auf die Laute des Schneesturms: der Wind, der draußen vor den Mauern pff und heulte, das Knarren des Holzes, das Scheppern des Blechdachs. Die Luft

noch nach Staub, Trockenfäule und Schimmel. Er verlangsamte Puls und Atmung und leerte sein Bewusstsein.

In diesem Hinterzimmer, da war er sicher, war das Komitee der Sieben zusammengekommen. Doch bevor er diesen Weg einschlug, wollte er noch einen anderen Ort aufsuchen – ein Besuch, der ausschließlich in seinem Kopf stattfinden würde.

Pendergast hatte einmal längere Zeit in einem entlegenen tibetanischen Kloster zugebracht und dort eine esoterische Meditationslehre studiert,

die unter dem Namen Chongg Ran bekannt war. Sie gehörte zu den geheimnisvollsten tibetanischen Meditationstechniken. Ihre Lehren wurden nie schriftlich niedergelegt und konnten nur auf direktem Weg vom Lehrer auf den Schüler übertragen werden.

Pendergast hatte den Kern des Chongg Ran übernommen und mit mehreren anderen Geisteslehren kombiniert, darunter das Konzept des Gedächtnispalasts, wie es in einer italienischen Handschrift aus dem

16. Jahrhundert des Giordano Bruno mit dem Titel *Ars Memoria* beschrieben wurde. Das Ergebnis war eine einzigartige, esoterische und hochkomplexe Form der geistigen Visualisierung. Mittels Übung, sorgfältiger Vorbereitung und einem geradezu fanatischen Maß an mentaler Disziplin erlaubte ihm dieses Exerzitium, ein vielschichtiges Problem mit Abertausenden Fakten und Vermutungen zu einer kohärenten Erzählung zusammenzufügen, die danach verarbeitet, analysiert und vor allem

erlebt werden konnte. Mit Hilfe dieser Meditationstechnik löste Pendergast schwer fassbare Probleme, stellte er sich Orte mit der Kraft des Verstandes vor, die im körperlichen Sinne unerreichbar waren – weit entfernte Orte oder sogar Orte in der Vergangenheit. Allerdings handelte es sich um eine äußerst kraftraubende Meditationstechnik, weshalb er sie nur selten anwendete.

Mehrere Minuten lang lag er reglos wie eine Leiche da. Als Erstes brachte er eine ungemein komplexe Gruppe von

Tatsachen in eine Reihenfolge, dann richtete er seine Sinne auf seine unmittelbare Umgebung, während er gleichzeitig die innere Stimme zum Verstummen brachte und jenen ununterbrochen laufenden Kommentar ausblendete, den alle Menschen in ihrem Kopf mit sich trugen. Diese Stimme war in letzter Zeit besonders redselig gewesen, so dass es großer Anstrengung bedurfte, sie zum Schweigen zu bringen. Pendergast sah sich gezwungen, die meditative Einstellung von der Dritten Ebene auf die Vierte Ebene zu verlagern,

wobei er komplexe Gleichungen im Kopf löste und gleichzeitig vier Blätter Bridge spielte. Schließlich war die Stimme verstummt, und dann begann er mit den uralten Meditationsschritten des eigentlichen Chongg Ran. Zunächst blockierte er jedes Geräusch, jede Sinnesempfindung, eine nach der anderen: das Knarren des Gebäudes, das Säuseln des Windes, den harten Fußboden unter ihm, die scheinbare Unendlichkeit der eigenen Körperwahrnehmung, bis er schließlich den Zustand des *ston pa nyid* erreichte:

den Zustand der Reinen Leere. Einen Augenblick lang gab es nur Nicht-Dasein; sogar die Zeit selbst schien nicht mehr zu existieren.

Dann aber – langsam, ganz langsam – tauchte etwas aus dem Nichts auf. Zunächst war es so klein, so zart, so schön wie ein Fabergé-Ei. Mit dem gleichen Mangel an Eile wurde es größer und klarer. Mit immer noch geschlossenen Augen ließ Pendergast es um sich herum Umriss und Gestalt annehmen. Und dann endlich öffnete er die Augen und fand sich in einem hell

erleuchteten Raum wieder, einem prächtigen und eleganten Speisesaal, erfüllt von Licht und Kristall, dem Klirren von Gläsern und dem Gemurmel vornehmer Konversation.

Zum Geruch von Zigarrenqualm und dem gekonnten Spiel eines Streichquartetts überblickte Pendergast das opulente Zimmer. Sein Blick schweifte über die Tische, bis er schließlich an einem in einer fernen Ecke haften blieb. Vier Herren saßen an dem Tisch. Zwei von ihnen lachten gemeinsam über irgendeine witzige

Bemerkung – der eine trug einen Gehrock aus feinem schwarzem Tuch, der andere Abendgarderobe. Pendergast interessierte sich jedoch mehr für die anderen beiden Gäste. Der eine war extravagant gekleidet: weiße Glacéhandschuhe, Weste und Cutaway aus schwarzem Samt, eine große gerüschte Krawatte, seidene Kniehose und Strümpfe, mit Ripsbandschleifen verzierte Slipper. Im Knopfloch hing eine Orchidee. Er hatte eine sonore Stimme, sprach lebhaft, die eine Hand an die Brust gelegt, die andere

himmelwärts gerichtet, der Zeigefinger ausgestreckt in einer Travestie Johannes des Täufers. Der Mann neben ihm, der seinem Gefährten an den Lippen zu hängen schien, zeigte eine ganz andere äußere Erscheinung, wobei der Kontrast so stark war, dass er fast schon komisch wirkte. Es handelte sich um einen untersetzten Mann, der in seinem gedeckten, vernünftigen englischen Anzug, den großen Koteletten und der ungelinken Körperhaltung aussah wie ein Walross im Sonntagsstaat.

Es handelte sich um Oscar Wilde und

Arthur Conan Doyle.

Langsam näherte Pendergast sich dem Tisch und hörte genau zu, während die Unterhaltung – oder eher der Monolog – vernehmbar wurde.

»Tatsächlich?«, sagte Wilde mit bemerkenswert tiefer Stimme. »Haben Sie geglaubt, dass ich – als einer, der sich glücklich auf dem Scheiterhaufen des Ästhetizismus opfern lassen würde – die Fratze des Grauens nicht erkenne, wenn sie mir entgegenstarrt?«

Es gab keinen freien Platz.

Pendergast wandte sich um, winkte

einem Kellner, zeigte auf den Tisch. Sofort brachte der Mann einen fünften Stuhl und stellte ihn zwischen Conan Doyle und den Mann, der, wie Pendergast aufging, Joseph Stoddart sein musste.

»Mir ist einmal eine so schauerliche Geschichte erzählt worden, so erschütternd in ihren Einzelheiten und im Ausmaß ihres Bösen, dass ich heute wirklich glaube, dass nichts, was ich höre, mich je wieder schrecken kann.«

»Wie interessant.«

»Möchten Sie die Geschichte hören?

Sie ist aber nichts für Zartbesaitete.«

Während er das Gespräch belauschte, das neben ihm stattfand, griff Pendergast nach einer Karaffe mit Wein, schenkte sich ein Glas voll und fand ihn ausgezeichnet.

»Die Geschichte ist mir während meiner Lesereise durch Amerika vor einigen Jahren zu Gehör gekommen. Ich machte Halt in einer recht armseligen, aber pittoresken Bergbausiedlung namens Roaring Fork.« Wilde drückte die Hand auf Doyles Knie, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen. »Nach

meiner Lesung kam einer der Bergarbeiter auf mich zu, ein älterer Bursche, den der Alkohol zum Schlechten oder vielleicht auch zum Guten verändert hatte. Er nahm mich beiseite und sagte, meine Geschichte habe ihm so gut gefallen, dass er mir seine eigene erzählen wolle.« Er hielt inne und trank einen Schluck von dem Burgunder. »Kommen Sie, wenn Sie sich etwas näher zu mir herüberbeugen, ja, so ist's recht, dann erzähle ich Ihnen die Geschichte genau so, wie sie mir zugetragen wurde.

Ich versuchte, dem Mann zu entkommen, aber er ließ es nicht zu. Er beugte sich auf eine höchst vertraute Weise zu mir vor und hauchte mir dabei Schwaden des örtlichen Selbstgebrannten ins Gesicht. Mein erster Impuls war, mich an ihm vorbeizudrängen, aber etwas in seinem Blick hielt mich davon ab. Ich gestehe, dass auch ich fasziniert war – auf eine ethnologische Art, Doyle, Sie kennen das ja am besten – von diesem wettergegerbten Menschen, diesem ungeschliffenen Barden, diesem

trinkfreudigen Bergarbeiter, und dass ich neugierig darauf war, zu erfahren, was er für eine ›gute Geschichte‹ hielt. Und so habe ich ihm gelauscht, und zwar recht aufmerksam, weil sein Akzent kaum zu verstehen war. Er nahm mich beiseite und sprach von Geschehnissen, die sich einige Jahre zuvor zugetragen hätten, nicht lange nach Beginn der Streiks in den Silberminen, aus denen Roaring Fork hervorgegangen ist. Im Laufe eines Sommers hatte ein Grizzlybär – so glaubte man jedenfalls – begonnen, die Berge oberhalb der Stadt

zu durchstreifen und einsame
Bergarbeiter, die in ihren Grubenfeldern
arbeiteten, anzugreifen, zu töten ... *und*
zu verspeisen.«

Doyle nickte heftig; er wirkte
konzentriert, höchst interessiert.

»Selbstverständlich brach in der
Stadt absolute Panik aus. Doch die
Morde gingen weiter, denn es lebten ja
viele einsame Männer in den Bergen.
Der Bär war gnadenlos, er überfiel die
Bergarbeiter aus dem Hinterhalt, vor
ihren Hütten, tötete und zerstückelte sie
auf barbarische Weise – und tat sich

schließlich gütlich an ihrem Fleisch.«
Wilde hielt inne. »Ich hätte gern
gewusst, ob dieser, ähm, *Verzehr* sich
fortsetzte, während die Opfer noch bei
Bewusstsein waren. Können Sie sich
vorstellen, wie es ist, bei lebendigem
Leibe von einem wilden Tier
verschlungen zu werden? Zuzusehen,
wie es einem das Fleisch herausreißt,
dann kaut und schluckt, mit sichtlicher
Befriedigung? Das ist eine Vorstellung,
die noch nicht einmal Huysmans in
seinem *Gegen den Strich* ersonnen hat.
Schade, wie phantasielos der Ästhet

war, im Rückblick!«

Wilde blickte Doyle an und sah die Wirkung, die seine Worte auf den Landarzt hatten. Doyle hatte zu seinem Glas Rotwein gegriffen und einen großen Schluck daraus genommen. Pendergast, der zugehört hatte, trank ebenfalls einen Schluck, dann gab er dem Kellner ein Zeichen, er solle die Speisekarte bringen.

»So mancher Bursche versuchte, den Grizzly aufzuspüren«, fuhr Wilde fort, »aber keiner hatte Erfolg – bis auf einen Bergarbeiter, einen Mann, der die

schöne Kunst des Fährtenlesens erlernt hatte, als er bei den Indianern lebte. Er entwickelte die Idee, dass die Morde nicht das Werk eines Bären seien.«

»Nicht das Werk eines Bären, Sir?«

»Nicht das Werk eines Bären, Sir.

Und so hat sich dieser Bursche, der bis zum nächsten Mord wartete – er hieß Cropsey –, auf Spurensuche begeben, wobei er bald herausfand, dass es sich bei den Tätern, die diese Greueltat begangen hatten, um eine Gruppe von Männern handelte.«

Daraufhin lehnte sich Doyle ziemlich

unvermittelt nach hinten. »Ich muss doch bitten, Mr. Wilde. Wollen Sie damit sagen, diese Männer seien ...

Kannibalen gewesen?«

»Ja, durchaus. Amerikanische Kannibalen.«

Doyle schüttelte den Kopf.

»Monströs. Ungeheuerlich.«

»Ganz genau«, sagte Wilde. »Sie haben nicht die guten Manieren Ihrer englischen Kannibalen.«

Doyle schaute seinen Tischnachbarn entsetzt an. »Mit so etwas spaßt man nicht, Wilde.«

»Vielleicht nicht. Wir werden sehen. Jedenfalls, unser Cropsey spürte die Kannibalen in ihrer Höhle auf, einem stillgelegten Minenschacht irgendwo in den Bergen, an einem Ort namens Schmugglerwand. Es gab natürlich keine Gendarmerie in der Stadt, und so organisierte dieser Bursche eine kleine Gruppe örtlicher Vigilanten. Sie bezeichneten sich als das Komitee der Sieben. Sie hatten vor, den Berg nachts im Schutz der Dunkelheit emporzusteigen, die Kannibalen zu überraschen und das primitive Gesetz

des Wilden Westens zu vollziehen.«

Wilde spielte mit seiner *bouttonnière*.

»Schon am nächsten Tag, um

Mitternacht, versammelte sich die

Gruppe im örtlichen Saloon, um das

Vorgehen zu besprechen und sich

zweifellos für die bevorstehenden

Strapazen zu stärken. Dann verließen sie

den Saloon durch eine Hintertür, schwer

bewaffnet und mit Sturmlampen, Seilen

und einer Fackel ausgerüstet. Und hier,

mein lieber Doyle, nimmt die

Geschichte ... nun ja, um es nicht allzu

fein auszudrücken, eine ziemlich

gespenstische Wendung. Bitte wappnen Sie sich, seien Sie ein guter Junge.«

Der Kellner brachte die Speisekarte, und Pendergast widmete sich ihr. Drei, vier Minuten später wurde er unsanft aus der Lektüre gerissen, als Doyle plötzlich vom Tisch aufsprang – wobei er in seiner Erregung seinen Stuhl umstieß – und anschließend mit einem Gesichtsausdruck voller Entsetzen und Abscheu aus dem Speisesaal flüchtete.

»Was ist denn los?«, sagte Stoddart mit gerunzelter Stirn, während Doyle in Richtung der Herrentoiletten

verschwand.

»Ich nehme an, es sind die Garnelen«, erwiderte Wilde. »Ich habe ihm geraten, sie nicht anzurühren, der arme Kerl.« Und dann tupfte er sich den Mund geziert mit einer Serviette ...

... So langsam, wie sie gekommen war, begann die Stimme aus Pendergasts Geist zu verschwinden. Das luxuriöse Innere des Hotels Langham begann zu flackern, so als löste es sich in Dunst und Dunkelheit auf. Langsam, langsam tauchte eine neue Szene auf – eine ganz

andere Szenerie. Es handelte sich um das raucherfüllte, nach Whiskey riechende Hinterzimmer in einem lärmerfüllten Saloon, die Laute des Glücksspiels, des Trinkens und der Streitereien drangen durch die dünnen Holzwände. Mehr noch, eines Hinterzimmers, das dem, in dem sich Pendergast – im Roaring Fork der Gegenwart – zurzeit befand, erstaunlich ähnelte. Nach einem kurzen Wortwechsel entschlossener Stimmen erhob sich eine aus sieben Männern bestehende Gruppe von einem großen

Tisch: Männer, die Sturmlampen und Waffen trugen. Ihrem Anführer, einem gewissen Shadrach Cropsey, folgend, begaben sie sich zum Hinterausgang des kleinen Zimmers und traten hinaus in die Nacht.

Pendergast ging ihnen hinterher. Seine körperlose Anwesenheit verharrte in der kühlen Nachtluft wie ein Geist.

Lässig und ohne Eile ging die Gruppe der Bergarbeiter die unbefestigte Hauptstraße von Roaring Fork entlang, bis sie an deren Ende gelangten, wo die Bebauung aufhörte und die Wälder hinauf in die Berge führten. Es war eine mondlose Nacht. Der Geruch nach Holzfeuern lag in der Luft, auf den

Koppeln ganz in der Nähe bewegten sich Pferde rastlos umher. Schweigend entzündeten die Männer ihre Sturmlampen und gingen auf eine unebene Bergbaustraße, die in Serpentinaen hinaufführte und dann noch weiter hoch, verborgen unter den dunklen Tannen.

Die Nacht war kühl, der Himmel mit Sternen gesprenkelt. Irgendwo in dem weiten Gebirge heulte ein einsamer Wolf, dem prompt ein anderer antwortete. Je höher die Männer stiegen, desto kleiner wurden die Tannen, kürzer,

verbogen zu grotesken Formen durch die unablässigen Winde und den tiefen Schnee. Allmählich dünnten die Bäume aus, wichen Dickichten aus Krummholz, und schließlich durchbrach der Weg die Baumgrenze.

In seinem Geist folgte Pendergast der Gruppe.

Die Reihe der gelben Sturmlampen rückte die kahlen, felsigen Hänge hinauf und näherte sich dem Schmugglerkar. Jetzt betraten sie ein kürzlich stillgelegtes Zechengelände. Rings um die Männer tauchten gespenstische

Halden auf, wie Pyramiden, die sich den Berghang hinabzogen, die klaffenden Löcher der darüberliegenden Minen durchsetzt von wackligen Erzrutschen, Auflageböcken, Schleusenkästen und Wassergerinnen.

Aus der Dunkelheit zur Rechten ragte ein riesiges Holzgebäude auf, das in der flachen Senke am Fuß des Schmugglerkars lag: der Haupteingang der berühmten Sally-Goodin-Mine, die jetzt, im Frühherbst des Jahres 1876, noch in Betrieb war. Das Gebäude beherbergte die Maschinen und

Flaschenzüge, mit denen die Käfige und Eimer heraufgezogen und hinuntergelassen wurden; außerdem war darin die zweihundert Tonnen schwere Irland-Pumpe untergebracht, sie hatte eine Pumpleistung von über fünftausend Gallonen pro Minute und entwässerte den Minenkomplex.

Jetzt gingen alle Sturmlampen aus – bis auf eine: eine Lampe mit rotem Glas, die einen blutroten Schein in die finstere Nacht warf. Die Bergbaustraße verzweigte sich in zahlreiche gewundene Pfade, die in die Bergrücken

hineinführten, die sich oberhalb des Kars erstreckten. Ihr Zielort lag über ihnen, der höchste der stillgelegten Schächte hoch oben am Hang, bekannt als die Schmugglerwand, auf einer Höhe von 3962 Metern. Dorthin führte ein einziger Pfad, der mit der Hand aus dem Geröll gehauen worden war und sich in engen Spitzkehren hinaufwand. Er führte über einen Bergkamm, an einem kleinen Gletscher entlang, dessen Wasser schwarz und still dalag und an dessen Ufer überall verrostete Pumpgerätschaften und alte

Schleusenbretter von Wassergerinnen verstreut waren.

Die aus sieben Männern bestehende Gruppe stieg noch immer bergan. Jetzt wurde der dunkle, quadratische Eingang der Weihnachtsmine im schwachen Sternenlicht vor dem oberen Geröllhang sichtbar. Aus dem Eingang ragte ein Bockgerüst, darunter ein hellfarbiger Haufen Abfallerz. Hier und da auf dem Weg lagen kaputte Maschinen.

Die Gruppe blieb stehen. Pendergast hörte Stimmengemurmel. Und dann trennten sie sich schweigend. Ein Mann

begab sich nach oben und versteckte sich zwischen Felsblöcken oberhalb des Eingangs. Ein zweiter bezog eine geschützte Stellung zwischen dem Felsschutt direkt unterhalb des Eingangs.

Die Späher an Ort und Stelle, betrat der Rest – fünf Männer unter Cropseys Führung, der jetzt selbst die Sturmlampe hielt – den stillgelegten Stollen. Die Waffen schussbereit, gingen die Männer im Gänsemarsch am Eisengeländer entlang, das in den Stollen führte, wobei sie kein Geräusch machten. Einer trug eine Pechfackel, zum Entzünden bereit.

Im Vorrücken schlug ihnen ein Geruch entgegen, der in der heißen, feuchten, erstickenden Luft immer scheußlicher wurde.

Der Stollen der Mine mündete in einen Durchstich: ein waagerechter Stollen, der im rechten Winkel zum Hauptstollen in den Berg getrieben worden war. Die Gruppe blieb vor dem Durchstich stehen und machte ihre Waffen schussbereit. Die Fackel wurde gesenkt, ein Streichholz angerissen, das Pech entzündet. Im selben Augenblick gingen die Männer um die Ecke, wobei

sie ihre Waffen den Tunnel hinab richteten. Der Geruch war jetzt fast unerträglich.

Stille. Die flackernde Flamme erhellte etwas in der Dunkelheit am Ende des Tunnels. Vorsichtig rückte die Gruppe vor. Es hatte eine unregelmäßige, klumpige Gestalt. Im Näherkommen sahen die Männer, dass es sich um einen Haufen weicher Sachen handelte: verrottetes Sackleinen, alte Jutesäcke, Blätter und Kiefernadeln, Moosklumpen. Vermischt mit diesen Dingen waren Bestandteile von

angenagten Knochen, zerbrochenen
Schädeln und Streifen von etwas, das
wie getrocknetes Rohleder aussah.

Haut. Haarlose Haut.

Rings um den Haufen lag ein breiter
Ring menschlicher Exkreme.

Einer der Männer fragte mit heiserer
Stimme: »Was ... *ist das?*«

Die Frage wurde zunächst mit
Schweigen beantwortet. Schließlich
antwortete einer der anderen: »Das ist
eine Tierhöhle.«

»Das hier sind keine Tiere«, sagte
Cropsey.

»Allmächtiger Gott!«

»Wo stecken die?«

Jetzt wurden ihre Stimmen lauter, sie hallten, denn Angst und Unsicherheit hatten die Männer ergriffen.

»Die Dreckskerle müssen ausgeflogen sein. Um zu töten.«

Die Fackel flackerte und brannte. Die Männer diskutierten mit lauten Stimmen, was zu tun sei. Die Waffen wurden beiseitegelegt, verschiedene, widerstreitende Meinungen vorgebracht.

Plötzlich blieb Cropsey stehen. Die anderen verstummten und horchten.

Schlurflaute, vermischt mit gutturalen, tierhaften Atemgeräuschen. Die Geräusche legten sich. Schnell löschte der Mann mit der Fackel sie in einer Wasserpfütze, während Cropsey den Docht der Sturmlampe herunterdrehte. Doch jetzt war alles totenstill. Es schien wahrscheinlich, dass die Mörder das Licht gesehen, ihre Stimmen gehört hatten – und wussten, dass sie hier waren.

»Wir brauchen etwas Licht, um Himmels willen«, flüsterte einer der Männer; seine Stimme klang gepresst

vor Angst.

Cropsey öffnete die Sturmlampe ein wenig. Die anderen waren in die Hocke gegangen, Gewehre und Pistolen im Anschlag. Der matte Lichtschein erhellte kaum die Düsternis.

»Mehr Licht«, sagte einer.

Jetzt warf die Sturmlampe ihr Licht bis zum Rand des Querstollens. Alle schwiegen. Sie warteten, aber nichts bog um die Ecke. Auch hörte man keinerlei Fluchtgeräusche.

»Die schnappen wir uns«, verkündete Cropsey. »Bevor sie abhauen können.«

Keiner rührte sich. Schließlich begann Cropsey selbst nach vorn zu schleichen. Die anderen folgten ihm. Er pirschte sich bis zum Querstollen. Er hob die Sturmlampe, hielt inne, ging in die Hocke und rannte dann plötzlich um die Ecke, in der einen Hand das Gewehr wie eine Pistole schwingend, in der anderen die Sturmlampe. »*Jetzt!*«

Es geschah unglaublich schnell. Etwas schoss blitzartig vor; ein gurgelnder Aufschrei, und dann wirbelte Cropsey herum, ließ das Gewehr fallen und wand sich im Todeskampf. Ein

nackter, dreckiger Mann hockte rittlings auf seinem Rücken und riss an seinem Hals, mehr wie ein Tier denn wie ein Mensch. Keiner der anderen vier gab einen Schuss ab; dafür waren die Kombattanten einander viel zu nahe. Wieder schrie Cropsey auf und taumelte, versuchte, den Mann abzuschütteln, der mit Fingernägeln und Zähnen an ihm zerrte und alles abriss, was er zu fassen bekam: Ohren, Lippen, Nase; auf einmal spritzte arterielles Blut aus Cropseys Hals, und er sackte zusammen. Die Bestie war noch immer auf ihm. Die

Sturmlampe fiel zu Boden und zersprang.

Gleichzeitig, mit nur einem Ziel vor Augen, begannen die anderen vier zu schießen, wobei sie wild in die Dunkelheit feuerten. Im Schein der Mündungsblitze waren weitere Gestalten zu erkennen, sie brüllten wie Stiere und rannten, hinter der Ecke des Durchstichs hervorkommend, auf sie zu: ein Handgemenge inmitten des wüsten Kugelhagels. Aufgerüttelt durch den Lärm, kamen die beiden Späher durch den Stollen gerannt und gaben ihrerseits Schüsse ab. Immer wieder ertönten laute

Entladungen, die Lichtblitze zuckten in Wolken grässlichen grauen Qualms auf, und dann war auf einmal alles still. Einen Augenblick lang herrschte nur Finsternis. Dann war zu hören, wie ein Streichholz am Felsgestein angerissen wurde; noch eine Sturmlampe wurde entfacht. Und dann erhellte ihr trüber Lichtschein mehrere Leichen mit abgespreizten Gliedern. Jetzt waren die vier Kannibalen nur noch zerfetzte Leiber, die in dem Stollen verteilt lagen. Die großkalibrigen Kugeln hatten sie auseinandergerissen, ihre Körperteile

lagen gleich einer klebrigen Masse auf dem zerfetzten Leichnam von Shadrach Cropsey.

Aus, vorbei.

Eine Viertelstunde später schlug Pendergast die Augen auf. Im Zimmer war es kühl und still. Er erhob sich, staubte seinen schwarzen Anzug ab, zog seine dicke Winterkleidung an und trat aus dem Hintereingang des Saloons. Das Unwetter war in vollem Gange, der Wind fegte die Main Street hinunter und schüttelte die Weihnachtsdekorationen,

als wären es Spinnweben. Er raffte den Mantel zusammen, schlang sich den Schal fester um den Hals, senkte den Kopf zum Schutz gegen den Wind und begab sich durch die sturmgepeitschte Stadt zurück ins Hotel.

Um elf Uhr am selben Morgen – es war der Heilige Abend –, nachdem sie zweihundert Scheiben Toastbrot bestrichen, die doppelte Menge Teller und Tassen zweimal gespült und die Küche von Wand zu Wand gefeudelt hatte, begab sich Corrie zurück auf ihr Zimmer, zog ihren dicken Daunenmantel

an und wagte sich hinaus in den Sturm. Die Vorstellung, dass Kermode oder ihre Verfolger bei diesem Wetter draußen sein und ihr auflauern könnten, war ziemlich weit hergeholt; dennoch spürte sie eine kribbelnde Angst. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass sie sich auf dem Weg zum sichersten Ort in der Stadt befand – der Polizeistation.

Sie hatte sich entschlossen, Pendergast zur Rede zu stellen. Also, eigentlich nicht zur Rede stellen, sondern eher, noch mal zu versuchen, ihn dazu zu bewegen, ihr die Informationen

mitzuteilen, die er anscheinend durch seine Fahrt nach Leadville gewonnen hatte. So wie sie die Sache sah, war es unfair von ihm, die zurückzuhalten. Sie hatte schließlich den Zusammenhang mit Swinton aufgedeckt und ihm den Namen mitgeteilt. Wenn er Informationen über die alten Mordfälle ausgegraben hatte, müsste er ihr mindestens erlauben, sie in ihre Semesterarbeit aufzunehmen.

Als sie auf die Main Street bog, schlugen ihr der Wind und der herumwirbelnde Schnee mit Wucht entgegen. Sie stemmte sich dagegen und

hielt ihre Mütze fest. Das Geschäftsviertel von Roaring Fork war vergleichsweise kompakt, aber in einem Schneesturm war es trotzdem ein verdammt weiter Weg.

Die Polizeiwache ragte vor ihr im wirbelnden Schnee auf, aus den Fenstern drang ein gelblicher Lichtschein, ungemein einladend. Offenbar waren alle bei der Arbeit, trotz des Unwetters. Sie ging bis zu den Eingangsstufen, fegte sich im Windfang ab, schüttelte den Schnee von Wollmütze und Schal und betrat das Gebäude.

»Ist Special Agent Pendergast da?«, fragte sie Iris, die Dame am Empfang, mit der sie sich in den vergangenen zehn Tagen angefreundet hatte.

»O je«, seufzte sie. »Er meldet sich weder an noch ab – und arbeitet zu den merkwürdigsten Zeiten. Ich komme da einfach nicht mehr mit.« Sie schüttelte den Kopf. »Gehen Sie einfach in sein Büro und schauen Sie nach.«

Corrie stieg in den Keller hinab und war diesmal dankbar für die Wärme. Seine Tür war geschlossen. Sie klopfte an; keine Antwort.

Wo konnte er nur stecken, bei so einem Schneesturm? Nicht im Hotel Sebastian, dort hatte sie angerufen, ihn aber nicht erreicht.

Sie drehte den Türknauf, aber die Tür war abgeschlossen.

Nachdenklich und die Hand immer noch auf dem Knauf, hielt sie für einen Moment inne. Dann ging sie wieder nach oben.

»Haben Sie ihn gefunden?«, fragte Iris.

»Leider nicht«, sagte Corrie. Sie zögerte. »Hören Sie, ich glaube, ich

habe etwas Wichtiges in seinem Büro vergessen. Haben Sie einen Schlüssel?«

Iris überlegte. »Na ja, habe ich, aber ich glaube nicht, dass ich Sie hineinlassen darf. Was haben Sie denn dort vergessen?«

»Mein Handy.«

»Oh.« Wieder überlegte Iris. »Ich nehme an, ich könnte Sie da reinlassen, solange ich bei Ihnen bleibe.«

»Das wäre super.«

Noch einmal ging sie, Iris folgend, die Treppe hinunter. Im Handumdrehen hatte Iris die Tür aufgeschlossen und das

Licht eingeschaltet. Es war warm und stickig im Raum. Corrie blickte sich um. Der Schreibtisch war mit sorgfältig geordneten Papieren übersät. Sie suchte ihn mit Blicken ab, aber alles war zu penibel, zu aufgeräumt, als dass es viele Informationen freigab.

»Ich sehe Ihr Handy nicht«, sagte Iris. Sie schaute sich um.

»Vielleicht hat er es ja in eine Schublade gelegt.«

»Ich glaube nicht, dass Sie irgendwelche Schubladen öffnen sollten, Corrie.«

»Stimmt. Natürlich nicht.«

Fieberhaft sah sie sich rings um den Schreibtisch um, blickte dahin und dorthin. »Aber es muss hier irgendwo sein.«

Und da erhaschte sie einen Blick auf etwas Interessantes. Eine aus einem Notizbuch herausgerissene Seite, die mit Pendergasts auffälliger, gestochen scharfer Schrift beschrieben war und deren oberster Teil aus einem Stapel Dokumente herausragte. Zwei unterstrichene Wort sprangen ihr ins Auge: *Swinton* und *Weihnachtsmine*.

»Vielleicht liegt es hier drüben«

Corrie beugte sich über den Schreibtisch, als schaue sie hinter einer Lampe nach. Dabei schob sie »aus Versehen« die Notizbücher beiseite und legte dadurch ein paar weitere Zeilen auf der zerrissenen Seite frei, auf die Pendergast geschrieben hatte:

*Trefen im Ideal um punkt 11 heute
Abend verstecken sich in der
stillgelegten Weihnachtsmine oben in
der Schmugglerwand es sind 4*

»*Wirklich*, Corrie, es ist Zeit zu gehen«, sagte Iris bestimmt und schürzte die Lippen, als sie mitbekam, dass Corrie etwas auf dem Schreibtisch las.

»Okay. Tut mir leid. Aber wo hab ich nur das verdammte Telefon hingelegt?«

Als sie zurück im Hotel war, notierte sie sich aus dem Gedächtnis rasch die Zeilen, dann starrte sie nachdenklich darauf. Es war offensichtlich, dass Pendergast einen Brief oder ein altes Dokument kopiert hatte, in dem der Ort

erwähnt wurde, an dem der Angriff auf die Kannibalen stattfinden sollte: die Weihnachtsmine. In der Villa Griswell hatten sie mehrere Karten des Bergbaugebiets gesehen, jede Mine und jeder Stollen waren markiert und bezeichnet gewesen. Es würde ein Kinderspiel sein, Ort und vielleicht auch Grundriss dieser Weihnachtsmine zu finden.

Das war interessant, denn es bestätigte ihre Vermutungen. Sie hatte angenommen, dass sich die vom Quecksilber vergifteten Bergarbeiter in

einer aufgelassenen Mine versteckt hielten. Wenn sie in einem Stollen oder Schacht umgebracht worden waren, befanden sich ihre sterblichen Überreste womöglich noch immer irgendwo dort.

Die Weihnachtsmine ... wenn sie ein paar Knochen- und Haarproben von den sterblichen Überresten nahm, könnte sie die auf Quecksilbervergiftung untersuchen lassen. Ein solcher Test war billig und einfach; man konnte sogar ein Analyse-Set für zu Hause bestellen. Und wenn die Tests positiv ausfielen, wäre das die letzte Feder an ihrem Hut. Sie

hätte definitiv die alten Mordfälle gelöst und ein höchst ungewöhnliches Tatmotiv in die Debatte innerhalb der Forensik eingeführt.

Ihr fiel das Versprechen ein, das sie Pendergast gegeben hatte – im Hotel zu bleiben, jeden Versuch zu unterlassen, die Person zu finden, die auf sie geschossen und Jack enthauptet hatte. Na ja, sie hatte den Versuch tatsächlich unterlassen. Pendergast hätte eben nicht Informationen vor ihr zurückhalten sollen – vor allem solche, die für ihre Semesterarbeit von so entscheidender

Bedeutung waren.

Sie sah aus dem Fenster. Der Schneesturm war immer noch in vollem Gang. Weil heute Heiligabend war, hatte alles geschlossen, und die Stadt war wie leergefegt. Jetzt wäre der ideale Zeitpunkt, dem Archiv in der Villa Griswell einen kurzen Besuch abzustatten.

Corrie hielt einen Moment inne, dann steckte sie ihr kleines Set Dietriche ein. Die Villa dürfte mit einem alten Schloss gesichert sein – überhaupt keine Herausforderung.

Noch einmal mummelte sie sich ein und trat in den Schneesturm hinaus. Ermutigenderweise war außer den Schneepflügen nichts los auf den Straßen, während sie durch die menschenleere Kulisse ging. Einige Weihnachtsdekorationen, Immergrün-Girlanden und -Schleifen hatten sich im Wind losgerissen und flatterten und schwangen verloren an Laternenpfeilern und Spruchbändern über den Straßen. Auch Lichterketten hatten sich gelöst und blinkten unsterk. Die Silhouette der Berge konnte sie nicht erkennen, aber immer

noch war das durch den Schnee gedämpfte Brummen und Poltern der Skilifte zu hören, die trotz allem, was passiert war und obwohl fast kein Skifahrer mehr auf den Pisten war, weiterhin in Betrieb waren. Vielleicht war Skifahren ein so tief verwurzelter Teil der Lebensweise in Roaring Fork, dass die Lifte und die Pistenpflegefahrzeuge einfach nie ihren Betrieb einstellten.

Als sie um die Ecke der East Hallam bog, hatte sie plötzlich das Gefühl, dass jemand hinter ihr ging. Sie drehte sich

um und spähte in die Finsternis, konnte aber außer wirbelndem Schnee nichts ausmachen. Sie zögerte. Könnte ein Passant gewesen sein, aber vielleicht auch nur ihre Einbildung. Trotzdem ging ihr Pendergasts Warnung erneut durch den Kopf.

Aber es gab eine Möglichkeit, die Sache zu überprüfen. Sie ging den Weg zurück, den sie gekommen war – ihre Fußstapfen waren noch deutlich sichtbar. Und tatsächlich: Da waren andere Fußspuren. Offenbar war ihr jemand gefolgt, aber die Spuren waren plötzlich

abgebogen und führten in eine nicht öffentliche Gasse – ungefähr da, wo sie sich abrupt umgedreht hatte.

Auf einmal spürte Corrie ihr Herz wummern. Okay, jemand folgte ihr. Vielleicht handelte es sich um den Kerl, der versucht hatte, sie aus der Stadt zu vertreiben. Natürlich konnte es sich auch um einen Zufall handeln, gepaart mit ihrem begründeten Verfolgungswahn.

»Scheiß drauf«, sagte sie laut, wandte sich um und eilte die Straße entlang. Wieder eine Ecke, und dann stand sie vor der Villa Griswell. Das

Schloss war, wie vermutet, alt. Es würde ein Leichtes sein, ins Haus zu kommen.

Aber hatte es eine Alarmanlage?

Eine Windböe fegte über sie hinweg, als sie durch den gläsernen Türeinsatz spähte, um Hinweise auf eine Alarmanlage zu entdecken. Sie konnte nichts Offensichtliches erkennen, wie zum Beispiel Infrarotsensoren oder an den Ecken angebrachte Bewegungsmelder, außerdem war am Haus kein Hinweisschild angebracht, das vor einer Alarmanlage warnte. Das

Haus wirkte vernachlässigt, als wären die Eigentümer Pfennigfuchser.

Vielleicht glaubte ja niemand, dass die Stapel von Dokumenten darin irgendeinen Wert hatten oder geschützt werden mussten.

Selbst wenn das Haus mit einer Alarmanlage gesichert war und sie die auslöste – würde die Polizei wirklich darauf reagieren? Im Moment hatte sie wichtigere Dinge zu erledigen. Und bei einem Schneesturm wie diesem, mit orkanartigen Böen, herabstürzenden Dachlawinen und Baumästen, würden

wahrscheinlich in der ganzen Stadt Alarmanlagen losgehen.

Sie blickte sich um, zog ihre Handschuhe aus und knackte schnell das Schloss. Sie schlüpfte ins Haus, schloss die Tür, atmete tief durch. Keine Alarmanlage, keine blinkenden Lämpchen. Nur das Heulen des Schneesturms draußen.

Sie rieb sich die Hände, um sie zu wärmen. Das hier würde ein Kinderspiel werden.

Eine halbe Stunde später hatte Corrie in einem Stapel Dokumente in einem schummrigen Hinterzimmer gefunden, was sie brauchte. Eine alte Landkarte verriet ihr Lage und Grundriss der Weihnachtsmine. Den Informationen zufolge, die sie ausgegraben hatte, war die Mine ein Fehlschlag, eine der ersten,

die damals im Jahr 1875 ausgebeutet waren und stillgelegt wurden und, soweit sie das erkennen konnte, nie wieder in Betrieb genommen worden waren. Das war vermutlich auch der Grund, weshalb die irren Bergarbeiter sie als Unterschlupf genutzt hatten.

Noch einmal sah sie sich die Karte sorgfältig an. Zwar befand sich die Mine hoch oben in der Schmugglerwand, auf fast 4000 Meter Höhe, aber wegen des Netzes alter Bergwerkstraßen, die heutzutage im Sommer von vierrädrigen Leichtfahrzeugen und im Winter von

Motorschlitten befahren wurden, war sie leicht zugänglich. Sie befand sich oberhalb eines weithin bekannten Komplexes alter Gebäude, der in einer natürlichen Mulde lag, die man unter dem Namen Schmugglerkar kannte und im Sommer ein beliebtes Touristenziel war. Eines der Gebäude, bei weitem das größte, war berühmt, weil darin die verfallenden Überreste der Irland-Pumpmaschine standen, zur Zeit ihrer Herstellung angeblich die größte Pumpe der Welt, die zur Entwässerung genutzt worden war, wenn Schächte bis unter

den Wasserspiegel gegraben wurden.

Die Weihnachtsmine würde sicherlich verschlossen sein – denn sämtliche alten Minen und Stollen in Roaring Fork, so hatte sie erfahren, waren zugemauert oder in manchen Fällen mit Eisenplatten verschlossen worden. Es könnte schwierig oder sogar ausgeschlossen sein, in die Mine einzubrechen, vor allem, wenn man den Schnee bedachte. Aber es war einen Versuch wert. Sie hatte allen Grund zu der Annahme, dass die Gebeine der Kannibalen sich noch immer dort

befanden, vielleicht irgendwo versteckt von den Vigilanten, die sie erschossen hatten.

Während sie die Unterlagen, Landkarten und Schaubilder durchging, merkte sie, dass sich in ihrem Geist völlig unbewusst bereits ein Plan geformt hatte. Sie würde zu der Mine hinauffahren, die Leichen ausfindig machen und ihre Proben nehmen. Und sie würde das sofort erledigen – solange die Wege aus der Stadt noch unpassierbar waren und bevor Pendergast sie dazu zwingen konnte, nach New York

zurückzukehren.

Aber wie dort hinaufkommen, zu einem steilen Hang im Hochgebirge im tobenden Schneesturm? Noch während sie sich die Frage stellte, kam ihr die Antwort. Oben in dem Skischuppen standen Motorschlitten. Sie würde einfach zu den Heights hinauffahren, sich einen Motorschlitten ausleihen ... und der alten Weihnachtsmine einen kurzen Besuch abstatten.

Und jetzt war der ideale Zeitpunkt dafür: Heiligabend, wenn neunzig Prozent der Einwohner weggefahren

waren und alle anderen sich zu Hause in Sicherheit gebracht hatten. Selbst wenn jemand ihr tatsächlich folgte – er würde ihr bestimmt nicht bis zur Mine folgen, nicht bei diesem Wetter. Nur ein kurzes Auskundschaften hoch oben am Berg und wieder zurück – und dann würde sie sich im Hotel verkriechen, bis sie Vorkehrungen treffen konnte, die Stadt zu verlassen.

Ihr fiel ein, dass sie nicht nur auf Kermodes Berufsschläger, sondern auch auf das Wetter aufpassen musste. Wenn jemand anders so verrückt war, bei

diesem Unwetter vor die Tür zu gehen, handelte sie denn nicht auch ein wenig irre? Sie würde die Sache einen Schritt nach dem anderen angehen. Sollte der Schneesturm zu übel werden, oder wenn sie das Gefühl hatte, in eine Situation zu geraten, mit der sie nicht fertig wurde, würde sie die Aufklärungsmission abbrechen und umkehren.

Sie steckte die alte Landkarte der Mine und eine weitere Karte des gesamten Komplexes ein, auf der sämtliche Verbindungsstollen verzeichnet waren, und machte sich auf

den Rückweg zum Hotel Sebastian. Dabei hielt sie nach dem mutmaßlichen Verfolger Ausschau, fand aber keine Hinweise auf ihn. Sie packte den Rucksack mit einer kleinen Wasserflasche, Probebeuteln, einer Stirnlampe mit Ersatzbatterien, extra Handschuhen und Socken, Streichhölzern, einer Feldflasche, Mars-Riegeln und Schokolinsen, ihrem Werkzeug zum Schlösserknacken, einem Messer, Pfefferspray (das sie überallhin mitnahm) und ihrem Handy. Als sie noch einmal kurz auf die Karte der

Weihnachtsmine blickte, die sie aus dem Archiv entwendet hatte, stellte sie zu ihrer Genugtuung fest, dass der unterirdische Verlauf der Stollen klar und deutlich eingezeichnet war.

Der Hotelportier konnte ihr – was am nützlichsten war – eine Straßenkarte mit Wegen für Motorschlitten in den umliegenden Bergen mitgeben.

Außerdem war es ihr gelungen, aus dem Geräteraum des Hotels einen Klauenhammer, einen Bolzenschneider und ein Brecheisen zu »borgen«.

Sie zog sich warm an, belud den

Wagen und fuhr im Schneesturm und mit flappenden Scheibenwischern die Main Street hinunter. Der Schneefall hatte ein wenig nachgelassen, der Wind ebenso. Die Schneepflüge waren noch immer in vollem Einsatz – die Schneeräumung funktionierte in dieser Stadt erstaunlich effizient –, aber der Sturm war den Räumungsarbeiten trotzdem voraus, so dass auf den meisten Straßen zwischen sieben und zehn Zentimeter Schnee lagen. Trotzdem: Der Ford Explorer ließ sich ganz gut fahren. Als sie sich den Heights näherte, spielte sie in Gedanken

durch, was sie dem diensthabenden Wachmann sagen wollte; doch als sie dann am Tor eintraf, stand es offen und das Wachhäuschen war leer. Aber warum auch nicht? Die Mitarbeiter wollten am Heiligen Abend sicher zu Hause sein – und wer, der bei vollem Verstand war, wollte überhaupt in diesem Schneegestöber draußen herumstehen?

Die beheizte Straße hinter dem Tor war gar nicht schlecht zu befahren, allerdings hatte der starke Schneefall das Heizsystem dann doch überfordert.

Einige Male wäre sie fast stecken geblieben. Aber dann schaltete sie in den Four-Wheel-Drive und konnte weiterfahren. Zumindest auf dem Rückweg würde es hauptsächlich bergab gehen.

Durch die wirbelnden Schneeflocken kam das Clubhaus in Sicht, die Lichter waren an, aus den großen Panoramafenstern drang ein einladender gelblicher Schein. Aber der Parkplatz war leer; Corrie fuhr nahe an die Seite des Gebäudes und stieg aus dem Wagen. Sie bezweifelte, dass bei einem

derartigen Schneesturm jemand drinnen sein würde. Trotzdem wollte sie keine neugierigen Blicke auf sich ziehen und dass irgendjemand mitbekam, wie sie einen der Motorschlitten aus dem Skischuppen holte. Nachdem sie den Schnee von sich gestampft und gewischt hatte, ging sie um das Gebäude herum zur Vorderseite und rüttelte an der Tür.

Abgeschlossen.

Sie spähte durch die kleine Reihe von Fensterscheiben zur Rechten der Tür. Drinnen war alles hell erleuchtet und festlich geschmückt. Im Kamin prasselte

ein Gasfeuer. Aber es war niemand zu sehen.

Nur um sicherzugehen, ging sie um den Rest des Gebäudes herum und sah dabei durch die Fenster. Der Wind hatte zwar an Stärke nachgelassen, pffiff ihr aber immer noch in den Ohren. Es dauerte fünf sich lang hinziehende Minuten, bis sie sicher war, dass niemand zu Hause war.

Sie begab sich zurück zur Seite des Gebäudes, bereit, zum Skischuppen hinaufzugehen. Als sie über den Parkplatz ging, fiel ihr auf, dass der

Schneefall fast aufgehört hatte. Die Straße, die zum Schuppen führte, würde noch passierbar sein. Sie stieg in den Explorer und ließ den Motor an. Alles lief so, wie erhofft. Sie konnte sich einen von den Motorschlitten aussuchen ... und sie besaß immer noch den Schlüssel zum Vorhängeschloss des Schuppens.

Aber dann, als sie von der kreisrunden Zufahrt zum Clubhaus zurück auf die beheizte Hauptstraße bog, fielen ihr Reifenspuren im Schnee auf, die über ihren lagen.

Zufall? Durchaus möglich. Die Reifenspuren konnten von jemandem aus der Wohnanlage stammen – schließlich gab es dort oben Dutzende Häuser. Vielleicht von einem Bewohner, der eilig nach Hause gefahren war, bevor der Schneesturm schlimmer wurde. Andererseits war sie schon einmal

verfolgt worden, in der Stadt. Corrie verspürte eine aufsteigende Angst und schaute sich um, aber da waren keine anderen Fahrzeuge zu sehen. Sie blickte auf die Uhr: 14 Uhr. Noch drei Stunden Tageslicht übrig.

Der Explorer fuhr schleudernd die Straße hinauf, Corrie gab Vollgas. Sie lenkte den Wagen um die letzte Ecke und hielt direkt vor dem Zaun, der den Schuppen umgab. Der Schneefall hatte weiter nachgelassen, aber als sie den Kopf hob, sah sie dicke graue Wolken, die noch mehr Schnee verhiessen.

Sie ließ den Motor laufen, während sie noch einmal ihren Rucksack durchsah – alles da und in Ordnung. Sie besaß keinen Motorschlitten-Anzug, hatte aber praktisch ihre gesamte Winterbekleidung angezogen, dazu zwei Paar Handschuhe, eine Strumpfmütze und schwere Schneestiefel.

Sie verließ den Wagen, schlang sich den schweren Rucksack über eine Schulter. Es war merkwürdig still. Alles war in ein kaltes, graues Licht getaucht; die Luft war eisig, ihr Atem kondensierte. Es roch nach immergrünen

Pflanzen. Die Zweige der Bäume waren mit Schnee beladen und bogen sich, auf dem Dach des Schuppens lag eine dicke Schneeschicht, die Reihen der Eiszapfen wirkten stumpf und kalt im grauen Licht.

Sie öffnete das Vorhängeschloss mit ihrem Schlüssel, betrat den Schuppen und schaltete das Licht an. Die Motorschlitten waren alle da, fein säuberlich aufgereiht, Schlüssel in der Zündung, Helme an einer Werkzeugwand in der Nähe. Sie ging an ihnen entlang, nahm sie in Augenschein und überprüfte die Kraftstoffanzeigen. Zwar hatte sie

noch nie einen Motorschlitten gefahren, aber damals in Kansas hatte sie ziemlich viel Zeit auf Enduro-Motorrädern verbracht, und die Schneemobile schienen ähnlich zu funktionieren: Gashebel am rechten Handgriff, Bremse am linken. Das müsste machbar sein. Sie suchte sich das am saubersten wirkende Gefährt aus, vergewisserte sich, dass der Tank voll war, wählte einen Helm aus und legte ihren Rucksack in den Stauraum unter dem Sitz.

Sie ging zum Haupttor des Schuppens hinüber, schloss es von innen auf und

schob es mit einiger Mühe auf. Der draußen am Tor angesammelte Schnee fiel in den Schuppen. Sie startete das Schneemobil, nahm auf dem Sitz Platz und suchte nach den Bedienhebeln, Gas, Bremse, Gänge, und schaltete das Licht ein paarmal an und aus.

Trotz aller Angst und Besorgnis, die an ihr genagt hatten, stieg doch ein Gefühl der Erregung in ihr auf. Sie sollte das Ganze als eine Art Abenteuer ansehen. Wenn jemand hinter ihr her war, würde er ihr auf den Berg folgen? Das kam ihr unwahrscheinlich vor.

Sie setzte den Helm auf, gab etwas Gas und steuerte den Motorschlitten vorsichtig durchs Tor. Draußen versuchte sie, es zu schließen, aber wegen des Schnees, der nach drinnen gefallen war, ließ es sich nicht zuschieben.

Ihr fiel ein, dass sie im Grunde dabei war, ein Schneemobil zu stehlen, was vermutlich eine schwere Straftat war. Doch wegen der Ferienzeit und des Schneesturms und weil die Polizei mit dem Brandstifter beschäftigt war, ging die Chance, erwischt zu werden,

vermutlich gegen null. Der Karte zufolge lag die Weihnachtsmine rund fünf Kilometer entfernt, erreichbar auf alten Bergwerksstraßen, die inzwischen viel als Motorschlitten-Trails genutzt wurden. Wenn sie vorsichtig fuhr, konnte sie vermutlich in zehn, fünfzehn Minuten dort sein. Natürlich konnte vieles schiefgehen. Vielleicht konnte sie nicht in den Tunnel einbrechen, oder er war eingestürzt; vielleicht waren die sterblichen Überreste begraben oder versteckt worden. Oder sie fand heraus – Gott bewahre –, dass

Pendergast ihr zuvorgekommen war. Schließlich hatte sie den Standort indirekt von ihm erfahren. Aber zumindest hätte sie das Gefühl, ihr Bestes gegeben zu haben. Davon abgesehen, konnte sie in weniger als einer Stunde dort hinauffahren und zurück sein.

Sie studierte die Karten und versuchte, sich die Route einzuprägen, dann steckte sie sie ins Handschuhfach unter der kleinen Windschutzscheibe. Behutsam lenkte sie den Motorschlitten weiter in den Schnee, wo er auf

alarmierende Weise einzusinken begann. Mit ein wenig mehr Gas fuhr er jedoch höher und sicherer. Vorsichtig drehte sie den Gashebel und beschleunigte die Servicestraße hinauf, die laut Karte in das Netz der ins Gebirge führenden Schneemobilwege mündete und schließlich zu der alten Minenstraße führte, auf der sie zum Schmugglerkar und zum darüberliegenden Bergwerkseingang gelangen würde.

Ziemlich schnell hatte sie ein Gespür für die Bedienung entwickelt und fuhr in passablem Tempo, dreißig

Stundenkilometer, wobei der Motorschlitten einen Wirbel aus Schnee hinter sich aufwarf. Es war unerwartet aufregend, so durch die Tannen zu flitzen und die frostige Luft an sich vorbeiströmen zu lassen, rings umgeben von prächtigen Berggipfeln. Die zahlreichen Kleiderschichten hielten sie schön warm.

Oben am Bergkamm gelangte sie zum Haupt-Schneemobil-Trail, der günstigerweise ausgeschildert war. Der dicke Schnee hatte alle möglicherweise vorhandenen Spuren von Motorschlitten

ausgelöscht, aber die Straße selbst war deutlich sichtbar, wie sie, markiert von hohen Pfosten mit fluoreszierenden orangefarbenen Schildern, zum Maroon Ridge hinaufführte.

Sie fuhr weiter. Mit zunehmender Höhe wurden die Bäume kleiner und verkrüppelt, einige bloße Schneeklumpen – und dann ganz plötzlich durchbrach sie die Baumgrenze. Sie hielt an, schaute auf der Karte nach – alles gut. Der Ausblick war phänomenal: Da lag Roaring Fork im Tal ausgebreitet, ein Miniaturdorf,

puppenhaft, in Weiß gehüllt. Zur Linken erhob sich das Skigebiet, wie Schleifen aus weißen Pfaden ins Gebirge. Die Lifte waren noch immer in Betrieb, aber nur die hartgesottensten Skifahrer schienen draußen zu sein. Hinter ihr erhoben sich die ehrfurchtgebietenden, über 4000 Meter hohen Gipfel der Rocky Mountains.

Der Karte zufolge befand sie sich bereits auf halbem Weg zum Gebiet mit den alten Bergbaugebäuden im Kar.

Plötzlich vernahm sie in der Ferne ein Brummen, das von unten heraufkam,

und hielt an, um besser hören zu können. Der Motor eines Schneemobils. Als sie die Strecke hinabschaute, die sie heraufgekommen war, sah sie in einer der Spitzkehren des Trails kurz einen schwarzen Punkt, bevor er zwischen den Bäumen verschwand.

Eine Welle der Panik schlug über ihr zusammen. Jemand folgte ihr tatsächlich. Oder war das nur ein anderer Schneemobilfahrer? Nein – Zufall war eines, aber zum dritten Mal an diesem Tag hatte sie das Gefühl, verfolgt zu werden. Das musste der Stalker sein –

Kermodes Berufsschläger, da war sie sicher, die Person, die sie bedroht und ihren Hund umgebracht hatte. Bei diesem Gedanken stieg erneut Angst in ihr auf. Das hier war kein Abenteuer, sondern einfach nur töricht: Sie hatte sich in eine verletzliche Position manövriert, allein am Berg, weit weg von jeder Hilfe.

Sofort holte sie ihr Handy hervor. Kein Netz.

Der Klang des Motors wurde schnell lauter. Ihr blieb nicht viel Zeit.

Ihre Gedanken rasten. Sie konnte nicht wenden und zurückfahren – es gab

nur einen Weg nach unten, es sei denn, sie fuhr geradewegs den fast senkrechten Grat hinunter. Und der Schnee war so tief, dass sie nicht vom Motorschlitten absteigen und zu Fuß gehen konnte.

Langsam dämmerte ihr, dass sie sich in echte Schwierigkeiten gebracht hatte. Das Beste, fand sie, wäre es, weiter hinaufzufahren bis zur Mine, einzubrechen, falls sie könnte, und dort drinnen den Stalker abzuschütteln. Sie besaß eine Karte der Weihnachtsmine, er bestimmt nicht.

Noch während sie wieder den Weg

hinaufschaute, sah sie den Motorschlitten um die letzte Kurve vor der Baumgrenze biegen und auf sie zu beschleunigen.

Sie drehte den Gashebel auf und brettete den Trail hinauf, jagte den Motorschlitten auf Tempo dreißig, dann fünfunddreißig, dann vierzig Stundenkilometer. Das Schneemobil flog praktisch dahin, auf der einen Seite des Trails ein fast senkrechter Abhang, auf der anderen eine steile Wand aus Schnee. Nach fünf Minuten führte der Trail über eine Kante. Und dann befand sie sich in dem alten Bergbaukomplex.

Dieser lag eingebettet in eine Mulde, dem Schmugglerkar. Er war umgeben von hohen Bergkämmen und verstreut liegenden, verfallenen Bergwerksgebäuden mit durchhängenden Dächern. Alle waren unter Schnee begraben, manche nichts weiter als Haufen zerbrochener Bretter. Sie hielt kurz an, um sich anhand der Karte zu orientieren. Die Weihnachtsmine lag noch höher, an einem Steilhang auf halber Höhe der Bergflanke, direkt oberhalb der alten Gebäude. Die Schmugglerwand. Mit der Karte in der

Hand spähte sie im grauen Licht nach oben und fand den Eingang. Hier endete der offizielle Trail für Motorschlitten, aber auf der Karte war eine alte, noch existierende Bergwerksstraße eingezeichnet, die zur Mine hinaufführte. Als Corrie zur Steilwand des Kars hinschaute, konnte sie den künstlich eingeschnittenen Hohlweg erkennen, er führte in einer Reihe furchterregender Haarnadelkurven hinauf; hohe Schneeverwehungen lagen quer darüber.

Noch einmal hörte sie das Schneemobil, das zu ihr aufschloss.

Sie steckte die Karte ein, startete den Motor, fuhr an den alten Gebäuden vorbei und steuerte auf die andere Seite der Senke zu, wo der Hang erneut nach oben stieg. Mit Verwunderung sah sie frische Schneemobilspuren zwischen den Gebäuden, ein wenig zugeschneit, aber eindeutig früher gezogen.

Sie kam unten am Hohlweg an, und ihr wurde angst und bange. Noch während sie die beinahe senkrechte Wand über sich betrachtete, wurde der Klang des Verfolger-Schneemobils lauter, und als sie sich umwandte, sah

sie es über die Kante des Kars kommen, keine achthundert Meter entfernt.

Sie gab Gas und blickte den Trail hinauf. Dabei hielt sie sich möglichst nahe am inneren Rand und raste durch die Schneeverwehungen. Die erste Haarnadelkurve war so steil und eng, dass ihr fast das Herz stehen blieb.

Während sie im Schneckentempo um die Kurve fuhr, wäre sie fast in einer Schneewehe stecken geblieben. Ihre Anstrengungen freizukommen entsandten Kaskaden aus Schneestaub. Der Moorschlitten neigte sich. Sie gab

Vollgas, Schnee spritzte auf, und sie schaffte es gerade noch, zurück in die Spur zu kommen. Schwer atmend und verängstigt vom gähnenden weißen Raum unter ihr, hielt sie an. Ihr ging auf, dass an diesem Steilhang hohe Lawinengefahr herrschen musste. Sie sah, dass ihr Verfolger jetzt durch den alten Minenkomplex fuhr und ihrer Spur folgte. Er war so nahe, dass sie das Gewehr sehen konnte, das er über der Schulter trug.

Ihr wurde klar, dass sie sich am Berg in die Enge hatte treiben lassen. Die

Straße endete vor der Mine. Über ihr waren nichts als senkrechte Berghänge. Und unter ihr ein Mörder.

Sie raste durch ein weiteres halbes Dutzend beängstigender Spitzkehren; rücksichtslos brettete sie durch den Tiefschnee, ohne dass der Motorschlitten je langsamer wurde oder zum Stehen kam. Schließlich traf sie am Eingang zur Weihnachtsmine ein, markiert durch ein wackliges Bockgerüst und eine quadratische Öffnung aus mächtigen, verrotteten Holzbohlen. Sie lenkte das Schneemobil direkt vor den

Eingang, riss sich den Helm vom Kopf, klappte den Sitz hoch und zog ihren Rucksack hervor. Sobald der Motor ausgeschaltet war, hörte sie das Brummen des anderen Schneemobils sehr viel deutlicher.

Die Tür war ungefähr drei Meter tief in den Stollen eingelassen, was bedeutete, dass er nicht zugeschneit war. Der Eingang hatte eine verrostete Tür, eingefasst von einer Platte aus genietetem Stahl, stark altersgeschwärzt, verriegelt mit einem schweren, uralten Vorhängeschloss.

Das Motorengeräusch wurde lauter. Corrie geriet in Panik. Sie streifte die Handschuhe ab, schnappte sich das Werkzeug zum Schlossknacken und versuchte, einen Schlagschlüssel ins Schloss zu stecken – aber es war sofort erkennbar, dass das Schloss eingerostet und nicht zu knacken war. Noch während sie herumtastete, hörte sie das herannahende Brummen.

Sie schnappte sich den Bolzenschneider aus dem Rucksack, aber er war nicht so groß, dass die Zangen über den dicken Schlossriegel

passten. Aber sie passten teilweise über die Haspe. Corrie ramnte sie darüber und drückte fest zu, wodurch sich die Zangen mit Mühe schlossen. Dann nahm sie den Hammer und versetzte der teilweise durchtrennten Haspe einen wuchtigen Schlag, dann noch einen, und bog sie genügend, so dass sie den Rest durchtrennen konnte. Trotzdem: Alles war derart verrostet, dass sie mit dem Hammer auf die Einzelteile einschlagen musste, um sie loszuschütteln.

Sie warf sich gegen die Eisentür, die sich aber kaum bewegte, sondern nur ein

lautes Quietschen von sich gab.

Plötzlich jaulte der Motor des Schneemobils auf; sie sah ein Schneegestöber; und dann erschien es am Eingang der Mine, gefahren von einem Mann mit schwarzem Helm und in bauschigem Schneeanzug. Gleichzeitig erhob er sich von dem Fahrzeug, löste den Helm und nahm das Gewehr von der Schulter.

Unwillkürlich aufschreiend, warf sie sich gegen die Tür, wobei sie sich fast die Schulter ausrenkte. Laut quietschend öffnete sich die Tür gerade so weit, dass

Corrie sich hindurchzwängen konnte. Sie schnappte sich ihren Rucksack, schob sich durch die Öffnung, dann drehte sie sich um, warf sich gegen die Eisentür und drückte sie wieder zu – gerade, als aus dem Gewehr ein ohrenbetäubender Schuss abgefeuert wurde. Die Kugel schepperte gegen die Tür und prallte in der Mine von den Wänden ab. Funken stoben auf, als das Projektil am Felsgestein hinter Corrie zersplitterte.

Noch ein Stoß, dann war die Tür ganz geschlossen. Corrie lehnte sich dagegen und kramte ihre Stirnlampe aus

dem Rucksack, zog sie über ihre Strumpfmütze und setzte sie auf. Ohrenbetäubend laut prallten zwei Kugeln gegen die Tür, aber sie war aus dickem Eisen, deshalb hinterließen sie lediglich Dellen. Und jetzt spürte Corrie, dass jemand sich von der anderen Seite gegen die Tür warf und sie ein paar Zentimeter aufschob. Noch einmal warf sie sich dagegen und knallte sie zu, und dann riss sie das Brecheisen aus ihrem Rucksack, schob es unter die Türkante, versetzte ihm einen Schlag mit dem Hammer, dann noch einen, bis es

hielt. Gleichzeitig spürte sie, wie sich der Mann auf der anderen Seite mit der Schulter voran gegen die Tür warf, um sie aufzudrücken.

Wütend hämmerte er dagegen, aber das Brecheisen glitt nur ein wenig zurück. Das Ganze würde nicht ewig halten. Corrie blickte sich um. Überall gebrochenes Felsgestein, dazwischen Stücke alten Eisens und uralte Gerätschaften.

Bumm! Jetzt warf sich der Mann mit Anlauf gegen die Tür, wodurch sich das Brecheisen allmählich löste.

Corrie hämmerte es wieder fest und begann, Felsbrocken und Eisenteile vor die Tür zu stapeln. Weiter hinten, auf den Gleisen sah sie eine alte Lore. Mit großer Mühe setzte sie sie in Bewegung und schob sie vom Gleis herunter, so dass sie vor der Tür umkippte. Dann wälzte sie ein paar größere Felsbrocken davor. Jetzt würde sie halten – zumindest eine Zeitlang. Schwer atmend sackte Corrie an der Felswand zusammen und versuchte, wieder Luft zu bekommen und ihre nächsten Schritte zu planen.

Wieder wurden Schüsse gegen die Tür abgegeben, sie erzeugten eine Reihe ohrenbetäubender, scheppernder Geräusche in dem geschlossenen Raum und ließen Corrie aufspringen. Sie schnappte sich den Rucksack, wandte sich um und zog sich weiter in den Tunnel zurück. Zum ersten Mal konnte sie den Raum erkennen, in dem sie sich befand. Die Luft war kalt, aber nicht so kalt wie draußen, und roch nach Schimmel und Eisen. Der Stollen verlief schnurgerade durch massiven Fels, alle drei Meter von schweren Holzpfeilern

abgestützt. Zwei Transportgleise für Erzkarren führten in die Dunkelheit.

Im Laufschrift bewegte sie sich durch den Stollen. Die Geräusche des Stalkers, der einzubrechen versuchte, hallten den Gang hinunter. Corrie kam an einen Querstollen, bog dort ab und musste dann schließlich in einer Sackgasse stehen bleiben, um sich auszuruhen. Und zu überlegen.

Sie hatte zwar ein wenig Zeit gewonnen, aber schließlich würde es dem Mann gelingen, die Tür aufzuhebeln. Die alte Karte, die sie

besaß, hatte angezeigt, dass ein Abschnitt der Weihnachtsmine mit anderen, tiefer gelegenen Minen verbunden war und ein Labyrinth aus Stollen und Schächten bildete – vorausgesetzt, diese waren alle noch passierbar. Wenn sie sie erreichen, einen Weg nach draußen finden könnte ... aber was würde ihr das nützen? Draußen lag der Schnee meterhoch, da kam man zu Fuß nicht durch. Es gab nur einen Weg den Berg hinab – mit dem Motorschlitten.

Und niemand wusste, dass sie hier

oben war. Sie hatte keinem Menschen davon erzählt. *Mein Gott*, dachte sie, *in was für ein Schlamassel hab ich mich da reingeritten?*

Im selben Moment hörte sie ein metallisches Kreischen, dann noch eins. Sie blickte um die Ecke des Stollens, zurück zur Tür in der Ferne und sah einen Lichtstrahl. Noch ein Quietschen, der Lichtstrahl wurde breiter.

Der Mann war dabei, die Tür aufzudrücken. Sie erkannte eine Schulter, ein brutal wirkendes Gesicht – und einen Arm mit einer

Faustfeuerwaffe.

Sie rannte los, als der Schuss
abgegeben wurde.

Die Kugeln pfiffen an ihr vorbei, funkensprühend prallten sie vom Steinboden des vor ihr liegenden Hauptstollens ab, die Querschläger-Fragmente summten davon wie Bienen. Corrie floh in panischer Angst, sprang über die alten Transportgleise und rechnete jede Sekunde damit, zu spüren,

wie eine Kugel in ihren Rücken einschlug und sie zu Boden warf. Der Tunnel endete in einem weiteren Querstollen und einer Felswand. Wieder kam eine Kugel den Stollen hinabgepfeifen und schlug in die Holzbohlen über ihr ein: Splitter und Staub wirbelten gegen die vor ihr liegende Felswand.

Sie schlitterte um die Ecke und rannte weiter. Verzweifelt versuchte sie sich an die Lage der Stollen zu erinnern, die sie auf der Karte gesehen hatte, aber in ihrer Panik konnte sie nicht klar denken.

Nachdem sie um die Ecke gebogen war, hatte das Geballer vorübergehend aufgehört, und jetzt sah sie einen weiteren, viel schmaleren Stollen, der nach rechts abzweigte und in einer Reihe primitiver Stufen wie eine gigantische Steintreppe steil hinabführte. Sie flog förmlich darauf hinab, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, und dann befand sie sich in einem tiefer gelegenen Stollen, auf dessen Grund ein kleines Rinnsal floss. Hier war es wärmer, vielleicht sogar über dem Gefrierpunkt, so dass sie in ihrer dicken

Winterbekleidung schwitzte.

»Du kannst nicht entkommen«, ertönte ein Ruf hinter ihr. »Hier drin gibt's nur Sackgassen!«

Quatsch, sagte sie mit einer Tapferkeit, die sie nicht empfand. *Ich hab eine Karte.*

Wieder ertönten zwei Schüsse, aber sie prallten hinter ihr auf, und sie spürte, wie die absplitternden Felsstückchen auf ihre Jacke prasselten. Sie schaute sich um. Links von ihr zweigte ein weiterer Stollen ab – auch dieser führte abwärts, in einem noch steileren Winkel, die

Stufen waren von Wasser bedeckt und rutschig, an der Wand war als Geländer ein verrottetes Seil gespannt.

Sie betrat die Treppe, rannte mit halsbrecherischem Tempo los. Auf halber Strecke glitt sie aus und griff fieberhaft nach dem Seil, das wie Staub in ihren Händen zerbröselte. Sie stürzte vornüber, rollte sich über die Schulter ab und kugelte unsanft bergab, bis sie schließlich krachend aufschlug und auf den nassen Steinen der Länge nach stürzte. Ihre dicke Winterbekleidung und ihre Wollmütze hatten den Sturz

abgefedert – aber nicht sehr.

Sie rappelte sich hoch, Arme und Beine schmerzten, auf der Stirn eine brennende Platzwunde. Sie befand sich in einem breiten, tief gelegenen Flöz, kaum einen Meter fünfzig hoch, mit Pfeilern aus Felsgestein, die die Decke abstützten. Er erstreckte sich in zwei Richtungen, so weit der Lichtschein ihrer Stirnlampe die Dunkelheit durchdringen konnte. Sie lief in der Hocke, rannte im Zickzack an den Pfeilern vorbei, leuchtete kurz mit der Lampe nach vorn, um zu sehen, wo sie

hinlief, dann schaltete sie sie wieder aus und lief weiter hinein ins Dunkel. Das tat sie zwei weitere Male, und dann, beim dritten Mal, während die Lampe ausgeschaltet war, bog sie scharf nach rechts ab, lief langsamer und bewegte sich so leise wie möglich.

Das Licht der Taschenlampe ihres Verfolgers stach durch die Dunkelheit hinter ihr; sie wackelte, wenn er lief, und leuchtete hierhin und dorthin. Corrie stellte sich hinter einen Stützpfeiler, drückte sich dagegen, wartete. Er war vom Weg abgekommen und rannte an ihr

vorbei. Kurz darauf sah sie, wie er langsamer ging und sich umschaute, eine Pistole in der rechten Hand.

Offensichtlich war ihm aufgegangen, dass er ihre Spur verloren hatte.

Sie schlüpfte hinter dem Stützpfeiler hervor und ging den Weg zurück, den sie gekommen war, dann bog sie in einen neuen Tunnelgang ab und schlich im Dunkeln weiter, wobei sie sich nicht traute, die Stirnlampe einzuschalten, sondern sich den Weg mit den Händen ertastete. Sie blinzelte, wischte sich über die Augen – das Blut strömte nur so

aus der Platzwunde auf der Stirn. Nach einer Weile erblickte sie hinter sich einen Lichtschein und sah, dass auch der Verfolger umgekehrt war und zurückkam. Jetzt ging sie schneller, zog sich die Stirnlampe vom Kopf, hielt sie tief nach unten gerichtet und schaltete das Licht nur eine Sekunde lang an, um nach vorn schauen und sich so schneller bewegen zu können.

Schlechte Entscheidung: Zwei Schüsse ertönten. Und dann hörte sie ihn loslaufen, er leuchtete mit seiner Stirnlampe umher und tauchte Corrie in

Licht. Noch ein Schuss. Aber der Idiot schoss im Laufen, was nur im Fernsehen funktionierte, und sie ergriff die Gelegenheit, wie verrückt loszusprinten.

Beinahe hätte sie ihn nicht rechtzeitig gesehen – den senkrechten Schacht, der sich unmittelbar vor ihr auftat. Sie hielt so schnell an, dass sie wie ein Base-Läufer beim Baseball seitlich abrutschte. Trotzdem geriet sie mit einem Bein über die Kante. Sie schrie vor Angst kurz auf und kämpfte sich mit Händen und Beinen aus dem Abgrund zurück. Ein eiserner Steg überquerte den Schacht, aber der

sah wahnsinnig verrottet aus. Eine Eisenleiter – auch sie korrodiert – führte in die Finsternis hinab.

Es gab nur den einen oder anderen Weg.

Sie entschied sich für die Leiter, packte die Sprosse und schwang sich herum, ihr Fuß fand eine Sprosse darunter, dann noch eine. Das Ding knarrte und wackelte unter ihrem Gewicht. Von unten drang ein schaler Zug noch wärmerer Luft herauf. Jetzt gab es kein Zurück mehr: So schnell sie konnte, stieg Corrie hinab, während die

gesamte Leiter zitterte und schwankte. Sie hörte ein lautes platzendes Geräusch, dann ein zweites: Die Nieten, die die Leiter im Felsgestein befestigten, lösten sich, und die Leiter klappte nach unten weg. Sie klammerte sich daran fest, wappnete sich gegen den fürchterlichen, tödlichen Sturz – doch mit einem metallischen Kreischen kam die Leiter unsicher zum Stehen.

Von oben drang ein Lichtschein zu ihr herunter, zusammen mit dem Funkeln einer Waffe. Mit ihren Handschuhen packte Corrie die Ränder der Leiter, und

indem sie die Füße von den Sprossen hob und gegen die senkrechten Seiten der Leiter drückte, rutschte sie herunter – schneller, schneller, dabei platzte der Rost reihenweise ab, bis sie unten hart aufprallte und sich eben wegrollte, als die Schüsse ertönten und Löcher in den Gesteinsboden stanzten, wo sie gerade noch gewesen war.

Verdammt, sie hatte sich irgendwas am Knöchel getan.

Hatte der Kerl den Mumm, die wacklige Leiter hinabzusteigen? Direkt zu ihren Füßen sah sie einen Haufen

verrotteter Leinwand und einen Stapel alter Bretter. Sie humpelte dorthin, halb zog, halb zerrte sie die grobe Leinwand unter die Leiter. Das Material war so staubtrocken, dass es unter ihren Händen zerfiel. Jetzt zitterte und quietschte die Leiter – ihr Verfolger stieg herunter.

Was hieß, dass er seine Waffe nicht abfeuern konnte.

Sie schob den Haufen Leinwand gegen den Fuß der Leiter und stapelte die Bretter darauf, zog ihr Feuerzeug hervor und zündete den improvisierten Scheiterhaufen an. Alles war so trocken,

dass es wie eine Bombe explodierte.

»Brenn in der Hölle!«, schrie sie, während sie sich durch den Stollen schleppte und versuchte, die Schmerzen im Knöchel zu ignorieren. Gott, es fühlte sich an, als sei er gebrochen. Humpelnd und unter scheußlichen Schmerzen lief sie durch noch einen Stollen und dann noch einen und bog aufs Geratewohl ab, aber jetzt hatte sie sich völlig verirrt.

Allerdings befand sie sich mit Sicherheit weit außerhalb der Weihnachtsmine und tief in den Labyrinthen der Sally Goodin oder einer der anderen, tiefer gelegenen

Minen, die den Berg durchzogen. Hinter sich hörte sie Geräusche, die darauf hindeuteten, dass ihr Verfolger auf irgendeine Weise an dem Feuer vorbeigekommen war oder vielleicht einfach so lange gewartet hatte, bis es heruntergebrannt war.

Geradeaus fiel das Licht ihrer Stirnlampe auf einen Felseinsturz: ein Haufen gezackter Felsbrocken, die auf dem Boden des Tunnels verstreut lagen, obendrauf lagen ein paar gekreuzte Balken. Allerdings war ein schmaler Pfad auszumachen, der sich durch das

Geröll schlängelte. Von oben strömte kalte Luft herab. Unter Schmerzen kletterte sie über die Stapel aus Felsen und zerbrochenem Holz, dann blickte sie hoch. Durch einen Spalt war ein Stück dunklen, grauen Himmels zu sehen, aber das war auch alles. Es gab keinen Weg nach draußen, keine Möglichkeit, dort hinzukommen.

Sorgfältig tastete sie sich weiter durch das Geröll und gelangte schließlich zu einem ebenen Bereich auf der gegenüberliegenden Seite. Plötzlich vernahm sie ein zischendes Geräusch.

Sie blieb stehen, leuchtete mit der Stirnlampe nach vorn, dann stieß sie einen kurzen Schrei aus und wich zurück. Eingebettet zwischen den herabgestürzten Felsbrocken, den Weg blockierend, befand sich eine riesige Masse eingeringelter Klapperschlangen im Winterschlaf. In der kalten Luft dösten sie, aber die Schlangenbrut bewegte sich trotzdem in einer Art makabren Zeitlupe, pulsierend, sich windend, fast wie ein einzelnes Wesen. Einige waren so wach, dass sie zur Warnung rasselten.

Sie leuchtete mit der Stirnlampe umher und sah, dass in den verschiedenen kleinen Räumen zwischen den Felsbrocken weitere Klapperschlangen lagen. Sie waren überall – offenbar Hunderte. Sogar, wie sie mit bangem Gefühl erkannte, hinter ihr.

Plötzlich ertönte das *Bumm!* einer Waffe, und Corrie spürte, wie eine ihrer Hände plötzlich als Reaktion auf einen Aufprall zuckte. Instinktiv sprang sie über den Schlangenhaufen und kraxelte zwischen den Felsbrocken hindurch,

wodurch die Schmerzen im Knöchel nur noch schlimmer wurden. Wieder ein Schuss, dann noch einer, und dann suchte sie Zuflucht hinter einem großen Felsen, unmittelbar neben einer dicken, schlafenden Klapperschlange. In der Nähe lagen ein paar Steine – das hier war eine Chance, die sie sich nicht entgehen lassen durfte. Sie hob mit jeder Hand einen großen Stein auf – irgendetwas stimmte nicht mit ihrer linken Hand, aber darum würde sie sich später kümmern –, sprang auf den großen Felsbrocken und ließ beide Steine mit

großer Wucht auf die Hauptmasse der Klapperschlangen fallen.

Die Steine knallten in den Haufen der Reptilien. Die Reaktion kam unverzüglich und war furchteinflößend – ein Ausbruch von Gezische, das den Stollen mit einem Geräusch wie von tausend Bienen erfüllte, begleitet von explosionsartigen, windenden Bewegungen. Auf einmal verwandelte sich die träge Masse der Schlangen in einen Wirbelwind, sich windend, zuschlagend, in alle Richtungen davongleitend – mehrere kamen direkt

auf sie zu.

Corrie kraxelte zurück. Noch ein Schuss traf die Felsen rings um sie herum, und sie fiel zwischen zwei Felsbrocken hin. Das Gezische erfüllte die Höhle wie ein riesiger summender Dynamo. Sie stand auf und rannte los, wobei sie den verletzten Fuß nachzog. Ein halbes Dutzend Schlangen schlugen nach ihr, und sie sprang davon. Zwei blieben mit ihren Fängen am dicken Stoff ihrer Schneehose hängen. Mit einem Aufschrei schlug sie sie weg, tanzte praktisch zwischen den zuschnappenden

Schlangen, als erneut zwei Schüsse zwischen den Felswänden entlangpiffen. Einige Augenblicke später hatte sie die wütende Menge der Schlangen hinter sich gelassen, humpelte davon, bis sie die Schmerzen einfach nicht mehr aushalten konnte und schließlich zusammensackte. Keuchend lag sie da, Tränen rannen ihr über die Wangen. Der Knöchel war mit Sicherheit gebrochen. Und da war auch noch die Hand: Selbst im Dunkeln war zu erkennen, dass der Handschuh von einer warmen Flüssigkeit durchnässt

war. Behutsam zog sie ihn ab, hielt die Hand ins Licht und staunte über das, was sie da sah: Der kleine Finger hing baumelnd herab, er wurde nur noch von einem Hautfetzen gehalten, Blut quoll daraus hervor.

»Scheiße!«

Sie schüttelte den nutzlosen Finger ab – und wurde aufgrund der Verbindung von Ekel- und Schwindelgefühlen fast ohnmächtig. Sie wickelte den Schal ab, schnitt mit einem Messer ein Stück davon ab und schlang es um Hand und Fingerstumpf und band diesen ab, um

das Blut zu stillen.

Mein Finger. Jesus Christus. Wie im Traum und fast in Schock vor Unglauben zog sie den Handschuh, so gut sie konnte, wieder über das Stück Schal, damit es hielt. Dabei hörte sie von hinten einen Ruf, dann einen Schrei und das wüste Geballer einer Waffe. Doch diesmal waren die Schüsse nicht auf sie gerichtet. Ein rasselnder Laut und fauchende Reptilienwut erfüllten den Stollen. Wieder Schüsse und Schreie.

Sie musste weiter – irgendwann hätte er die Schlangenbrut hinter sich

gelassen, es sei denn, sie hatte Glück und er wurde gebissen. Im Aufrappeln kämpfte sie gegen ihren Schwindel und jetzt auch noch gegen eine aufsteigende Übelkeit. Verflucht, sie benötigte eine Krücke, aber es war nichts Brauchbares in der Nähe. Stark humpelnd ging sie weiter den Stollen entlang, der eine gewisse Strecke stetig nach unten verlief und an mehreren Querstollen vorbeiführte. Nach einiger Zeit kam sie an eine kleine Nische in der Seitenwand, blockiert von Felssteinen, die eine provisorische Mauer bildeten, die jetzt

halb eingestürzt war. Ein Ort zum Verstecken? Sie schleppte sich weiter, zog ein paar weitere Steine heraus und warf einen Blick hinein.

Der Lichtschein der Stirnlampe fiel auf eine Horde Ratten, die vor Aufregung aufsprangen und unter lautem Gequieke in alle Richtungen davonhuschten – wodurch die Überreste mehrerer Leichen zum Vorschein kamen.

Wie benommen starrte sie darauf. Insgesamt waren es vier, ausgelegt zu einer Reihe von Skeletten – oder besser: von teilweisen Mumien, denn sie hatten

noch immer getrocknetes Fleisch auf den Knochen, verrottete Kleidung, alte Stiefel und Haare. Die vertrockneten Köpfe waren nach hinten gekippt, die Kiefer standen weit offen, als würden sie schreien, und entblößten mumifizierte Mäuler voll schwarzer, verrotteter Zähne.

Als sie in die Nische kroch, um sich das Ganze genauer anzusehen, erkannte sie all die Anzeichen. Die Männer waren erschossen worden. Sie konnte die zahlreichen Löcher in den Schädeln ausmachen, viele andere Knochen waren

gebrochen, Ursache waren offenbar Schussverletzungen. Ein Füsilier-Angriff, der weit über das hinausging, was notwendig gewesen wäre, um die Männer zu töten – eine Zurschaustellung gewalttätiger Mordlust.

Die vier vom Quecksilber um den Verstand gebrachten Bergarbeiter. Irgendwo in diesem Stollensystem waren sie umgebracht worden, vermutlich in der Weihnachtsmine, anschließend wurden ihre Leichen hier heruntergeschleppt und versteckt.

In der Nähe der Leichen lag ein

langer, schwerer Stock – eigentlich ein Knüppel, vielleicht hatte einer der Mörder ihn dabeigehabt. Er würde als improvisierte Krücke genügen.

So schnell sie konnte und ohne das Beweismaterial zu gefährden, nahm Corrie den Rucksack ab, holte die Beweismittelbeutel heraus und legte sie aus. Sie zog den Handschuh von ihrer unverletzten Hand und sank auf die Knie, kroch von Leiche zu Leiche und entnahm von jeder eine Haarprobe, ein Fragment pergamentartigen getrockneten Fleisches und einen kleinen Knochen. Sie

versiegelte alles in den Beuteln und legte diese in den Rucksack zurück. Sie fotografierte die Leichname mit dem Handy und legte sich dann den Rucksack wieder an.

Vor Schmerz seufzend, gelang es ihr, sich aufzurappeln, wobei sie sich auf den Knüppel stützte. Jetzt musste sie dahinterkommen, wo sie sich befand, und den Weg nach draußen finden – ohne dabei erschossen zu werden.

Wie aufs Stichwort hörte sie weit hinten in der Nähe des Einsturzes weitere Schüsse. Fast glaubte sie das

Fauchen von Klapperschlangen zu hören,
ein leises Rauschen in der Ferne,
angenehm wie das Meer.

Vor Schmerzen nach Luft
schnappend, begab sie sich weiter den
Stollen hinunter und versuchte,
irgendeine markante Landmarke
auszumachen, die sie wiederum auf der
Karte finden konnte, um sich in Richtung
eines Ausgangs zu orientieren. Und zu
ihrer großen Erleichterung gelangte sie,
nachdem sie zehn Minuten gegangen
war, an eine Kreuzung von Stollen – drei
waagerechte und ein senkrechter Schacht

verbanden sich. Sie brach zusammen, holte die Karte hervor und studierte sie.

Und da war's.

Gott sei Dank. Ein Hoffnungsstrahl, endlich. Der Karte zufolge befand sie sich jetzt in der Sally-Goodin-Mine, nicht weit entfernt von einem tiefer gelegenen Ausgang. Ein paar hundert Meter von der Stelle entfernt, wo sie sich jetzt befand, lag ein Entwässerungstunnel mit einer großen Röhre darin, und dieser führte auf direktem Weg zur Irland-Pumpe im Kar unterhalb der Weihnachtsmine. Corrie

faltete die Karte zusammen, steckte sie ein und betrat den angezeigten Tunnel.

Und tatsächlich: Nachdem sie unter großen Schmerzen ein paar Minuten weitergegangen war, kam sie zu einem flachen Wassergerinne, das den Felsboden bedeckte, und danach zur Öffnung einer uralten Röhre, fast einen Meter im Durchmesser, die an einer Seite des Tunnels verlief. Sie bückte sich und kroch in die Öffnung, dankbar, nicht mehr auf den Beinen zu sein, und begann, dort hindurchzukriechen.

In der Röhre war es dunkel und eng,

immer wieder verfring sich die dicke Winterkleidung an rostigen Stellen. Aber sie kam vergleichsweise gut voran, es gab weder Einstürze noch Schmalstellen. Binnen zehn Minuten konnte sie einen Luftzug spüren, der kälter und frischer wurde, und meinte, Schnee riechen zu können. Nach einigen weiteren Minuten erkannte sie geradeaus einen ganz kleinen Lichtschein. Bald darauf verließ sie die Röhre und gelangte erst durch einen Vorraum und dann eine teilweise offene Holztür in einen dunklen, schäbigen und

schmuddeligen Raum mit rostigen Röhren und gigantischen Armaturen. Es war hier sehr kalt, matte graue Lichtstrahlen fielen durch die Lücken und Spalten in der Holzdecke. Corrie hatte das Gefühl, sich irgendwo in den Tiefen des alten Gebäudes mit der Irland-Pumpmaschine zu befinden.

Sie stieß einen Stoßseufzer aus, schaute sich um und erblickte eine alte Treppe, die nach oben führte. Als sie darauf zuhumpelte, sah sie aus dem Augenwinkel eine dunkle, sich bewegende Gestalt. Eine menschliche

Gestalt – die schnell auf sie zulief.

Er ist heil durch die Schlangenbrut gekommen. Irgendwie ist er heil durch die Schlangenbrut gekommen und greift mich jetzt von der Flanke her an ...

Ein Arm schlang sich um ihre Taille, ein anderer um ihren Hals, er bedeckte ihren Mund, erstickte ihren Schrei und zog ihren Kopf zurück. Dann erschien ein Gesicht in dem schummrigen Licht – ein Gesicht, das so gerade auszumachen war.

... Ted.

»Du!«, rief Ted, lockerte plötzlich

seinen Griff und nahm die Hand von ihrem Mund. »*Du* bist das! Was machst du denn hier –?«

»O mein Gott«, keuchte sie. »Ted! Da ist ein Mann. Da hinten ... er hat versucht, mich umzubringen ...« Sie rang nach Luft, unfähig weiterzusprechen, während er sie im Arm hielt.

»Du blutest ja!«, rief er.

Sie begann zu schluchzen. »Gott sei Dank, Ted, Gott sei Dank, dass du hier bist. Er hat eine Waffe ...«

Teds Griff wurde wieder fester, während er sie im Arm hielt. »Der ist im

Arsch, wenn er herkommt«, sagte er leise und in finsterem Tonfall.

Sie schluchzte, rang nach Luft. »Ich bin ja so froh, dich zu sehen ... Er hat mir den Finger abgeschossen ... Ich muss ins Krankenhaus ...«

Er hielt sie noch immer im Arm. »Ich kümmere mich um dich.«

Um halb zwei Uhr nachmittags klingelte ein Mann, bekleidet mit einem riesigen Paletot, dicken Handschuhen, Seidenschal und Fedora, in der Hand eine Flasche Champagner, an der Tür einer großen, italienisch anmutenden Villa an der Mountain Trail Road 16. Eine Hausangestellte in gestärkter

schwarzer Dienstmädchenuniform mit weißer Schürze und Haube öffnete ihm.

»Kann ich Ihnen helfen –«, begann sie, aber der Mann betrat forschen Schritts das Haus und entbot ihr einen fröhlichen Weihnachtsgruß. Als er ihr seinen Hut, den Schal und den Mantel reichte, sah sie, dass er darunter einen strengen schwarzen Anzug trug.

»Der Schneesturm scheint nachzulassen«, sagte er zu niemand im Besonderen. Seine Stimme klang laut in der hallenden marmornen Eingangshalle. »Meine Güte, ist das kalt draußen!«

»Die Familie ist beim Essen, das Heilig-Abend-Dinner –«, begann die Hausangestellte, aber der Mann in Schwarz schien sie nicht gehört zu haben, denn er schritt durch die Eingangshalle und an der großen geschwungenen Treppe vorbei in den langen Flur, der zum Esszimmer führte. Die Hausangestellte eilte ihm nach, schwer beladen mit seinem Mantel. »Ihr Name bitte, Sir?«

Aber der Mann schenkte ihr keine Beachtung.

»Ich muss Sie doch ankündigen –«

Sie konnte kaum mit ihm Schritt halten. Er trat vor die große Doppeltür zum Esszimmer, packte die Griffe und schob die Türen auseinander. Zum Vorschein kam die ganze Familie, ein Dutzend oder mehr, sie saßen um einen festlich gedeckten Tisch, der vor Silber und Kristall funkelte, die Reste eines Spanferkels auf einer riesigen Platte in der Mitte. Das Ferkel war zu einem Brustkorb reduziert, umgeben von fettigen Stücken und Knochen, unversehrt war nur der Schädel mit seinen knusprigen geringelten Ohren und

dem unvermeidlichen Bratapfel im Maul.

Alle am Tisch starrten den Mann überrascht an.

»Ich habe versucht, ihn –«, begann die Hausangestellte, aber der Herr in Schwarz unterbrach sie, indem er die Flasche Champagner hochhielt.

»Eine Flasche Perrier Jouet Fleur de Champagne und ein fröhliches Weihnachten für Sie alle!«, verkündete er.

Schockierte Stille. Und dann erhob sich Henry Montebello, der am

Kopfende des Tisches saß. »Was soll diese Unterbrechung?« Er kniff die Augen zusammen. »Sie ... Sie sind doch dieser FBI-Agent.«

»In der Tat, das bin ich. Aloysius Pendergast, zu Ihren Diensten. Ich mache gerade die Runde bei meinen Freunden und bringe weihnachtliche Grüße und kleine Geschenke!« Er nahm auf dem einzigen freien Stuhl am Tisch Platz.

»Entschuldigen Sie«, sagte Montebello kalt. »Dieser Stuhl ist für Mrs. Kermode reserviert, die gleich kommt.«

»Nun, Mrs. Kermode ist nicht hier,
aber ich.« Er knallte die
Champagnerflasche auf den Tisch.

»Wollen wir die aufmachen?«

Montebellos patrizische
Gesichtszüge wurden streng. »Ich weiß
zwar nicht, für wen Sie sich halten, Sir,
dass Sie einfach so in ein
Familiendinner hineinplatzen. Aber ich
muss Sie bitten, unverzüglich das Haus
zu verlassen.«

Der Agent hielt inne, er schwankte
leicht auf seinem Stuhl, die Kränkung
stand ihm ins Gesicht geschrieben.

»Wenn Sie den Champagner nicht öffnen wollen, gut, aber schicken Sie mich nicht weg ohne ein kleines Glas von *irgendetwas*.« Er langte über den Tisch, nahm eine halbe Flasche Wein zur Hand und betrachtete das Etikett. »Hm. Ein 2000er Castle's Leap Cabernet.«

»Was machen Sie denn da?«, herrschte Montebello ihn an. »Stellen Sie das wieder hin und verschwinden Sie. Sofort, oder ich rufe die Polizei!«

Der Mann ignorierte ihn und nahm sich ein Glas vom Tisch, schenkte sich Wein ein und schwenkte ihn ausgiebig,

steckte die Nase ins Glas, schlürfte, holte geräuschvoll Luft, blähte die Backen auf, nippte noch einmal. Er stellte das Glas ab. »Ein paar gute Beerenaromen, aber kein Körper und ein kurzer Abgang. Stumpf, fürchte ich, sehr stumpf. Was ist denn das für ein Wein – serviert man so etwas auf einem Heilig-Abend-Dinner? Sind wir ein Barbar, Squire Montebello? Ein Philister?«

»Lottie, rufen Sie die Polizei. Sagen Sie, es sei eingebrochen worden.«

»Ah, aber ich wurde hereingelassen«, sagte Pendergast. Er wandte sich in

Richtung der Hausangestellten um.

»Nicht wahr, meine Liebe?«

»Aber ich habe doch nur die Tür geöffnet –«

»Und mehr noch«, sagte Montebello, dessen Stimme vor Wut fast brach, während der Rest der Familie dem Gespräch mit vollständiger Fassungslosigkeit lauschte, »Sie sind ja *betrunken!*«

Im selben Augenblick trat, wie aufs Stichwort, eine Köchin aus der Küche ins Esszimmer, flankiert von Bediensteten, in den Händen eine riesige

flammbierte Eisbombe; die Flammen sprangen vom silbernen Tablett hoch.

»Mit flammbierten Kirschen und Vanilleeis!«, rief Pendergast und sprang auf. »Wie wunderbar!« Er stürmte vor. »Das ist zu schwer für Sie – lassen Sie mich Ihnen helfen. Die Flammen könnten gefährlich sein, vor allem hier in Roaring Fork.«

Die Köchin, alarmiert, weil der Mann auf sie zutrat, wich einen Schritt zurück, aber sie war zu langsam. Der FBI-Agent ergriff das große züngelnde Tablett; es folgte ein kurzer Moment der

Schieflage, und dann kippte es um: das Tablett, die Kirschen, die Eiscreme und der brennende Cognac – alles krachte auf den Tisch und spritzte auf die Reste des Spanferkels.

»Feuer! Feuer!«, rief Pendergast ganz erschrocken, während die Flammen emporschlugen, seine Miene eine Mischung aus Entsetzen und Panik. »Das ist ja furchtbar! Laufen Sie! Alle nach draußen!«

Ein Chor aus Rufen und Schreien erhob sich am Tisch, als alle nach hinten drängelten, Stühle umstießen und Wein

verschütteten.

»Raus, schnell!«, rief Pendergast.

»Lösen Sie den Alarm aus! Das Haus brennt ab! Wir werden bei lebendigem Leibe verbrennen, genau wie die andern!«

Der Klang der panischen Angst in seiner Stimme war ansteckend. Sofort brach die Hölle los. Ein Rauchmelder sprang an, was die blindwütige Panik, aus dem Haus zu kommen, um jeden Preis von dem Brand wegzukommen, nur noch vergrößerte. Binnen Sekunden hatten alle, die Gäste, die Köchin und

die Bediensteten, das Zimmer geräumt, manche stießen in ihrer Panik andere zur Seite und rannten über den Flur und durch die Eingangshalle. Einer nach dem anderen liefen sie aus der Haustür in die Nacht. Der Mann in Schwarz blieb allein im Haus zurück.

Auf einmal völlig ruhig, streckte er die Hand aus, nahm eine riesige Sauciere zur Hand und goss den Inhalt über die Alkoholflammen, die wegen der schmelzenden Eiscrème und der Säfte des Spanferkels ohnehin zum Großteil langsam erloschen. Und dann,

mit großem Aplomb und raschen, effizienten Bewegungen, schritt er durch Esszimmer und Wohnzimmer in eine Reihe amtlich wirkender Räume im rückwärtigen Teil des Hauses, wo der Jurist Henry Montebello sein Heimbüro untergebracht hatte. Dort begab sich Pendergast geradewegs zu einer Gruppe von Aktenschränken. Er musterte die Beschriftungen auf den Fronten und wählte einen aus, hebelte ihn mit einer raschen, gekonnten Bewegung auf, zog eine dicke Akkordeon-Akte hervor, schloss den Schrank und trug die Akte

zurück durchs Haus nach vorn zur Eingangshalle, wobei er seine Flasche Champagner vom Esstisch nahm. In der Eingangshalle hob er seinen Mantel, den Schal, den Hut und die Handschuhe vom Boden auf, dort, wo die Hausangestellte sie vor lauter Panik hingeworfen hatte, verstaute die Akte unter dem weiten Mantel und verließ das Gebäude.

»Meine Damen und Herren«, verkündete er, »das Feuer ist gelöscht. Sie können jetzt wieder ins Haus.«

Und damit schritt er davon in den verschneiten Nachmittag zu seinem

bereitstehenden Wagen und fuhr los.

Corrie spürte Teds kräftige Arme um sich, sie hielten sie fest. So fest, dass sie sich sicher und beschützt fühlte. Erleichterung durchflutete sie. Sie entspannte sich und spürte ihren gebrochenen Knöchel nicht mehr ganz so stark, während er sie weiter umarmt hielt. »Ich kümmere mich um dich«,

sagte er noch einmal, etwas lauter.

»Ich fasse es nicht, dass du hier bist«, schluchzte sie. »Der Typ ist in der Mine – das ist ein Schlägertyp, angeheuert von Kermode, um mich aus der Stadt zu vertreiben. Er ist der, der meinen Hund getötet hat, auf meinen Wagen geschossen hat ... und jetzt versucht er, mich umzubringen.«

»Kermode«, sagte Ted, und seine Stimme klang schärfer. »Das passt. Dieses Miststück. Um die kümmere ich mich auch noch. O Gott, wie werde ich mich um dieses Miststück kümmern.«

Seine Vehemenz beunruhigte sie ein wenig. »Ist schon gut«, sagte sie. »Gott, mir ist so schwindlig. Ich glaub, ich muss mich hinlegen.«

Er schien es nicht gehört zu haben. Die Arme legten sich noch fester um sie.

»Ted, hilf mir, dass ich mich aufsetzen kann ...« Sie wand sich ein wenig, weil er sie so fest packte, dass es allmählich weh tat.

»Dieses beschissene Miststück«, sagte er lauter.

»Vergiss Kermode ... Bitte, Ted – du tust mir weh.«

»Ich hab nicht von Kermode
gesprochen«, sagte er. »Sondern von
dir.«

Corrie war sicher, sich verhöhrt zu
haben. Ihr war so schwindlig. Seine
Arme packten sie noch fester, bis zu dem
Punkt, dass sie kaum noch atmen konnte.

»Ted ... Das tut weh. Bitte!«

»Ist das alles, was du zu deiner
Verteidigung vorbringen kannst,
Miststück?«

Seine Stimme klang jetzt anders.
Rauh und heiser.

»Ted ... *was?*«

»*Was, Ted, was?*« Er äffte sie mit hoher, quiekender Stimme nach. »Was bist du doch für ein Prachtstück.«

»Was redest du da?«

Er drückte so fest zu, dass sie aufschrie. »Gefällt dir das? Du weißt doch ganz genau, wovon ich rede. Spiel ja nicht das unschuldige Mädchen.«

Sie wehrte sich, hatte aber kaum noch Kraft übrig. Es war wie ein Alptraum. Vielleicht war es ein Alptraum – ja, vielleicht war das alles hier ein Alptraum. »Was hast du gesagt?«

»Was hast du ge-sagt?«, äffte er sie

nach.

Sie wand sich, versuchte, sich seinem Griff zu entwinden, aber er riss sie sehr grob herum. Fast hätte sein Gesicht ihres berührt. Der rote, verschwitzte, missgestaltete, wütende Blick, der seine Gesichtszüge entstellte, jagte ihr ungeheuer große Angst ein. Seine Augen waren blutunterlaufen und tränten. »Sieh dich doch an«, sagte er und senkte die Stimme. Seine Lippen waren vor Wut verzerrt. »Mich an der Nase herumzuführen, mir erst Versprechungen zu machen und dann nein zu sagen, mich

zum Narren zu halten.«

Plötzlich drückte er sie so heftig mit seinem kräftigen Arm, dass sie spürte, wie unter dem Druck eine Rippe brach. Der Schmerz durchfuhr ihre Brust. Sie schrie auf, rang nach Luft, versuchte, etwas zu sagen, aber wieder drückte er zu und presste ihr die Luft aus der Lunge. »Die Verarsche hört auf, *sofort*.« Spucke spritzte auf sein Gesicht. Jetzt strichen seine Lippen, bedeckt mit einem weißen Film, über ihre, sein merkwürdig schlechter Atem wehte sie an wie der Gestank einer verwesten

Tierleiche.

Sie bemühte sich, Luft zu holen, aber es gelang ihr nicht. Die Schmerzen in ihrem Knöchel, der Hand und nun dem Brustkorb waren zusammengenommen so scheußlich, dass sie keinen klaren Gedanken fassen konnte. Die Angst und der Schock ließen ihr Herz, das nach der Flucht durch die Mine bereits extrem schnell schlug, rasen. Noch nie hatte sie ein so verzerrtes, ein so furchteinflößendes Gesicht gesehen. Er war total irre.

Irre. Irre ... Sie wollte nicht daran

denken, was das bedeutete, sie wollte, konnte diesen Gedanken nicht zu Ende denken.

»Bitte –«, stieß sie keuchend hervor.

»Ist das nicht perfekt? Dass du mir so einfach in die Arme gelaufen bist. Das ist Karma. Es erspart mir die ganze übliche Vorbereitung. Das Universum will dir eine Lektion erteilen, und ich werde dein Lehrer sein.«

Und damit schleuderte er sie zu Boden. Vor Schmerz aufschreiend, fiel sie der Länge nach hin. Daraufhin versetzte er ihr einen Tritt gegen den

verletzten Brustkorb. Die Schmerzen waren unerträglich, und wieder schrie sie auf und rang nach Luft. Sie spürte, wie sich alles um sie herum drehte, ein seltsam flüchtiges, schwebendes Gefühl, Schmerz und Furcht und Unglauben, überwältigte alle ihre rationalen Gedanken. Ein Nebel trat vor ihre Augen, und sie wurde ohnmächtig.

Eine lange, dunkle Zeit schien verstrichen zu sein, bevor ein durchdringender Schmerz sie wieder zu Bewusstsein kommen ließ. Noch immer lag sie in dem schmuddeligen Raum.

Vermutlich waren nur Sekunden vergangen. Ted stand über ihr, seine Gesichtszüge immer noch grotesk verzerrt, mit tränenden Augen, die Lippen bedeckt mit einem klebrigen weißen Schaum. Er griff nach unten, packte ihr Bein, wirbelte sie herum und begann, sie über die ungehobelten Holzbohlen zu schleifen. Sie versuchte zu schreien, konnte es aber nicht. Ihr Kopf schlug hart auf den Boden auf, und wieder spürte sie, dass sie kurz davor war, bewusstlos zu werden.

Er zog sie aus dem Hinterzimmer in

den Hauptraum des Gebäudes. Über ihr ragte die riesige Pumpe auf, ein monströser Moloch aus riesigen Röhren und Zylindern. Das große Gebäude knarrte im Wind. Er zog sie längs einer waagerechten Röhre, riss ihr die Handschuhe von den Händen, bemerkte ihre verletzte Hand – bei dem Anblick verzerrte sich sein Mund zu einem böartigen Lächeln –, dann hob er den anderen Arm und fesselte ihr Handgelenk mit Handschellen grob an eine der Röhren.

Corrie lag da, nach Luft ringend,

verlor das Bewusstsein, kam wieder zu sich.

»Jetzt sieh dich mal an«, sagte er und bespuckte sie.

Während sie sich matt bemühte, sich aufzusetzen, keuchend vor Schmerz, schien ein Teil ihres Gehirns zu registrieren, dass das hier geschah, aber nicht mit ihr, sondern mit jemand anderem, und dass sie das Geschehen von irgendwo aus weiter Ferne verfolgte. Doch ein anderer Teil ihres Verstandes – kalt und erbarmungslos – sagte ihr immerfort das genaue

Gegenteil. Dies war die Realität. Und nicht nur das – Ted hatte vor, sie umzubringen.

Nachdem er sie an die Röhre gefesselt hatte, trat er einen Schritt zurück und nahm sein Werk in Augenschein. Der dunkle Nebel, der um sie herumschwebte, lichtete sich ein wenig, und Corrie nahm ihre Umgebung bewusster wahr. Überall lagen alte Holzteile herum. In der Nähe hingen zwei Petroleumlampen und spendeten ein trübes gelbliches Licht. In einer Ecke sah sie ein Feldbett mit einem

Schlafsack darauf, eine Kiste mit Handschellen, ein paar Strumpfmützen und mehrere Kanister Benzin. Auf einem Tisch lagen mehrere Jagdmesser, Seilrollen, Klebeband, ein Fläschchen mit einem Glasstöpsel mit irgendeiner klaren Flüssigkeit darin, Stapel von Wollsocken und dicken Pullovern, alle schwarz. Außerdem war da eine Pistole, die für Corrie nach einer 9-Millimeter-Beretta aussah. Warum besaß er eine Handfeuerwaffe? An zwei Haken an der Wand hingen ein dunkler Ledermantel und – abartigerweise – diverse

Clownsmasken.

Das hier war offenbar eine Art von Versteck. Eine Höhle – *Teds* Höhle. Aber wozu brauchte er die? Und wozu dienten die ganzen Sachen?

An einer Seite brannte ein alter Holzofen, das Licht schien zwischen den Spalten im Gusseisen hervor und verströmte Wärme. Und jetzt bemerkte sie einen Geruch in der Luft, einen ekelhaften Geruch.

Ted zog einen Stuhl zu ihr heran und drehte ihn um. Er setzte sich rittlings darauf und legte die Arme auf die Lehne.

»Da wären wir also.«

Irgendetwas stimmte nicht mit ihm, stimmte ganz und gar nicht. Und doch hatte sich der wütende, gewalttätige, halb irrsinnige Ted der letzten Minuten verändert. Jetzt war er ruhig, spöttisch. Corrie schluckte, konnte das alles nicht begreifen. Könnte sie mit ihm reden, könnte sie vielleicht dahinterkommen, was ihn beunruhigte, ihn zurückholen von dem dunklen Ort, an dem er sich befand. Doch als sie es versuchte, brachte sie nichts als ein erbärmliches Gebrabbel zustande.

»Als du in die Stadt gekommen bist, hab ich gedacht, du bist vielleicht anders als die Leute hier in der Gegend«, sagte er. Wieder hatte seine Stimme sich verändert, so als hätte sich seine Wut tief in Eis gegraben. Sie klang fern, kalt, distanziert, so als spräche er mit sich selbst – oder vielleicht mit einer Leiche.

»Roaring Fork. Damals, in meiner Jugend, da war das noch eine richtige Stadt. Jetzt haben die superreichen Mistkerle sie übernommen, diese Arschlöcher mit ihren Aufsteiger-Schnallen, die Filmstars und

Vorstandschefs und Herren des Universums. Die haben die Berge misshandelt, die Wälder gerodet. Oh, natürlich reden die dauernd über die Umwelt! Darüber, dass sie ökologisch leben, dass sie ihre persönliche CO₂-Bilanz reduzieren, indem sie Zertifikate für ihre Privatjets kaufen, darüber, wie »grün« ihre dreitausend Quadratmeter großen Villen sind. Diese Arschlöcher. Das ist einfach krank. Das sind Parasiten unserer Gesellschaft. Und hier in Roaring Fork kommen sie alle zusammen, schmeicheln sich gegenseitig,

picken sich gegenseitig ihre Läuse aus dem Pelz wie beschissene Schimpansen. Und der Rest von uns – das Volk, die hier Geborenen – behandeln sie wie Abschaum, die bloß dazu dienen, ihre Paläste zu wischen und ihre Egos zu streicheln. Gegen das alles gibt es nur ein Heilmittel: Feuer. Diese Stadt *muss* brennen. Und sie brennt tatsächlich.« Er grinste, wieder diese fleischige, dämonische Verzerrung, furchteinflößend ähnlich dem Gesicht, das er ihr zuvor gezeigt hatte.

Das Benzin. Die Handschellen. Das

Seil. *Sie muss brennen.* Jetzt begriff Corrie alles, trotz des Nebels in ihrem Kopf. Ted war der Brandstifter. Ein riesiger Schauer der Angst durchfuhr sie, und dann zerrte sie trotz der Schmerzen, die sie plagten, an den Handschellen.

Aber kaum dass sie angefangen hatte, sich zu wehren, hielt sie wieder inne. Er machte sich etwas aus ihr – sie wusste es. Sie musste auf irgendeine Art und Weise zu ihm durchdringen.

»Ted«, krächzte sie unter großer Mühe. »Ted. Du weißt genau, dass ich

keine von denen bin.«

»*O doch, das bist du*«, schrie er. Er beugte sich zu ihr vor, der weiße Schaum flog in Tröpfchen von seinen Lippen. So schnell, wie sie gekommen war, verschwand die eisige, methodische Fassade wieder, wich einer irren, tierischen Wut. »Du hast das eine Weile vorgetäuscht, aber nein, du bist genau wie die. Du bist aus denselben Gründen hier wie die: *Geld*.«

Seine Augen waren so blutunterlaufen, dass sie fast rot waren. Seine Hände zitterten vor Wut, der ganze

Körper bebte. Und seine Stimme klang so seltsam, so anders. Ihn anzusehen war so, als blickte man in den Schlund der Hölle. Es war ein so furchtbarer, so unmenschlicher Gesichtsausdruck, dass Corrie den Blick abwenden musste.

»Aber ich hab kein Geld«, sagte sie.

»Genau! Und warum bist du hier? Um dir irgend so ein reiches Arschloch zu angeln. *Ich* war nicht reich genug für dich. Und darum hast du mit mir gespielt. Du hast mich an der Nase herumgeführt, das hast du.«

»Nein, nein, so ist das überhaupt

nicht ...«

»*Halt endlich die Schnauze!*«, schrie er mit kehlkopfzerfetzender Lautstärke, so laut, dass Corrie glaubte, ihre Trommelfelle würden klirren.

Und dann, ebenso jäh, wie sie verschwunden war, kehrte die eisige Selbstbeherrschung zurück. Diese Schwankungen – zwischen mörderischen, brutalen, kaum beherrschten Tiraden und kalter, berechnender Distanziertheit – waren unerträglich. »Du solltest dankbar sein«, sagte er, wandte sich ab und klang eine

Minute lang wie der alte Ted. »Ich habe dir Weisheit geschenkt. Jetzt verstehst du alles. Die anderen – die anderen, denen ich's gezeigt habe –, die haben nichts begriffen.«

Dann drehte er sich blitzartig um und starrte sie mit einer grässlichen, fragenden Grimasse an. »Hast du schon mal Robert Frost gelesen?«

Corrie brachte kein Wort heraus.

Er trug das Gedicht vor:

*»So mancher sagt, die Welt vergeht in
Feuer;*

So mancher sagt, in Eis.

*Nach dem, was ich an Lust gekostet,
halt ich's mit denen, die das Feuer
vorziehn.«*

Er streckte die Hand aus, nahm einen
langen, trockenen Stock aus altem Holz
aus den vielen, die auf dem Boden
verteilt lagen, und hob mit dem Ende den
Riegel der Klappe des Holzofens an.
Die Flammen darin warfen ein
flackerndes gelbliches Licht in den
Raum. Er schob den Stock ins Feuer und

wartete.

»Ted, *bitte*.« Corrie atmete tief durch. »Das musst du nicht tun.«

Er begann, eine tonlose Melodie zu pfeifen.

»Wir sind Freunde. Ich habe dich nicht abgewiesen.« Sie schluchzte einen Moment und nahm ihre fünf Sinne zusammen, so gut sie konnte. »Ich wollte nur nichts übereilen, das ist alles ...«

»Gut. Das ist sehr gut. Ich habe dich auch nicht abgewiesen. Und – ich werde nichts überstürzen. Wir lassen der Natur einfach ihren Lauf.«

Er zog den Stock aus dem Ofen, dessen Ende jetzt hell brannte und Funken fallen ließ. Teds Augen, die sich im tanzenden Licht des Feuers spiegelten, wandten sich langsam Corrie zu, das blutunterlaufene Weiß erschreckend groß. Und da erkannte Corrie, die von ihm zu der brennenden Fackel und wieder zurück schaute, was gleich passieren würde.

»O mein Gott!«, rief sie mit kreischender Stimme. »Bitte nicht. *Ted!*«

Er trat einen Schritt auf sie zu und wedelte mit dem brennenden Stock vor

ihrem Gesicht herum. Noch einen Schritt näher. Corrie spürte die Hitze der Fackel. »Nein.« Mehr brachte sie nicht über die Lippen.

Eine Minute lang starrte er sie nur an, während der Stock in seiner Hand Funken sprühte und glühte. Und als er schließlich etwas sagte, klang seine Stimme so ruhig, so beherrscht, dass es sie fast um den Verstand brachte.

»Es ist Zeit, dass du brennst«, sagte er schlicht.

Pendergast betrat sein Büro im Keller der Polizeiwache und legte die Akkordeon-Akte auf den Schreibtisch. Sie enthielt die Dokumente, die er sich zuvor im Stadtarchiv besorgt hatte, die jedoch, dem Archivar zufolge, vor einigen Jahre auf rätselhafte Weise verschwunden waren. Wie erwartet,

hatte er sie – beziehungsweise Kopien davon – im Aktenschrank im Heimbüro von Henry Montebello, dem Architekten, gefunden, der sie überhaupt erst präpariert hatte. Die Akte enthielt alle Unterlagen über das Bauprojekt The Heights, Dokumente, die von Rechts wegen öffentlich einsehbar sein mussten: Bebauungspläne, Vermessungen, Bauanträge, Karten zur Unterteilung der Grundstücke und Pläne zur Flächennutzung.

Pendergast griff in die Akkordeon-Akte, holte mehrere braune Mappen

hervor und legte sie in Reihen aus, mit den Reitern nach oben. Er wusste genau, wonach er suchte. In den ersten Schriftstücken, die er durchblättert, ging es um die ursprüngliche Landvermessung, die Mitte der siebziger Jahre vorgenommen wurde, mit entsprechenden Fotos. Diese Dokumente enthielten eine detaillierte topographische Vermessung des Terrains, hinzu kam ein Stapel Fotos, die genau zeigten, wie das Tal und die Bergrücken aussahen, bevor die Erschließung begann.

Das Ganze war überaus erhellend.

Das ursprüngliche Tal war sehr viel schmaler und enger gewesen, beinahe eine Schlucht. Auf ganzer Länge, hineingebaut in ein Terrassenland dreißig Meter oberhalb des Bachs mit Namen Silver Queen Creek, standen die Überreste eines weitläufigen Gebäudekomplexes zur Erzverarbeitung, der in den 1870er Jahren von den Staffords gebaut worden war – die Quelle eines großen Teils ihres Reichtums. In dem zuerst errichteten Gebäude war die Betriebsanlage

untergebracht, in der die Ergiebigkeit des Erzes überprüft wurde, sobald es aus der Mine kam; als Nächstes wurde ein sehr viel größeres »Konzentrator«-Gebäude gebaut. Darin befanden sich drei dampfbetriebene Pochwerke, die das Erz zerkleinerten und den Silbergehalt um das Zehnfache erhöhten; und schließlich die Schmelzerei selbst. Alle drei Betriebsstätten erzeugten Abraum, soll heißen: riesige Felshaufen, wobei die Erzabfälle auf der Vermessung als riesige Halden aus Bruchstein und Kies deutlich erkennbar

waren. Das Abfallerz aus all diesen Betriebsstätten enthielt giftige Mineralien und Bestandteile, die ins Grundwasser einsickerten. Doch es war der letzte Abraum – der aus der Hütte –, der wahrhaft tödlich war.

Die Stafford-Hütte hatte das Washoe-Amalgamierungsverfahren eingesetzt, bei dem in der Schmelzerei das zerkleinerte, konzentrierte Silbererz weiter zu einer Paste zerkleinert wurde, wobei verschiedene Chemikalien hinzugefügt wurden, darunter dreißig Kilo Quecksilber pro Tonne

Erzkonzentrat. Das Quecksilber löste das Silber, legierte damit, und die so entstandene schwere Paste setzte sich auf dem Boden der Auffangwanne ab, wonach der Abfallschlamm, der obenauf schwamm, entsorgt wurde. Das Silber wurde durch das Erhitzen der Legierung in einer Retorte und das Abscheiden des Quecksilbers gewonnen, das mittels Kondensation zurückgewonnen wurde, so dass schließlich Rohsilber übrig blieb.

Das Verfahren war nicht effizient. Bei jedem Durchlauf gingen rund zwei

Prozent des Quecksilbers verloren. Das musste irgendwo entsorgt werden, und dieses »Irgendwo« befand sich in den riesigen Abraumhalden, die ins Tal gekippt wurden. Pendergast rechnete das Ganze rasch im Kopf durch: Ein zweiprozentiger Verlust entsprach ungefähr einem halben Kilo Quecksilber auf jede Tonne verarbeitetes Erzkonzentrat. Die Schmelzerei verarbeitete täglich hundert Tonnen Konzentrat. Hochgerechnet bedeutete dies, dass täglich fünfzig Kilo Quecksilber in die Umwelt gekippt

wurden – in den knapp zwei Jahrzehnten, in denen die Schmelzerei in Betrieb war. Quecksilber war eine außerordentlich giftige, gesundheitsschädliche Substanz, die bei Menschen, die ihr ausgesetzt waren, im Laufe der Zeit schwere und dauerhafte Hirnschäden verursachen konnte – vor allem bei Kindern und in einem größeren Maß bei Ungeborenen.

Das alles lief auf eines hinaus: The Heights – oder zumindest der Teil das Baugebiets, das in dem Tal erschlossen worden war – befand sich im Grunde auf einer Giftmülldeponie, zweifellos mit

einer hochgiftigen Wasserschicht darunter.

Als er diese Anfangsdokumente zurücklegte, kam in Pendergasts Kopf alles zusammen. Er begriff alles mit großer Klarheit – alles –, einschließlich der Brandstiftungen.

Nun ging er etwas rascher diejenigen Dokumente durch, die sich auf das damalige Baugebiet selbst bezogen. Der Flächennutzungsplan sah vor, dass die riesigen Abraumhalden die schmale Schlucht füllen und so den breiten, attraktiven Talboden schaffen sollten,

der heute existierte. Das Clubhaus war unmittelbar stromabwärts von der Stelle errichtet worden, an der die alte Schmelzerei gestanden hatte, und auch ein Dutzend größerer Wohnhäuser lagen im Tal. Henry Montebello, die treibende Kraft hinter dem Bauprojekt, hatte das Ganze verantwortet: den Abriss der Schmelzerei-Ruine, die Veränderungen des Geländes, die Ausbreitung des Abraums zu einem schönen breiten, ebenen Areal für das untere Baugebiet und das Clubhaus. Und seine Schwägerin Mrs. Kermode hatte auch

führend daran mitgewirkt.

Interessant, dachte Pendergast, dass Montebellos Villa auf der anderen Seite der Stadt lag und Kermodes Haus hoch oben am Hang erbaut war, weit entfernt von der kontaminierten Zone. Sie wie auch die anderen Angehörigen der Familie Stafford, die hinter der Erschließung von The Heights standen, mussten von der Verseuchung mit Quecksilber gewusst haben. Ihm ging auf, dass der wahre Grund für den eigentlich unnötigen Neubau des Clubhauses samt Spa auf dem alten

Friedhof darin lag, es aus der Zone der Verseuchung herauszuholen.

Pendergast nahm sich einen braunen Aktendeckel nach dem anderen vor, blätterte in Dokumenten, die sich mit den ursprünglichen Grundstücksteilungen und den Planungen des Vereins befassen. Die Grundstücke waren groß – mindestens 10000 Quadratmeter – und folglich nicht an das kommunale Wassernetz angeschlossen: Jedes Grundstück verfügte über einen eigenen Brunnen. Die Häuser, die auf dem Talboden

lagen, wie auch das ursprüngliche Clubhaus, mussten ihr Wasser aus Brunnen direkt aus der mit Quecksilber kontaminierten Wasserschicht bezogen haben.

Und tatsächlich, hier war eine Akte mit den Brunnenzulassungen. Pendergast sah sie durch. Jede Brunnenbohrung schrieb die Prüfung der Wasserqualität vor – das übliche Verfahren. Und jeder einzelne Brunnen hatte bestanden. Es wurde keinerlei Quecksilberverseuchung beanstandet.

Ohne Frage: gefälschte Ergebnisse.

Jetzt nahm er sich die Verkaufsverträge für die ersten Häuser vor, die in The Heights gebaut worden waren. Pendergast wählte das Dutzend Immobilien in der verseuchten Zone im Tal aus und nahm sie genauer unter die Lupe. Er überprüfte die Namen der Käufer. Bei den meisten handelte es sich offenbar um ältere, wohlhabende Pensionäre. Die Häuser hatten mehrmals den Eigentümer gewechselt, vor allem, als die Immobilienpreise in den 1990er Jahren in die Höhe schossen.

Doch die Namen eines

Eigentümerpaares erkannte Pendergast wieder: »Sarah und Arthur Roman, Eheleute«. Kein Zweifel, die künftigen Eltern von Ted Roman. Das Datum des Erwerbs: 1982.

Das Haus der Romans war mitten auf dem Gelände der Schmelzerei erbaut worden. Pendergast dachte daran zurück, was Corrie ihm über Ted erzählt hatte. Einmal angenommen, er war in ihrem Alter, oder sogar einige Jahre älter, dann bestand kein Zweifel, dass er im Mutterleib dem giftigen Quecksilber ausgesetzt und in einem kontaminierten

Haus großgeworden war, giftiges Wasser getrunken, unter giftigem Wasser geduscht hatte ...

Pendergast zog eine nachdenkliche Miene und legte die Unterlagen beiseite. Kurz darauf griff er zum Telefon und wählte Corries Handynummer. Das Handy schaltete sofort auf die Mailbox um.

Anschließend rief er im Hotel Sebastian an. Nachdem er mit mehreren Personen gesprochen hatte, wusste er, dass sie das Hotel kurz nach Ende ihrer Arbeitsschicht um elf Uhr verlassen

hatte. Im Wagen, mit unbekanntem Ziel. Allerdings hatte sie den Portier um eine Karte mit Motorschlitten-Trails in den Bergen rings um Roaring Fork gebeten.

Mit etwas größerem Eifer wählte Pendergast die Nummer der Stadtbibliothek. Keine Antwort. Er schlug die Privatnummer der Bibliotheksleiterin nach. Als sie dranging, erklärte sie ihm, dass man am 24. Dezember normalerweise vormittags geöffnet habe, sie sich aber entschlossen habe, wegen des Schneesturms überhaupt nicht zu öffnen. Auf seine

nächste Frage gab sie ihm zur Antwort, dass Ted ihr tatsächlich gesagt habe, er wolle den freien Tag nutzen, indem er einer seiner Lieblingsbeschäftigungen nachging: Motorschlittenfahren in den Bergen.

Wieder legte Pendergast den Hörer auf. Er wählte die Nummer von Stacy Bowdrees Handy, und auch dieses schaltete auf Mailbox um.

Auf seiner blassen Stirn zeigte sich eine Furche. Im Auflegen fiel ihm etwas auf, das er normalerweise sofort bemerkt hätte, wäre er nicht so in

Gedanken gewesen: Die Papiere auf seinem Schreibtisch waren in Unordnung.

Er starrte darauf, sein fast fotografisches Gedächtnis rekonstruierte, wie er sie zurückgelassen hatte. Ein Blatt – das Blatt, auf das er die Botschaft des Komitees der Sieben notiert hatte – war teilweise herausgezogen, die Unterlagen, die es umgaben, verlegt worden.

*Trefen im Ideal um punkt 11 heute
Abend sie verstecken sich in der*

*stilgelegten Weihnachtsmine oben in
der Schmugglerwand*

Pendergast verließ rasch sein Büro und ging nach oben, wo Iris noch immer pflichtbewusst am Empfangstresen saß.

»Ist jemand in meinem Büro gewesen?«, fragte er freundlich.

»Oh, ja«, sagte die Sekretärin. »Ich bin mit Corrie ein paar Minuten dort unten gewesen, heute Nachmittag. Sie suchte nach ihrem Handy.«

Der ekelerregende, faulige Geruch in der Luft schien stärker zu werden, während Ted mit dem brennenden Stock herumwedelte. Die Flammen, die am Ende züngelten, machten ihn zu Kohle, und Ted schob den Stock in den Ofen zurück.

»Die Liebe ist das Feuer des Lebens,

sie verzehrt oder reinigt«, zitierte er, während er den Stock langsam in den Flammen drehte, so als ob er einen Marshmallow röstete. Nach seinen wütenden und leidenschaftlichen Hasstiraden hatte die ruhige Bedachtsamkeit, mit der er sich inzwischen bewegte, etwas Beängstigendes. »Nun wollen wir uns auf die Reinigung vorbereiten.« Er zog den Stock aus dem Ofen und führte ihn erneut an Corries Gesicht vorbei, mit einer seltsam zärtlichen Geste, behutsam, zögernd jetzt – und doch

verharrte der Stock so nahe, dass er, obwohl Corrie sich abwandte, ihr Haar versengte.

Sie versuchte, ihrer galoppierenden Panik Herr zu werden. Sie musste zu Ted durchdringen, ihm die Sache ausreden. Ihr Mund war trocken, und es fiel ihr schwer, Worte zu artikulieren in diesem Nebel aus Schmerz und Angst.

»Ted, ich habe dich gemocht. Ich meine, ich *mag* dich. Wirklich.« Sie schluckte.

»Schau, wenn du mich gehen lässt, vergesse ich die ganze Sache. Wir gehen zusammen aus. Trinken ein Bier.

Genauso wie vorher.«

»Klar. Sicher. Jetzt musst du das ja sagen.« Ted lachte. Es war ein irres, leises Lachen.

Sie zerrte an der Handschelle, aber die lag fest um ihr Handgelenk, an der Röhre befestigt. »Du bekommst keine Schwierigkeiten. Ich erzähl niemandem davon. Wir vergessen das alles hier.«

Ted gab ihr keine Antwort. Er zog die brennende Fackel weg, inspizierte sie genau, so wie ein Werkzeug, bevor man es in Gebrauch nimmt.

»Wir hatten eine gute Zeit, Ted, und

wir können mehr davon haben. Du musst das hier nicht tun. Ich bin nicht so wie die anderen, ich bin bloß eine arme Studentin. Ich muss im Hotel Sebastian Teller waschen, nur um mein Zimmer zu bezahlen!« Sie schluchzte, riss sich aber zusammen. »Bitte tu mir nicht weh.«

»Du musst dich beruhigen, Corrie, und dich mit deinem Schicksal abfinden. Es wird ein Feuer geben – ein reinigendes Feuer. Es wird dich von deinen Sünden reinigen. Du solltest mir danken, Corrie. Ich biete dir eine Gelegenheit, für das, was du getan hast,

zu büßen. Du wirst leiden, und das tut mir leid – aber es ist das Beste für dich.«

Der Horror des Ganzen, die Gewissheit, dass er seine Worte ernst meinte, schnürte ihr die Kehle zu.

Er trat einen Schritt zurück und blickte sich um. »Als Kind habe ich in diesen Stollen gespielt.« Jetzt klang seine Stimme abermals anders – kummervoll, wie die eines Menschen, der kurz davor stand, jemandem einen notwendigen, aber unschönen Dienst zu erweisen. »Ich kannte jeden Zentimeter

der Bergwerksgebäude hier oben, kenne das alles wie meine Westentasche. Hier liegt meine Kindheit, genau hier. Hier hat es begonnen, und hier wird es enden. Die Tür, aus der du gekommen bist? Das war der Eingang zu meinem Spielplatz. Diese Minen waren mein Zauberspielplatz.«

Seine Stimme war durchdrungen von Nostalgie, deshalb schöpfte Corrie kurz Hoffnung. Dann aber, furchtbar schnell, änderte sich sein Gebaren vollkommen. »Und schau, *was die gemacht haben!*« Das stieß er als Schrei aus. »Schau! Das

ist mal eine nette Stadt gewesen.
Freundlich. Alle hatten Umgang
miteinander. Jetzt ist sie eine
Scheißtouristenfalle für Milliardäre ...
Milliardäre und ihre Kriecher,
Stiefellecker, Lakaien. Für Leute wie
dich! *Du* ...« Seine Stimme hallte in
dem schummrigen Raum wider und
übertönte vorübergehend die Geräusche
des Sturms, des Windes, des knarrenden
Gebälks.

Mit einem Gefühl jäh,
furchteinflößender Endgültigkeit wurde
Corrie klar, dass nichts, was sie sagte,

irgendetwas bewirken würde.

So schnell der Wutanfall gekommen war, so schnell war er wieder zu Ende. Ted verstummte jäh. Eine Träne quoll aus einem Auge, rann langsam die Wange hinunter. Er nahm die Pistole vom Tisch und steckte sie sich hinter den Hosenbund. Ohne Corrie anzublicken, machte er auf dem Absatz kehrt und schritt aus ihrem Gesichtsfeld in den dunklen Bereich hinter der Pumpmaschine. Jetzt konnte sie nur noch das brennende Ende seines Stocks sehen. Es tanzte und schwebte in der

Dunkelheit, wurde langsam schwächer, bis es ebenfalls verschwand.

Sie wartete. Alles war still. War er gegangen? Sie konnte es kaum glauben. Die Hoffnung kehrte zurück. Wohin war er verschwunden? Sie blickte sich um, bemühte sich, etwas in der Dunkelheit zu erkennen. Nichts.

Aber nein, es war zu schön, um wahr zu sein. Er war nicht wirklich gegangen. Er musste irgendwo in der Nähe sein.

Auf einmal roch sie etwas: Rauch. Aus dem Holzofen? Nein. Sie streckte sich, spähte dahin und dorthin in die

Dunkelheit, und plötzlich waren die Schmerzen in ihrer Hand, den Rippen und dem Knöchel vergessen. Da war noch mehr Rauch – und dann jählings sehr viel mehr. Und jetzt sah sie einen rötlichen Lichtschein hinter der anderen Seite der Pumpmaschine.

»Ted!«

Plötzlich tauchten Flammen aus der Finsternis auf, und dann noch welche, sie züngelten an der gegenüberliegenden Wand empor und breiteten sich rasch aus.

Ted hatte das alte Gebäude in Brand

gesteckt.

Corrie schrie auf und zerrte abermals an den Handschellen. Die Flammen stiegen furchtbar schnell höher, große Wolken beißenden Qualms wälzten sich in die Höhe. Das Knistern wurde immer lauter, bis es so wüst war, dass es einer Schwingung in der Luft gleichkam. Corrie spürte die Hitze auf ihrem Gesicht.

Das alles war binnen Sekunden geschehen.

»Nein! *Nein!*«, schrie sie. Und dann sah sie Teds Gestalt in der Tür zu dem

schäbigen Raum, aus dem sie erschienen war. Corrie sah die offene Tür zur Sally-Goodin-Mine und den Entwässerungsstollen, der in die Dunkelheit führte. Ted stand völlig reglos da, starrte ins Feuer und wartete; und während es heller und stärker wurde, konnte sie seinen Gesichtsausdruck erkennen, einen Ausdruck der reinen, absoluten Erregung.

Corrie schloss einen Moment lang die Augen, betete – betete zum ersten Mal in ihrem Leben – für ein schnelles

und gnädiges Ende.

Und als die Flammen dann ringsum emporzüngelten, das Gebäude auf allen Seiten verzehrten und eine unerträgliche Hitze mit sich führten, drehte Ted sich um und verschwand im Berg.

Die Flammen donnerten rings um Corrie, so laut, dass sie nicht einmal die eigenen Schreie hören konnte.

Um drei Uhr nachmittags hatte Mike Kloster seine VMC-1500-Pistenraupe mit dem achtstufigen hydraulischen Räumschild aus dem Geräteschuppen gezogen und sich auf die bevorstehende Nacht vorbereitet. In den letzten achtundvierzig Stunden waren sechzig Zentimeter Schnee gefallen, und

mindestens zwanzig mehr waren unterwegs. Es würde eine lange Nacht werden – und dann noch am Heiligen Abend.

Er drehte die Heizung in der Fahrerkabine an und ließ den Motor sich aufwärmen, solange er das Schleppgestell herüberzog und an das Heck ankoppelte. Als er sich über den Haken beugte, spürte er hinter sich eine Präsenz. Er richtete sich wieder auf, drehte sich um und sah eine bizarre Gestalt näher kommen. Der Mann war eingemummelt in einen schwarzen

Mantel, hatte einen Fedora auf dem Kopf und schwere Stiefel an den Füßen. Er sah fast aus wie ein Clown.

Er wollte gerade eine witzige Bemerkung machen, als sein Blick auf das Gesicht des Mannes fiel. Es war so kalt und blass wie die umgebende Landschaft, mit Augen wie Eissplintern, und darum blieben Kloster die Worte im Hals stecken.

»Hm, hier ist der Zutritt verboten –«, begann er, aber der Mann holte bereits etwas aus seinem Mantel hervor, eine abgewetzte Krokobrieftasche, die er so

aufklappte, dass ein Dienstausweis zum Vorschein kam.

»Agent Pendergast, FBI.«

Kloster schaute ungläubig auf den Ausweis. FBI? Echt? Aber noch bevor er antworten konnte, fügte der Mann hinzu: »Ihr Name, wenn ich bitten darf?«

»Kloster. Mike Kloster.«

»Mr. Kloster, koppeln Sie sofort dieses Gerät an und steigen Sie in die Fahrerkabine. Sie fahren mich jetzt in die Berge hinauf.«

»Nun, ich muss, wissen Sie, irgendeine Art Autorisierung bekommen,

bevor –«

»Sie tun, was ich Ihnen sage, oder werden wegen Behinderung eines Bundespolizisten im Dienst angeklagt.«

Sein Tonfall klang so bestimmt und so überzeugend, dass Mike Kloster sich entschloss, den Anweisungen des Mannes genau Folge zu leisten. »Ja, Sir.« Er koppelte das Schleppgestell ab, stieg in die Fahrerkabine und rutschte hinters Lenkrad. Der Mann stieg auf der Beifahrerseite ein; ungeachtet seiner voluminösen Kleidung bewegte er sich erstaunlich gelenkig.

»Wohin soll's denn gehen?«

»Zur Weihnachtsmine.«

»Und wo ist die?«

»Oberhalb des alten

Gebäudekomplexes im Schmugglerkar, dort, wo sich die Irland-Pumpmaschine befindet.«

»Ach ja. Klar, ich weiß, wo das ist.«

»Dann starten Sie, wenn ich bitten darf. Schnell.«

Kloster legte den ersten Gang ein, hob den vorderen Räumschild an und fuhr die Skihänge hinauf. Er überlegte, den Chef anzufunken, um ihm

mitzuteilen, was hier vor sich ging, entschied sich aber dagegen. Der Typ war eine Nervensäge, und es konnte sein, dass er Theater machte. Besser, er erzählte ihm hinterher davon. Sein Passagier war schließlich vom FBI, welche bessere Entschuldigung gab es da?

Während sie hinauffuhren, übermannte Kloster die Neugier. »Also, worum geht's?«, erkundigte er sich freundlich.

Der blassgesichtige Agent gab keine Antwort. Er hatte die Frage anscheinend

nicht gehört.

Die Pistenraupe verfügte über eine irre gute Stereoanlage, und Kloster hatte seinen iPod angeschlossen. Er streckte den Arm aus, um sie einzuschalten.

»Nein«, sagte der Mann.

Kloster riss die Hand zurück, als wäre er gebissen worden.

»Sorgen Sie dafür, dass dieses Gefährt schneller fährt, bitte.«

»Na ja, wir sind angehalten, mit höchstens dreitausend Umdrehungen pro Minute zu –«

»Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie

tun, was ich Ihnen sage.«

»Ja, Sir.«

Er gab Gas, und die Pistenraupe kroch ein wenig schneller den Berg hinauf. Es hatte wieder zu schneien angefangen, und inzwischen wehte auch ein kräftiger Wind. Die Schneeflocken waren von der winzigen körnigen Art – aus langer Erfahrung kannte Kloster jede nur erdenkliche Art von Schnee – und prasselten mit lautem Klickern gegen die Windschutzscheibe. Kloster schaltete die Scheibenwischer ein und stellte die Scheinwerfer auf volle Kraft. Die

Lichter stachen in die graue Luft, durch die die Schneeflocken huschten. Es war halb vier, wurde aber bereits dunkel.

»Wie lange?«, fragte der Mann

»Fünfzehn Minuten, vielleicht zwanzig bis zu den Minengebäuden. Ich bezweifle, dass ich mit dem Gefährt hier höher komme – oberhalb des Schmugglerkars sind die Hänge zu steil. Außerdem ist die Lawinengefahr dort ziemlich extrem. Wegen des Neuschnees soll das Gebiet den ganzen ersten Weihnachtstag geschlossen werden.«

Er merkte selbst, dass er plapperte –

der Kerl machte ihn nervös –, aber wieder ließ der Agent nicht erkennen, dass er ihn gehört hatte.

Oben am Skihang angekommen, bog Kloster auf die Servicestraße, die zur Spitze des Bergkamms führte. Dort verband sie sich mit dem Netz der Trails für Motorschlitten. Als er dort ankam, sah er zu seiner Verwunderung frische Schneemobilspuren. Wer immer es war, es war einer von den Hartgesottenen, der sich an so einem Tag hinauswagte. Er fuhr weiter und fragte sich, worauf zum Teufel sein Fahrgast es abgesehen

hatte ...

Und dann sah er etwas, oberhalb der dunklen Tannen. Einen Lichtschein, hoch oben am Berg. Instinktiv fuhr er langsamer und schaute hin.

»Ich weiß nicht.« Kloster spähte nach vorn. Hinter und oberhalb der Bäume konnte er den oberen Teil des Schmugglerkars erkennen. Die steilen Hänge und Gipfel waren in flackerndes gelbliches Licht getaucht. »Sieht aus wie ein Feuer.«

Der blasse Mann beugte sich vor und packte das Armaturenbrett, seine Augen

blickten so hell und hart, dass sie
Kloster aus der Ruhe brachten. »Wo?«

»Verdammt, in dem alten
Minenkomplex, würde ich sagen.«

Noch während sie hinschauten,
wurde der Lichtschein heller, und jetzt
konnte Kloster auch den dunklen Qualm
sehen, der in den Schneesturm
hinaufwölkte.

»Schnell. *Sofort.*«

»Klar, sicher.« Diesmal gab er
richtig Vollgas, die Pistenraupe wühlte
sich mit Höchstgeschwindigkeit – nur
dreißig Stundenkilometer – durch den

Schnee, was aber für ein schwerfälliges Pistenfahrzeug ziemlich flott war.

»Schneller.«

»Ist abgeregelt, tut mir leid.«

Noch während er um die letzte Kurve vor der Baumgrenze bog, sah er, dass das Feuer im Kar groß war. Riesig, um genau zu sein. Die Flammen schossen mindestens dreißig Meter in die Höhe, die aufragenden Säulen aus Funken und schwarzem Qualm waren so dick wie bei einem Vulkanausbruch. Es musste sich um das Pumpengebäude handeln – nichts anderes dort oben war groß

genug, dass es ein derartiges Inferno entfesseln konnte. Trotzdem, es konnte sich nicht um ein natürliches Feuer handeln – nichts Natürliches konnte sich so rasend schnell ausbreiten. Kloster dämmerte, dass es sich um das Werk des Brandstifters handeln musste, und auf einmal verspürte er eine Angst, die von der seltsamen Intensität des Mannes neben ihm keinesfalls gemildert wurde. Er behielt den Fuß auf dem Gaspedal.

Die letzten kleinen verkrüppelten Bäume glitten an ihnen vorbei, dann waren sie auf dem nackten Bergrücken

angekommen. Hier lag der Schnee aufgrund von Schneeverwehungen nicht so hoch, deshalb konnte Kloster noch ein paar mehr Stundenkilometer aus dem Fahrzeug herauskitzeln. Gott, das war wie ein Inferno hier oben, Pilzwolken aus Rauch und Flammen stiegen in den Himmel, und er glaubte, sogar das Geräusch des Feuers durch das Dröhnen der Dieselmotoren zu hören.

Sie überquerten den letzten Teil des Bergrückens und steuerten hinauf zum Rand der darübergelegenen Talmulde. Der Schnee wurde wieder tiefer, die

Pistenraupe wühlte sich voran. Sie kamen oben auf dem Rand an, und instinktiv brachte Kloster das Fahrzeug zum Stehen. Es handelte sich tatsächlich um das Irland-Gebäude. Und es war so schnell abgebrannt, so wüst, dass nichts als ein brennendes Holzskelett übrig war, das, noch während sie hinschauten, mit donnerndem Krachen in sich zusammenstürzte und eine kolossale Kaskade von Funken emporschleuderte. Dadurch blieb die Irland-Pumpe allein stehen, nackt, die Farbe abblätternd und qualmend. Das Feuer erstarb so schnell,

wie es aufgelodert war. Während das Gebäude in sich zusammenfiel, rutschten riesige Schneewehen vom Dach auf die brennenden Trümmer, von denen ab und an Dampf Wolken aufstiegen.

Kloster starrte hin, wie betäubt von der Gewalttätigkeit der Szene, der absoluten Plötzlichkeit, mit der das Gebäude niedergebrannt war.

»Näher ran«, befahl der Agent.

Er fuhr mit der Pistenraupe ein Stück vor. Die Flammen hatten den Holzrahmen mit erstaunlichem Tempo verschlungen, und der vom Dach

herabgestürzte Schnee und der
fortdauernde Schneesturm löschten nun
ab, was vom Feuer übrig geblieben war.
Keines der anderen Gebäude hatte
gebrannt – ihre mit Schnee beladenen
Dächer schützten sie vor dem
unglaublichen Funkenschauer, der
ringsum auf sie herabregnete wie die
Reste unzähliger
Feuerwerksexplosionen.

Vorsichtig lenkte Kloster die
Schneekatze zwischen die alten
Minengebäude. »Weiter sollte ich lieber
nicht fahren«, sagte er. Doch statt zu

widersprechen, wie Kloster es erwartet hatte, öffnete sein Passagier einfach nur die Tür und stieg aus. Erst erstaunt, dann entsetzt schaute Kloster zu, wie er auf die rauchenden, flammenzügelnden Überreste des Gebäudes zuing und sie langsam umrundete wie ein Panther, nahe, viel zu nahe.

Pendergast starrte auf die höllische Szenerie. Die Luft rings um ihn herum war erfüllt von herabstürzenden Funken, vermischt mit Schneeflocken, die seinen Hut und den Mantel bestäubten und in

der Feuchtigkeit zischend schmolzen. Die Pumpe und ihr gesamtes Röhrengeflecht hatten den Brand weitgehend unbeschadet überstanden, aber das Gebäude war völlig zerstört. Schwaden aus Rauch und Dampf stiegen aus Hunderten kleinen Wärmenestern auf, überall lag Holz herum, zischend und rauchend, hier und da flackerten Flammenzungen. Man roch einen beißenden Gestank, hinzu kam der schwache Geruch von etwas anderem: versengtem Haar und verbranntem Fleisch. Alles, was man jetzt hören

konnte, war das leise Zischen von Dampf, das Knistern isolierter Brandherde und der Klang des Windes, der durch die Ruinen pff. Pendergast machte einen Rundgang an der Grenze des Brandes. Die vielen verglühenden Brandherde spendeten genügend Licht, dass er alles erkennen konnte.

An einer bestimmten Stelle blieb er unvermittelt stehen.

Jetzt trat er, indem er sich ganz langsam bewegte, weiter in die Brandzone hinein, wobei er den Schal hob, um den Mund gegen den beißenden

Rauch zu bedecken. Während er sich einen Weg zwischen den Röhren und Armaturen hindurch bahnte, knirschten seine Schuhe auf dem gesprungenen, mit Nägeln und Glas übersäten Betonboden, dann näherte er sich der Sache, derentwegen er plötzlich stehen geblieben war. Sie ähnelte einem langen, schwarzen Baumstamm, der zischte und rauchte. Im Näherkommen bestätigte sich, dass es sich um die Überreste eines menschlichen Körpers handelte, der mit Handschellen an zwei Röhren gefesselt worden war. Obwohl der Arm verbrannt

und der Körper auf den Boden gerutscht war, steckte eine Hand noch in den Handschellen, die Finger gekrümmt wie die Beine einer toten Spinne, geschwärzte Knochen, die dort herausragten, wo das Handgelenk hätte sein sollen.

Pendergast sank auf die Knie. Es war eine unwillkürliche Bewegung, so als wäre plötzlich gegen seinen Willen alle Kraft aus seinem Körper gewichen. Sein Kopf fiel nach vorn, die Hände verschränkten sich. Aus seinem Mund drang ein Laut – leise, kaum hörbar, aber

unbestreitbar das Nebenprodukt einer
Trauer, für die es keine Worte gab.

Pendergast verharrte nicht lange über dem verkohlten Leichnam. Er erhob sich, eine hochgewachsene Gestalt zwischen den rauchenden Ruinen, die mit kaltem Blick die verbrannten Überreste des Pumpenhauses inspizierte. Einen Augenblick lang stand er reglos wie eine Statue, nur die beiden blassen Augen

erkundeten die Szenerie, verharrten hier und da, um ein Detail wahrzunehmen.

Eine Minute verstrich, und dann kehrte sein Blick zu der Leiche zurück. Er griff in den Mantel, zog seine Dienstwaffe, einen Les Baer 1911 Colt, ließ das Magazin aufschnappen, überprüfte es, schob es wieder hinein und lud durch. Die Schusswaffe verblieb in der rechten Hand.

Jetzt begann er sich nach vorn zu bewegen, in der anderen Hand erschien eine Taschenlampe.

Die Brandhitze hatte den Schnee in

der unmittelbaren Umgebung des Areals größtenteils weggeschmolzen und Wasserpfützen zurückgelassen und hier und da sogar braunes Gras freigelegt, das jetzt rasch wieder mit Schnee bedeckt wurde. Er machte einen Rundgang durch das zerstörte Gebäude, spähte durch den fallenden Schnee und trat über unzählige Haufen verkohlter und rauchender Trümmer. Es dunkelte, und der Schnee auf seinen Schultern und dem Hut wurde dichter, so dass Pendergast aussah wie ein wanderndes Gespenst.

Auf der anderen Seite der Zerstörung, dort, wo die Berghänge emporstiegen, blieb er stehen und inspizierte eine kleine, versengte Holztür, die verdeckte, was ein Stolleneingang zu sein schien. Nach einem Augenblick kniete er sich hin und untersuchte den Türgriff, den Boden in der Nähe und schließlich die Tür selbst. Er umfasste den Griff, zog an der Tür und stellte fest, dass sie von innen verschlossen war – offenbar mit einem Vorhängeschloss.

Pendergast richtete sich auf, und dann trat er mit einer jähen, explodierenden

Bewegung die Tür mit einem mächtigen Fußtritt ein. Er griff nach den zerbrochenen Teilen, riss sie mit blanker Gewalt mit den Händen heraus und warf sie beiseite. So schnell, wie sie gekommen war, legte sich die wütende Gewalt. Er kniete nieder und leuchtete mit der Taschenlampe nach drinnen. Im Lichtkegel erschien ein leerer Entwässerungsstollen, der geradewegs in den Berg führte.

Pendergast richtete den Lichtschein auf den Boden. Frische Fußstapfen und verschiedene undeutliche Abdrücke im

Staub, sie führten sowohl hinein als auch hinaus. Ein Moment des Stillstands, und dann war er plötzlich in Bewegung. Geschmeidig wie eine Katze lief er an der Röhre entlang, sein Mantel blähte sich hinter ihm, der Colt in seiner Hand glänzte matt in der Dunkelheit.

Der Stollen endete an einem flachen Wassergerinne, das die Spuren unterbrach. Pendergast ging weiter geradeaus und gelangte an eine Kreuzung, ging weiter, gelangte zu einer weiteren Kreuzung, und dann – indem er versuchte, wie sein Wild zu denken –

bog er nach rechts ab, wo der Stollen unvermittelt seine Neigung änderte und steil zu einer höheren Ebene emporstieg.

Der Stollen erstreckte sich rund vierhundert Meter tief in den Berg, bis er auf etwas stieß, was früher einmal ein mächtiger mineralischer Flöz gewesen war, vielleicht fünfunddreißig Meter breit. Dieser Flöz unterteilte den Stollen fast augenblicklich in ein Labyrinth aus Schächten, Kriechräumen und Nischen. Das waren die Räume, die verblieben waren, nachdem der alte Minenbetrieb jede Ader und jeden Einschluss eines

komplexen Erzgangs ausgebeutet hatte, der sich früher hierhin und dorthin durch das Herz des Berges geschlängelt hatte.

Pendergast blieb stehen. Er begriff, dass sein Wild die Verfolgungsjagd vorausgesehen und deshalb seinen mutmaßlichen Verfolger an ebendiesen Ort geführt hatte: in diesen Irrgarten aus Tunneln, wo er mit seiner unzweifelhaft überlegenen Kenntnis des Minenkomplexes im Vorteil sein würde. Pendergast spürte, dass seine Anwesenheit höchstwahrscheinlich schon bemerkt worden war. Klug wäre

es, sich zurückzuziehen und mit zusätzlichen Einsatzkräften zurückzukehren.

Aber das wäre nicht zufriedenstellend. Überhaupt nicht. Seine Zielperson könnte solch eine Verzögerung zur Flucht nutzen. Außerdem würde es Pendergast dessen berauben, wonach es ihn so sehr verlangte, dass er Galle im Mund schmeckte.

Er schaltete die Taschenlampe aus und lauschte. Sein übernatürlich feiner Gehörsinn nahm zahlreiche Geräusche

wahr – das stete Tropfen von Wasser, schwache Luftbewegungen, das gelegentliche *Ticktick*, wenn das Felsgestein sich setzte oder hölzerne Stützwerke knackten.

Aber er sah kein Licht, hörte kein verräterisches Geräusch, roch keinen verräterischen Geruch. Und doch spürte er, *wusste* es, dass seine Beute – Ted Roman – in der Nähe und seiner Anwesenheit voll bewusst war.

Er schaltete die Taschenlampe wieder ein und sah sich die unmittelbare Umgebung genauer an. Große Teile des

Felsgesteins in diesem Teil der Mine waren bröckelig, durchzogen von Spalten und Flözen, so dass man zusätzliche Stützwerke eingesetzt hatte, damit sie nicht einstürzten. Er trat hinüber zu einem senkrechten Stützpfeiler, holte ein Messer aus der Tasche und steckte es ins Holz. Es schnitt durch das Stützwerk wie durch Butter, bis zum Heft. Dann zog er das Messer heraus, schnitzte an dem Holz herum und riss große, staubige Stücke ab.

Die Trockenfäule hatte das Stützwerk

gründlich geschwächt. Es wäre vermutlich nicht schwierig, es zum Einsturz zu bringen, aber das würde unvorhersehbare Folgen haben.

Wie angewurzelt blieb er stehen und horchte. Ein leiser Laut, das winzige Fallen eines Steinchens. In den hallenden Räumen ließ sich nicht erkennen, woher das Geräusch kam. Es erschien ihm beinahe absichtsvoll, wie ein Foppen. Er wartete. Noch ein *Kling!* von Stein gegen Stein. Und da wusste er mit absoluter Sicherheit, dass Ted Roman mit ihm spielte.

Ein fataler Fehler.

Bei eingeschaltetem Licht und als habe er nichts gehört, als sei er arglos, wählte Pendergast aufs Geratewohl einen Stollen aus und ging ihn entlang. Nach ein paar Schritten blieb er stehen und zog seinen unförmigen Mantel und die Handschuhe aus, setzte den Hut ab und stopfte alles in eine Nische in der Nähe. Hier, tief in der Mine, war es viel wärmer – außerdem war der Mantel zu beengend für die Arbeit, die vor ihm lag.

Der Stollen führte dahin und dorthin, hinauf und hinunter, teilte sich und teilte

sich erneut. Viele kleine Stollen, Abbaukammern und Schächte zweigten in verschiedene Richtungen ab. Überall lagen alte Bergbaugerätschaften, Flaschenzüge, Transportkäfige, Kabel, Loren und verrottete Seile in verschiedenen Stadien des Verfalls. An mehreren Stellen führten senkrechte Schächte in die Dunkelheit. Sorgfältig untersuchte Pendergast jeden davon, indem er die Taschenlampe auf die hinabführenden Mauern richtete und die Tiefe mit Hilfe eines Steinchens prüfte, das er hinabfallen ließ.

Bei einem Schacht verharrte er etwas länger. Es dauerte zwei Sekunden, bis das Steinchen auf den Boden auftraf; schnelles Kopfrechnen ergab, dass die Entfernung ungefähr zwanzig Meter betrug. Ausreichend. Er untersuchte das Felsgestein, aus dem die Wand des Schachts bestand: rauh, fest, mit genug brauchbaren Stellen, um Halt zu finden, geeignet für den Zweck, der ihm vorschwebte.

Als er jetzt um den Schacht herumging, stolperte er und stürzte schwer, die Taschenlampe fiel

klappernd zu Boden und erlosch.
Fluchend strich Pendergast ein
Streichholz an und wollte weiter um den
Schacht herumgehen, aber das
Streichholz erlosch und verbrannte ihm
die Finger, so dass er es mit einem Fluch
fallen ließ. Er stand auf und versuchte,
noch eins anzuzünden. Es ging an, und er
machte mehrere Schritte, aber jetzt
bewegte er sich zu schnell, und das
Streichholz ging erneut aus, unmittelbar
am Rand der tiefen Grube; er glitt aus,
wischte dabei einen losen
Gesteinsbrocken vom Rand und stieß

einen lauten Schrei aus, als er selbst stürzte. Seine kräftigen Finger packten eine Felsspalte unmittelbar unterhalb des Schachtrandes, und er schwang sich hinab, so dass er im Dunkeln baumelte, uneinsehbar vom darüberliegenden Stollen. Jäh unterbrach er seinen Schrei, als der Felsbrocken, den er gelöst hatte, krachend auf dem Boden aufschlug.

Stille. Baumelnd fand er mit den Zehen Halt und beugte die Knie, was ihm die notwendige Hebelkraft verlieh. Er wartete, klammerte sich an den Rand des Schachts und lauschte.

Schon bald konnte er Roman hören, der vorsichtig durch den Stollen schlich. Der Strahl einer Taschenlampe flackerte über der Kante des Schachts; das Geräusch der Bewegung legte sich. Dann hörte er, wie sich der Mann ganz langsam dem Rand der Grube näherte. Pendergast spannte die Muskeln, als er spürte, wie sich Roman an die Kante heranschlich, unter der er sich versteckte. Kurz darauf erschien sein Gesicht und spähte über die Kante, die blutunterlaufenen Augen weit aufgerissen, Taschenlampe in der einen

Hand, Handfeuerwaffe in der anderen.

Indem er sich wie eine Schlange entrollte, sprang Pendergast hoch und packte Roman am Handgelenk, riss ihn nach vorn und zog ihn in Richtung Abgrund. Vor Überraschung und Schreck schreiend, wich Roman zurück, seine Waffe und die Taschenlampe schlitterten über den felsigen Boden davon, während er gleichzeitig mit beiden Händen den Angriff abwehrte und dem Ziehen entgegenwirkte.

Überraschenderweise war er enorm kräftig und flink. Es gelang ihm, das

plötzliche Ungleichgewicht zu korrigieren, die Hacken einzugraben und unter bärenhaftem Wutgebrüll auf Pendergasts Unterarm einzuschlagen. Doch blitzartig hatte Pendergast sich über die Kante emporgeschwungen, und Roman krabbelte auf allen vieren nach hinten. Pendergast hob seine Waffe, um einen Schuss abzugeben, aber jetzt war alles finster, und Roman, der den Schuss vorausgesehen hatte, warf sich zur Seite. Die Kugel prallte harmlos vom Felsboden ab, doch der Mündungsblitz verriet Romans Position. Pendergast

schoß noch einmal, aber jetzt enthüllte das Mündungsfeuer nichts mehr: Roman war verschwunden.

Pendergast griff in seinen Anzug und zog seine Ersatz-Taschenlampe heraus, eine LED-Stablampe. Roman hatte sich anscheinend in einen schmalen, niedrigen Gang geworfen, der vom Hauptstollen steil nach unten abzweigte. Pendergast kniete sich hin, kroch auf allen vieren in den Gang und folgte. Geradeaus konnte er Roman hören, in panischer Flucht krabbelte er keuchend durch den niedrigen Tunnel. Auch er,

schien es, besaß eine zweite Taschenlampe. Pendergast konnte in der Dunkelheit des vor ihm liegenden Stollengangs einen ruckenden Lichtschein erkennen.

Unnachgiebig verfolgte er seinen Gegner. Doch so sehr er sich auch anstrengte, Roman blieb weit in Führung. Der junge Mann war in bester körperlicher Verfassung und hatte den Vorteil, die Stollen zu kennen, durch das aberwitzige Gewirr konnte er seinen Vorsprung vergrößern. Pendergast tat kaum mehr, als sich blindlings zu

bewegen, er folgte den Geräuschen, dem Licht und gelegentlich den Gleisen.

Jetzt betrat er einen Bereich mit großen Stollen, Spalten und klaffenden senkrechten Rauchabzügen. Trotzdem setzte er seine Verfolgung mit monomanischer Intensität fort. Roman, das wusste Pendergast, hatte seine Waffe verloren und war in Panik. Er selbst hingegen hatte seine Waffe und seinen Verstand behalten. Um Romans Angst zu steigern und ihn weiter im Unsicheren zu lassen, feuerte Pendergast hin und wieder einen Schuss in Richtung des

Flüchtenden ab. Zischend und knallend pfffen die Kugeln durch die Tunnel. Zwar bestand kaum eine Chance, dass er Roman traf, aber das war auch nicht seine Absicht. Das ohrenbetäubende Knallen der Schüsse und das beängstigende Abprallen der Projektile von den Felswänden hatten den erwünschten psychologischen Effekt.

Roman schien gezielt irgendwo hinzugehen. Schon bald wurde deutlich – während die Luft im Stollensystem immer frischer und kühler wurde –, dass er nach draußen strebte. In den

Schneesturm, wo Pendergast, der seinen Mantel liegengelassen hatte, zusätzlich im Nachteil sein würde. Ted Roman mochte außer sich vor Angst sein, aber er war noch immer in der Lage, vorauszudenken und eine Strategie zu entwerfen.

Einige Minuten darauf bestätigten sich Pendergasts Vermutungen: Er bog um eine Ecke und sah direkt gradeaus eine rostige Stahlwand mit einer Tür darin, offen, im Wind schwingend, der Klang des Sturms erfüllte den Eingang. Pendergast rannte zur Tür und leuchtete

mit seiner Taschenlampe in die Dunkelheit hinaus. Alles schwarz, die Nacht war hereingebrochen. Im matten Lichtschein erschienen ein Mineneingang, ein kaputtes Bockgerüst und der Steilhang des Kars, der im 50-Grad-Winkel abfiel. Der Lichtstrahl reichte nicht weit, dennoch waren Romans Fußabdrücke in dem tiefen Schnee zu erkennen, wie er in den Schneesturm davonwankte. Weiter unten durch das Dunkel sah Pendergast mehrere kleine Lichtpunkte – die schwelenden Überreste des

Pumpengebäudes – sowie unweit davon die Lichter der Pistenraupe.

Er schaltete seine Taschenlampe aus. Er konnte gerade so den schwachen, hüpfenden Lichtschein von Romans Lampe erkennen: Er stieg den steilen Hang hinab, rund dreißig Meter seitlich, und bewegte sich langsam. Pendergast hob die Waffe. Wegen des starken Windes und der zusätzlichen Komplikation aufgrund der Höhe würde es ein ungemein schwieriger Schuss werden. Trotzdem zielte er auf den wankenden Lichtschein, wobei er

Abdrift und Fallwinkel einkalkulierte.
Konzentriert drückte er ab. Die
Handfeuerwaffe ruckte, vor dem
Berghang hallte der Knall äußerst laut,
die rollenden Echos kehrten aus
mehreren Richtungen zurück.

Daneben.

Die Gestalt bewegte sich weiter,
schneller jetzt, sie wankte bergab, geriet
immer weiter außer Schussweite.
Pendergast, der ohne Winterkleidung
war, hatte die Hoffnung verloren, den
Kerl zu erwischen.

Ohne vom Schnee, der ihm ins

Gesicht stach, und vom Wind, der ihm durch den Anzug drang, Notiz zu nehmen, zielte er erneut und schoss. Wieder daneben. Die Chance, einen Treffer zu landen, ging allmählich gegen null. Dann aber – als er ein drittes Mal zielte – hörte er etwas: ein gedämpftes Knacken, gefolgt von einem niederfrequenten Grollen.

Über und unmittelbar vor Pendergast zerbrach die schwere Schneedecke in große Platten, sie lösten sich und glitten talwärts, langsam zunächst, dann schneller und schneller, brachen

auseinander und überschlugen sich. Eine Lawine, ausgelöst durch den Krach seiner Schüsse und zweifellos Romans eigenes Herumgetrampel. Unter zunehmendem Donnern raste die wühlende Vorderseite der Lawine am Mineneingang vorbei. Plötzlich war die Luft undurchsichtig, erfüllt von wirbelnden, mächtigen Schneemassen, wobei der Luftzug Pendergast rückwärts taumeln ließ.

Nach dreißig Sekunden hatte sich das Grollen gelegt. Es war eine kleine Lawine gewesen. Jetzt war der Hang

vom Tiefschnee sauber gefegt, die restlichen, rieselnden Ströme glitten in Rillen den Berg hinab. Bis auf das Rauschen des Windes herrschte Stille.

Pendergast warf einen Blick nach unten, dorthin, wo sich das hüpfende Licht von Romans Taschenlampe befunden hatte. Jetzt war da nichts als eine tiefe Fläche aus Schneegeröll zu erkennen. Kein Hinweis auf Bewegungen, keine Hilferufe – nichts.

Einen Augenblick lang starrte Pendergast nur in die Dunkelheit. Einen ganz kurzen Moment lang – während die

Raserei, die von ihm Besitz ergriffen hatte, noch immer durch seine Adern pulsierte – dachte er grimmig, wie gerecht die Situation war. Doch noch während er hinschaute, ebbte seine Wut ab. Es war, als habe die Lawine sein Bewusstsein sauber gefegt. Er hielt inne, um darüber nachzudenken, was er, unbewusst, bereits gewusst hatte, bis der Anblick von Corries Leichnam jede Logik aus seinen Gedanken fegte: dass Ted Roman ebenso Opfer war wie Corrie selbst. Das wahre Übel lag anderswo.

Mit einem Seufzen sprang er vom Mineneingang in den Schnee und mühte sich den Hang hinab, glitt und taumelte bis zu der Stelle, wo die Lawinenmassen sich am oberen Rand des Kars aufgetürmt hatten. Es dauerte einige Minuten, um dort hinzugelangen, und als er schließlich bei der Stelle ankam, war er halb erfroren.

»Roman!«, schrie er. »Ted Roman!«

Keine Antwort – nur der Wind.

Jetzt drückte Pendergast ein Ohr auf den Schnee, um zu horchen. Ganz leise konnte er einen seltsamen, gruseligen

Laut vernehmen, beinahe wie eine Kuh, die schrie: *Muuuuuuuuu muuuuuuuuu, muuu muuuuu.*

Offenbar kam er vom Rand des Schneeerölls. In der bitteren Kälte bewegte Pendergast sich darauf zu und begann fieberhaft, mit bloßen Händen zu graben. Aber durch den Druck der Lawine war der Schnee äußerst kompakt, seine Hände waren der Aufgabe nicht gewachsen. Weil er keinen Mantel, keine Kopfbedeckung trug, war er bis auf die Knochen durchgefroren; er schwächelte, seine

Hände waren so taub, dass sie nutzlos waren.

Wo steckte Roman? Noch einmal lauschte er, legte das Ohr auf den festgedrückten Schnee und versuchte, seine Hände zu wärmen.

Muuu ... muuu ...

Rasch wurde das Geräusch schwächer. Der Mann erstickte.

Pendergast grub und grub, dann aber hielt er inne und horchte noch einmal. Nichts. Und jetzt sah er aus dem Augenwinkel ein Licht den Hang heraufkommen. Er ignorierte es und grub

weiter. Kurz darauf packten ihn zwei kräftige Hände und zogen ihn behutsam weg. Es war Kloster, der Fahrer der Pistenraupe, mit einer Schaufel und einer langen Stange in den Händen.

»Hey«, sagte er. »Hey, langsam. Sie bringen sich noch um.«

»Da unten ist ein Mann«, keuchte Pendergast. »Verschüttet.«

»Ich hab's gesehen. Gehen Sie runter zur Schneekatze, bevor Sie noch erfrieren. Sie können hier nichts ausrichten. Ich kümmere mich drum.« Kloster fing an, mit der Stange das

Lawinengeröll zu sondieren, steckte sie in den Schnee, wobei er schnell und professionell vorging. Er machte so etwas nicht zum ersten Mal. Pendergast aber ging nicht zur Schneekatze, sondern blieb in der Nähe stehen, sah zu und bibberte. Nach ein paar Minuten hielt Kloster inne und sondierte behutsamer in einem engeren Areal, dann begann er, mit einer Schaufel zu graben. Er arbeitete kraftvoll und effizient, binnen Minuten hatte er einen Teil von Romans Körper freigelegt. Nach einigen Minuten äußerst schnellen Schaufelns war das

Gesicht frei.

Pendergast kam näher, während Kloster mit seiner Taschenlampe daraufleuchtete. Rings um den Kopf war der Schnee von Blut durchtränkt. Der Schädel war teilweise eingedrückt, der Mund wie zu einem Schrei aufgerissen, aber komplett zugestopft mit Schnee, die Augen weit offen und irre blickend.

»Er ist tot«, sagte Kloster. Er legte den Arm um Pendergast, um ihn zu stützen. »Hören Sie, ich bringe Sie jetzt wieder zurück zur Schneekatze, damit Sie sich aufwärmen können – sonst

werden Sie ihm folgen.«

Pendergast nickte wortlos und ließ sich durch den tiefen Schnee zur Fahrerkabine der im Leerlauf wartenden Pistenraupe führen.

Achthundert Meter entfernt, am unteren östlichen Hang des Kars, öffnete sich eine Metalltür am Eingang zu einem Bergwerksstollen. Augenblicke später kam eine Gestalt daraus hervorgetaumelt, sie zog ein Bein nach, stützte sich auf einen Stock und hustete stark. Sie blieb im Mineneingang stehen,

schwankte, lehnte sich gegen einen Stützpfeiler, dann beugte sie sich vor und hustete noch einmal. Langsam glitt die Gestalt zu Boden, unfähig, sich auf den Beinen zu halten, setzte sich in den Schnee und lehnte sich mit dem Rücken gegen das senkrechte Holzstück.

Es war sie. Genau wie er erwartet hatte. Er wusste, irgendwann musste sie herauskommen – und sie würde ein perfektes Ziel abgeben. Sie würde nirgendwo hingehen, und er hatte alle Zeit der Welt, um seinen Schuss anzubringen.

Der Scharfschütze, der in der Tür eines alten Bergwerkschuppens hockte, nahm seine Winchester 94 von der Schulter, betätigte den Ladehebel, um eine Kugel in die Kammer zu schieben, dann legte er die Waffe an die Schulter und blickte durchs Zielfernrohr. Es war dunkel, aber das Umgebungslicht am Himmel genügte, um ihre dunkle, zusammengesackte Gestalt ins Visier zu nehmen. Die junge Frau sah aus, als sei sie bereits in ziemlich schlechter Verfassung: die Haare angesengt, Gesicht und Kleidung schwarz vor

Rauch. Er glaubte, dass mindestens eine seiner früheren Kugeln ihr Ziel gefunden hatte. Während er sie durch die Tunnel verfolgt hatte, hatte er jede Menge Blutstropfen gesehen. Er war sich nicht sicher, wo er sie getroffen hatte, aber ein expandierendes Projektil vom Kaliber 30-30 war kein Witz, wo immer es auch auftraf.

Der Scharfschütze begriff weder, wieso sie hier oben war, noch weshalb die Pistenraupe auf ihrem Weg den Berg hinauf vorbeigerast war oder wieso das Pumpenhaus gebrannt hatte. Er musste

das auch nicht wissen. In welchen verrückten Scheiß die Kleine involviert war, ging ihn nichts an. Montebello hatte ihm einen Auftrag erteilt und ihn gut dafür bezahlt – extrem gut, um genau zu sein. Seine Anweisungen waren simpel gewesen: Machen sie dieser Corrie Angst, damit sie aus der Stadt flieht. Wenn sie nicht geht, bringen Sie sie um. Mehr hatte der Architekt ihm nicht gesagt, und er wollte auch nicht mehr wissen.

Der Schuss durchs Autofenster hatte nichts gebracht. Den Hund zu enthaupten

hatte nichts gebracht – auch wenn er sich an die Szene mit einer gewissen Zuneigung erinnerte. Er war stolz auf das Tableau, das er arrangiert hatte, den Brief im Maul des toten Hundes – und enttäuscht und überrascht, dass sie das nicht verscheucht hatte. Sie hatte sich als mutiges Miststück erwiesen. Aber jetzt sah sie gar nicht mehr mutig aus, zusammengesackt gegen den Holzpfeifer gelehnt, halb tot.

Der Augenblick war gekommen. Seit sechsenddreißig Stunden war er ihr beinahe ununterbrochen gefolgt und hatte

auf eine Gelegenheit gewartet. Als erfahrener Jäger kannte er die Bedeutung von Geduld. Weder im Hotel noch in der Stadt hatte sich eine gute Schussmöglichkeit ergeben. Doch als sie hinauf zu The Heights gefahren war, ein Schneemobil gestohlen und ins Gebirge gerast war – auf welch aberwitzigem Botengang auch immer –, war ihm die Chance in den Schoß gefallen wie ein Geschenk. Auch er hatte sich ein Schneemobil ausgeliehen und war ihr gefolgt. Sicher, sie hatte sich als ungewöhnlich einfallsreich erwiesen –

die Sache mit den Klapperschlangen da hinten in den Stollen hatte ihn ernsthaft verärgert. Aber er hatte einen anderen Weg aus der Mine gefunden und – als er entdeckt hatte, dass das Schneemobil noch immer da war – beschlossen, in der Nähe zu bleiben. Er positionierte sich etwas weiter unten am Berg, in der Dunkelheit einer Bergbauhütte, ein Sitz, der einen ausgezeichneten Blick auf die meisten der alten Stollen- und Tunnelleingänge oben am Bergkessel bot. Falls sie immer noch im Berg war, hatte er gefolgert, würde sie schließlich aus

einem von diesen herauskommen. Oder vielleicht auch aus der Weihnachtsmine, wo sie den Motorschlitten stehen gelassen hatte. Auf alle Fälle würde sie auf dem Weg nach unten an ihm vorbeikommen.

Und jetzt war sie da. Und zwar an einem guten Ort, weit weg von all dem Treiben dort oben, wo das Pumpenhaus abgebrannt war und die Pistenraupe parkte. Jemand hatte Schüsse abgefeuert, was anscheinend eine Lawine ausgelöst hatte. Aus seinem Versteck und durch die Vergrößerung des Zielfernrohrs

beobachtete er das fieberhafte Graben und die Entdeckung des Leichnams. Irgendwas irre Großes lief da ab – Drogen, nahm er an. Aber das hatte nichts mit ihm zu tun, und je eher er seine Zielperson tötete und von hier verduftete, desto besser.

Langsam atmete er aus, den Finger am Abzug, und zielte auf das zusammengesackte Mädchen. Das Fadenkreuz stand ganz still, sein Finger krümmte sich. Schließlich war die Zeit gekommen. Er würde sie umlegen, auf sein Schneemobil steigen, das hinter der

Hütte parkte, um seinen Lohn abzuholen.
Ein Schuss, eine Tote ...

Plötzlich wurde ihm von hinten das
Gewehr brutal aus der Hand geschlagen,
der Schuss löste sich, und die Kugel
bohrte sich in den Schnee.

»Was zum –?« Er packte das
Gewehr, versuchte aufzustehen, doch zur
gleichen Zeit spürte er etwas Kaltes und
Hartes, das gegen seine Schläfe drückte.
Die Mündung einer Pistole.

»Wenn du auch nur einmal mit der
Wimper zuckst, Arschloch, mach ich aus
deinem Hirn einen Schneeengel.«

Eine Frauenstimme – voller Autorität und Ernst.

Eine Hand ergriff das Gewehr am Lauf. »Lass los.«

Er ließ es los, und sie warf es in den tiefen Schnee.

»Alle deine anderen Waffen – wirf sie in den Schnee. *Sofort.*«

Er zögerte. Er hatte noch eine Handfeuerwaffe und ein Messer dabei, und wenn er sie zwang, sie zu durchsuchen, könnte sich eine Gelegenheit ergeben ...

Der Schlag gegen seine Schläfe war

derart kräftig, dass er zu Boden ging. Einen Moment lag er betäubt auf den Brettern und fragte sich, warum zum Teufel er hier lag und wer diese Frau war, die dort über ihm stand. Dann kehrte er langsam in die Realität zurück, während sie sich über ihn beugte, ihn unsanft durchsuchte, das Messer und die Pistole sicherstellte und beide ebenfalls weit weg in den Schnee warf.

»Wer ... zum Teufel sind Sie?«, fragte er.

Die Antwort erfolgte durch einen weiteren wuchtigen Schlag ins Gesicht

mit dem Griff ihrer Waffe, so dass die Innenseiten seiner Lippen rissen und bluteten und sein Mund voll mit Bruchstücken seiner Zähne war.

»Meine Name«, sagte sie knapp, »ist Captain Stacy Bowdree, United States Air Force, und ich bin das Allerschlimmste, was dir in deinem ganzen beschissenen Leben zugestoßen ist.«

Corrie sah die hochgewachsene, attraktive Gestalt – Stacy Bowdree – aus dem wirbelnden Schnee hervorkommen, sie führte einen Mann mit gebundenen Händen und gesenktem Kopf mit zotteligen Haaren. Dunkel fragte sie sich, ob das alles ein Traum war. Natürlich war es ein Traum. Stacy

würde nie hier heraufkommen.

Als sie vor ihr stehen blieb, brachte Corrie hervor: »Hallo, Traum.«

Stacy wirkte entsetzt. »Mein Gott. Was ist denn mit dir passiert?«

Corrie versuchte, an das Geschehene zurückzudenken, konnte sich aber nicht ganz klar erinnern. Je mehr sie es versuchte, desto merkwürdiger kam ihr alles vor. »Bist du's wirklich?«

»Das kannst du laut sagen.« Stacy beugte sich vor, untersuchte Corrie genau, ihre blauen Augen waren erfüllt von Sorge. »Deine Haare sind verbrannt.

Mann, bist du in dem Feuer gewesen?«

Corrie bemühte sich, Worte zu bilden. »Ein Mann ... hat versucht, mich umzubringen, in den Tunneln ... aber die Klapperschlangen ...«

»Ja. Das ist er.« Stacy drückte den Kerl mit dem Gesicht nach unten in den Schnee, direkt vor Corrie, und setzte ihm den Stiefel in den Nacken. Corrie sah den 45er in Stacys Hand. Sie versuchte, sich auf den Mann auf dem Boden zu konzentrieren, aber vor ihren Augen verschwamm alles.

»Das hier ist der Typ, den man

angeheuert hat, um dich umzulegen«, redete Stacy weiter. »Ich habe ihn erwischt, als er gerade abdrücken wollte. Er will mir nicht verraten, wie er heißt, deshalb hab ich ihn Drecksack getauft.«

»Wie? Wie ...?« Alles war so verwirrend.

»Hör zu. Wir müssen dich ins Krankenhaus bringen und Drecksack zum Polizeichef. Etwa achthundert Meter weg, nahe dem abgebrannten Pumpenhaus, steht eine Pistenraupe.«

Pumpenhaus. »Abgebrannt ... Er hat

versucht, mich bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

»Wer? Drecksack hier?«

»Nein ... Ted. Ich hatte meinen Schlagschlüssel dabei ... hab die Handschellen geknackt ... gerade noch rechtzeitig ...«

»Du redest ziemlich wirres Zeug«, sagte Stacy. »Komm, ich helfe dir auf. Kannst du gehen?«

»Der Fuß ist gebrochen. Hab ... einen Finger verloren.«

»Scheiße. Komm, lass mich dich mal anschauen.«

Sie spürte, wie Stacy sie untersuchte. Behutsam umfasste sie ihren Knöchel, stellte Fragen und tastete ihre Verletzungen ab. Sie fühlte sich getröstet. Ein paar Minuten später kam Stacys Gesicht erneut ins Blickfeld, nahe dem ihren. »Okay, du hast ein paar Verbrennungen zweiten Grades. Und du hast recht: Dein Knöchel ist gebrochen, und ein kleiner Finger ist weg. Das ist ziemlich schlimm, aber zum Glück scheint das alles zu sein. Gott sei Dank hattest du dicke Winterkleidung an, sonst hättest du noch viel schlimmere

Verbrennungen.«

Corrie nickte. Sie begriff nicht ganz, was Stacy da sagte. Aber war es tatsächlich Stacy und nicht irgendeine Vision? »Du bist verschwunden ...«

»Tut mir leid. Als ich mich beruhigt hatte, ist mir aufgegangen, dass diese Arschlöcher irgend so einen Schläger gemietet hatten, um dich aus der Stadt zu vertreiben, darum habe ich dich eine Zeitlang beschattet und ziemlich bald Drecksack hier gesehen, der hinter dir hergelaufen ist wie ein Hund, der nach Scheiße schnüffelt. Also bin ich ihm

gefolgt. Am Ende habe ich ein Schneemobil gestohlen, da hinten in dem Geräteschuppen – genauso wie ihr beide –, bin deiner Spur bis hier herauf gefolgt und kam gerade rechtzeitig an, um zu sehen, wie Drecksack im Mineneingang verschwunden ist. Ich hab dich in den Minen verloren, habe aber vermutet, dass auch er dich verloren hatte, und konnte rechtzeitig wieder zurückgehen.«

Corrie nickte. Nichts ergab Sinn. Irgendwelche Leute hatten versucht, sie umzubringen – so viel war klar. Aber

Stacy hatte sie gerettet. Mehr brauchte sie nicht zu wissen. In ihrem Kopf drehte sich alles, sie konnte sich nicht mal auf den Beinen halten. Vor ihren Augen zogen schwarze Wolken auf.

»Okay«, redete Stacy weiter, »du bleibst hier. Ich nehme Drecksack mit zum Schneebuggy, und dann holen wir dich damit ab.« Sie spürte, wie Stacy die Hand auf ihre Schulter legte. »Halt durch, nur noch eine Minute, Mädel. Du bist ramponiert, aber alles kommt in Ordnung. Glaub mir, ich weiß das. Ich hab schon«, sie hielt inne, »viel

Schlimmeres gesehen.« Sie wandte sich ab.

»Nein.« Corrie schluchzte und streckte die Hand nach ihr aus. »Geh nicht.«

»Ich muss los.« Sanft streifte sie Corries Hand ab. »Ich kann Drecksack nicht unter Kontrolle halten und gleichzeitig dir helfen. Es ist besser, wenn du dich noch etwas ausruhst. Lass mir zehn Minuten Zeit, höchstens.«

Es kam ihr viel kürzer vor als zehn Minuten. Corrie hörte das Brummen eines Dieselmotors, dann sah sie ein

Bündel sich bewegender
Scheinwerferlichter, die durch die
Dunkelheit stachen, rasch näherkamen
und im Schneegestöber am
Mineneingang anhielten. Eine seltsame,
blasse Gestalt tauchte auf – Pendergast?
Auf einmal merkte sie, wie sie
hochgehoben wurde, als wäre sie
wieder ein Kind, und wie ihr Kopf an
seiner Brust lag. Sie spürte, wie seine
Schultern sich verkrampften, schwach
und regelmäßig, fast so, als weine er.
Aber das konnte natürlich nicht sein,
denn Pendergast weinte ja nie.

Epilog

Die winterlichen Sonnenstrahlen fielen durch das Fenster und lagen in Streifen auf Corries Bett im städtischen Krankenhaus von Roaring Fork. Man hatte ihr das beste Zimmer gegeben, ein Einzeleckzimmer in einer der oberen Etagen. Durch das Fenster hatte man einen Blick auf den größten Teil der

Stadt und die dahinterliegenden Berge, alles in eine magische weiße Decke gehüllt. Diesen Blick hatte Corrie nach ihrer Handoperation, und er hatte ihre Stimmung erheblich verbessert. Das Ganze war jetzt drei Tage her, in zwei weiteren sollte sie entlassen werden. Der Bruch im Fuß war nicht ernst gewesen, aber sie hatte den kleinen Finger verloren. Ein paar der Verbrennungen, die sie erlitten hatte, könnten Narben bilden, aber nur leichte, und nur, hatten die Ärzte gesagt, am Kinn.

Pendergast saß auf einem Stuhl an einer Seite des Betts, Stacy auf der anderen. Das Fußende war mit Weihnachtsgeschenken übersät. Chief Morris war gekommen, um seine Aufwartung zu machen – er hatte sie seit ihrer Operation regelmäßig besucht –, und nachdem er sich nach ihrem Befinden erkundigt und Pendergast für seine Hilfe bei den Ermittlungen überschwenglich gedankt hatte, hatte auch er dem Stapel ein Geschenk hinzugefügt.

»Also«, sagte Stacy, »wollen wir die

nun aufmachen, oder nicht?«

»Corrie ist als Erste dran«, sagte Pendergast und reichte ihr einen schmalen Briefumschlag. »Um den Abschluss Ihrer Forschungen zu feiern.«

Verwirrt öffnete Corrie das Kuvert. Ein Computerausdruck kam zum Vorschein, voller Spalten mit komplizierten Zahlen, Graphiken und Tabellen. Sie faltete das Blatt auseinander. Es handelte sich um einen Bericht aus einem forensischen Labor des FBI in Quantico – eine Analyse der Quecksilberkontaminierung in zwölf

Proben von menschlichen Überresten, der irre gewordenen Bergleute, die sie in der Mine gefunden hatte.

»Mein Gott«, sagte Corrie. »Die Werte sind wahnsinnig hoch.«

»Das letzte Detail, das Sie für Ihre Semesterarbeit benötigen. Ich habe wenig Zweifel, dass Sie als erste Grundstudiumstudentin den Rosewell-Preis gewinnen werden.«

»Vielen Dank«, sagte Corrie. Dann aber zögerte sie. »Hm, ich schulde Ihnen eine Entschuldigung. *Noch eine* Entschuldigung. Eine wirklich große

diesmal. Ich hab die Sache vergeigt,
hundertprozentig. Sie haben mir so sehr
geholfen, und ich habe das nie wirklich
auf die Art zu schätzen gewusst, wie ich
es hätte tun sollen. Ich war ein so
undankbares ...«, fast hätte sie ein
schlimmes Wort gesagt, aber sie
korrigierte es auf die Schnelle, » ...
Mädchen. Ich hätte auf Sie hören und
niemals allein dort hinauffahren sollen.
Was für eine Dummheit das war.«

Pendergast neigte den Kopf.

»Darüber können wir ein andermal
sprechen.«

Corrie wandte sich zu Stacy um. »Ich schulde auch dir eine große Entschuldigung. Ich schäme mich wirklich, dass ich dich und Ted verdächtigt habe. Du hast mir das Leben gerettet. Mir fehlen wirklich die Worte, um dir zu danken ...« Corrie spürte, wie sich ihr Hals vor Emotion zuschnürte.

Stacy lächelte und drückte ihr die Hand. »Sei nicht so streng zu dir, Corrie. Du bist ein echter Kumpel. Und Ted ... Mann, ich kann's kaum fassen, dass er der Brandstifter ist. Das hat mir Alpträume verursacht.«

»In gewissem Sinne«, sagte Pendergast, »war Roman nicht verantwortlich für das, was er getan hat. Das Quecksilber in seinem Gehirn war schuld daran, dass seine Nervenzellen bereits seit der Schwangerschaft zerstört waren. Er war nicht krimineller als jene verrückten Bergleute, die in der Schmelzerei arbeiteten und letztlich zu Kannibalen wurden. Sie sind alle Opfer. Die wahren Kriminellen sind gewisse andere Leute, eine Familie, deren böses Tun anderthalb Jahrhunderte zurückreicht. Und jetzt, da das FBI mit

der Sache befasst ist, wird diese Familie büßen. Vielleicht nicht so brutal, wie Mrs. Kermode büßen musste, aber sie werden dennoch büßen.«

Corrie schauderte. Bis Pendergast ihr davon erzählt hatte, hatte sie keine Ahnung gehabt, dass Mrs. Kermode, während sie, Corrie, an die Pumpe gefesselt gewesen war, ebenfalls im Gebäude gewesen war, außer Sichtweite, mit Handschellen an die andere Seite der Pumpe gefesselt – wahrscheinlich bewusstlos, nachdem Ted sie zusammengeschlagen hatte. *Ich*

werde mich um das Miststück kümmern,
hatte er gesagt ...

»Ich hatte es so eilig, den Flammen zu entkommen, dass ich sie gar nicht gesehen habe«, sagte Corrie. »Aber ich bin mir nicht sicher, ob irgendjemand es verdient, auf diese Art bei lebendigem Leibe zu verbrennen.«

Pendergast war da wohl anderer Meinung.

»Aber Ted kann doch nicht gewusst haben, dass Kermode und die Staffords für seinen Wahnsinn verantwortlich waren – oder?«, fragte Corrie.

Pendergast schüttelte den Kopf.

»Nein. Ihr Ende durch seine Hand war höhere Gerechtigkeit, nichts anderes.«

»Ich hoffe, der Rest von denen verrottet im Gefängnis«, sagte Stacy.

Nach kurzem Schweigen sagte Corrie: »Und Sie haben wirklich geglaubt, dass es sich bei dem verbrannten Leichnam um mich handelte?«

»Das stand für mich absolut fest«, antwortete Pendergast. »Wenn ich klarer gedacht hätte, hätte ich vielleicht erkannt, dass Kermode Teds nächstes

Opfer sein könnte. Sie stand für alles, was er verachtete. Das ganze *Autodafé* auf dem Berg hat ihr gegolten, nicht Ihnen. Sie sind ihm lediglich in den Schoß gefallen, sozusagen. Aber eine Frage habe ich doch, Corrie: Wie haben Sie sich von den Handschellen befreit?«

»Ach, das waren beknackte alte Handschellen. Und ich hatte meine Dietriche zwischen den inneren und äußeren Handschuh gesteckt, nachdem ich versucht hatte, das Schloss zur Mine zu knacken – denn, wie gerade Sie wissen, muss man mehrere Werkzeuge

gleichzeitig benutzen.«

Pendergast nickte. »Beeindruckend.«

»Es hat einige Zeit gedauert, bis ich mich daran erinnerte, dass ich das Werkzeug bei mir hatte, weil ich so verängstigt war. Ted war ... ich habe so etwas noch nie erlebt. Die Art, wie er von kreischender Wut zu kalter, berechnender Kälte wechselte ... das war fast beängstigender als das Feuer selbst.«

»Ein verbreiteter Effekt bei quecksilberinduziertem Wahnsinn. Und es erklärt vielleicht auch das Geheimnis

der verbogenen Rohre beim zweiten Brand. Das Mädchen hatte unglaubliche Angst vor ihm und ...«

Hastig sagte Stacy: »Hm, öffnen wir die übrigen Geschenke und hören wir auf, davon zu reden.«

»Tut mir leid, dass ich für niemanden ein Geschenk habe«, sagte Corrie.

»Sie waren anderweitig beschäftigt«, meinte Pendergast. »Und wo ich gerade beim Thema bin: In Anbetracht dessen, was Ihnen auch in Kraus's Kaverns, damals in Medicine Creek, zugestoßen ist, würde ich Ihnen raten, künftig

unterirdische Labyrinth zu meiden, vor allem, wenn sie von mordlustigen Irren bewohnt sind.« Er machte eine Pause.

»Das mit Ihrem Finger tut mir übrigens sehr leid.«

»Ich werde mich wohl daran gewöhnen. Ich find's fast schick, als ob man eine Augenklappe trägt oder so.«

Pendergast nahm ein Päckchen in die Hand und musterte es. Da war keine Karte, nur ein Name stand darauf. »Das ist von Ihnen, Captain?«

»Na klar.«

Pendergast entfernte das Papier, und

ein Samtkästchen kam zum Vorschein. Er öffnete es. Darin lag ein purpurfarbenes Herz auf Samt.

Er schaute lange darauf. Schließlich sagte er: »Wie soll ich das annehmen?«

»Weil ich noch drei mehr davon habe und möchte, dass Sie es bekommen. Sie haben das Purple Heart verdient – Sie haben mir das Leben gerettet.«

»Captain Bowdree ...«

»Ich meine es ernst. Ich war verloren, durcheinander, habe jeden Abend bis zur Bewusstlosigkeit getrunken, bis Sie wie aus heiterem Himmel bei mir angerufen

und mich hierhergebracht haben, mich über den alten Emmett informiert und mir ein Ziel im Leben gegeben haben. Und was am wichtigsten ist ... Sie haben mich respektiert.«

Pendergast zögerte. Er hielt die Kriegsauszeichnung hoch. »Ich werde es hüten wie meinen Augapfel.«

»Frohe Weihnachten – drei Tage zu spät.«

»Und nun müssen Sie Ihr Geschenk aufmachen.«

Stacy nahm einen kleinen Briefumschlag in die Hand. Sie öffnete

ihn und zog ein offiziell wirkendes Dokument heraus. Sie las es und runzelte die Stirn. »O mein Gott.«

»Es ist nichts, wirklich«, sagte Pendergast. »Nur eine Einladung zu einem Vorstellungsgespräch. Der Rest liegt an Ihnen. Aber mit meiner Empfehlung und Ihren militärischen Auszeichnungen bin ich zuversichtlich, dass Sie angenommen werden. Das FBI braucht Agenten wie Sie, Captain. Ich habe kaum eine bessere Kandidatin erlebt. Corrie mag Ihnen gleichkommen, eines Tages – alles, was sie braucht, ist

eine gewisse Abgeklärtheit im Urteilsvermögen.«

»Vielen Dank.« Einen Augenblick sah es so aus, als wollte Bowdree Pendergast umarmen, aber dann dachte sie offenbar, dass die Geste vielleicht nicht angemessen wäre. Corrie lächelte innerlich; bei dieser ganzen Zeremonie und ihren Zurschaustellungen von Zuneigung und Gefühl schien er sich ein wenig unbehaglich zu fühlen.

Corrie bekam noch zwei weitere Geschenke. Sie öffnete das erste und fand darin ein völlig zerfleddertes

Fachbuch: *Techniken der Tatortanalyse und Ermittlung: Dritte Auflage.*

»Ich kenne das Buch«, sagte sie.

»Aber ich hab schon ein Exemplar – eine sehr viel neuere Auflage, die wir am John Jay benutzen.«

»Dessen bin ich mir bewusst«, sagte Pendergast.

Sie schlug das Buch auf, und plötzlich begriff sie. Der Text war geradezu manisch vollgeschrieben: Kommentare, Randbemerkungen, Fragen, Einsichten zum erörterten Thema. Die präzise Schrift erkannte sie sofort.

»Das ... das ist ja Ihr Exemplar.«

Pendergast nickte.

»Mein Gott.« Sie berührte den Einband, streichelte es beinahe ehrfurchtsvoll. »Was für eine Schatztruhe. Wenn ich das lese, kann ich eines Tages so denken wie Sie.«

»Ich habe andere, frivolerere Geschenke in Erwägung gezogen, aber dies schien mir – angesichts Ihres offenkundigen Interesses an einer Karriere bei den Polizeibehörden – vielleicht das nützlichste zu sein.«

Ein Geschenk war noch übrig. Corrie

streckte die Hand danach aus und entfernte behutsam das teuer anmutende Geschenkpapier.

»Das ist von Constance«, erklärte Pendergast. »Sie ist vor einigen Tagen aus Indien zurückgekehrt und bat mich, es Ihnen zu überreichen.«

In dem Päckchen befanden sich ein alter Waterman-Füllfederhalter mit einem filigranen Überfang aus Gold sowie ein kleines Buch mit geripptem Ledereinband und Seiten aus cremefarbenem Büttenpapier. Eine wunderschöne Handarbeit. Ein kleiner

Brief fiel heraus, den Corrie aufhob und las.

Liebe Miss Swanson,

mit Interesse habe ich Ihre »Blogs« (hassenswertes Wort) gelesen. Ich dachte, dass Sie vielleicht die Neigung verspüren, Ihren Beobachtungen einen dauerhafteren und privateren Ausdruck zu verleihen. Ich selbst führe schon seit vielen Jahren Tagebuch. Es ist mir stets ein Quell des Interesses, des Trostes und der Erkenntnis gewesen. Es

*ist meine Hoffnung, dass dieser
schmale Band dazu beiträgt, die
gleichen Vorzüge auf Sie zu
übertragen.*

Constance Greene

Corrie betrachtete die Geschenke, die verteilt um sie herum lagen. Dann warf sie Stacy einen Blick zu, die auf dem Bettrand saß; und Pendergast, der lässig auf einem Stuhl saß, das eine Bein leicht über das andere geschlagen. Auf einmal

brach sie zu ihrer eigenen Verwunderung in Tränen aus.

»Corrie«, sagte Stacy und sprang auf.

»Was ist denn los? Hast du Schmerzen?«

»Nein«, sagte sie durch ihre Tränen.

»Ich habe keine Schmerzen. Ich bin nur glücklich – so glücklich. Ein schöneres Weihnachten hatte ich noch nie.«

»Drei Tage zu spät«, sagte

Pendergast leise, und seine Gesichtszüge zuckten: vielleicht die Andeutung eines Lächelns.

»Und es gibt niemanden auf der Welt, mit denen ich es lieber feiere als mit

euch beiden.« Heftig wischte sie sich die Tränen fort, wandte sich verlegen ab und sah aus dem Fenster, hinter dem die Morgensonne Roaring Fork, die unteren Berghänge und – weiter oben – die kesselähnliche Gestalt des Schmugglerkars und den kleinen, dunklen Fleck auf dem Schnee, wo ein Feuer fast ihr Leben beendet hätte, in goldenes Licht tauchte.

Sie tippte auf das Tagebuch. »Ich weiß auch schon, wie mein erster Eintrag lautet.«

Danksagung

Den folgenden Personen möchten wir für ihre Hilfe und Unterstützung danken: Mitch Hoffmann, Eric Simonoff, Jamie Raab, Lindsey Rose, Claudia Rülke, Nadine Waddell, John Lellenberg, Saul Cohen sowie dem »Estate of Sir Arthur Conan Doyle«.

Wir bewundern die ganz

ausgezeichnete Arbeit der Baker Street Irregulars.

Und wir entschuldigen uns im Voraus für die Freiheiten, die wir uns hinsichtlich Kielder Forest, *Queen's Quorum*, der Stadt Roaring Fork und allen anderen Schauplätzen oder Personen genommen haben, die in *ATTACK – UNSICHTBARER FEIND* erwähnt werden.

Über die Autoren

Douglas Preston und Lincoln Child sind Koautoren zahlreicher Bestseller, darunter *Relic* (dt. *Relic – Museum der Angst*), dessen Verfilmung ein großer Erfolg im Kino wurde, sowie *The Cabinet of Curiosities* (dt. *Formula – Tunnel des Grauens*), *Still Life with Crows* (dt. *Ritual – Höhle des*

Schreckens), *Brimstone* (dt. *Burn Case – Geruch des Teufels*), *The Book of the Dead* (dt. *Maniac – Fluch der Vergangenheit*), *Fever Dream* (dt. *Fever – Schatten der Vergangenheit*) sowie *Gideon's Sword* (dt. *Mission – Spiel auf Zeit*).

Douglas Prestons Sachbuchbestseller *The Monster of Florence* (dt. *Die Bestie von Florenz*) wird zurzeit mit George Clooney in der Hauptrolle verfilmt. Zu seinen Interessen gehören Pferde, Tauchen, Skilaufen und das Erkunden der Küste von Maine in einem alten

Hummerboot.

Lincoln Child, der früher als Buchlektor arbeitete, hat fünf eigene Bestseller geschrieben. Er ist ein leidenschaftlicher Fan von Motorrädern, exotischen Papageien und der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Leser können sich bei *The Pendergast File* anmelden, einem monatlich erscheinenden »seltsam unterhaltsamen Brief« der Autoren, der auf ihrer Website www.prestonchild.com erscheint. Zudem laden die Autoren zu Nachrichten auf ihrer alarmierend

aktiven Facebook-Seite ein, auf der sie
regelmäßig schreiben.

DIE
PENDERGAST-ROLLE
in der inhaltlich
chronologischen
Reihenfolge

RELIC – Museum der Angst

war unser erster Roman und der erste, in dem Special Agent Pendergast vorkommt.

ATTIC – Gefahr aus der Tiefe

ist die Fortsetzung von RELIC.

FORMULA – Tunnel des Grauens

ist unser dritter Pendergast-Roman und steht ganz für sich.

RITUAL – Höhle des Schreckens

ist der nächste Roman in der

Pendergast-Reihe. Auch dieser Roman enthält eine in sich abgeschlossene Geschichte. Die Leser, die mehr über Constance Green erfahren möchten, werden hier allerdings auch fündig werden. Die Leser lernen bereits hier Corrie Swanson kennen, die in DARK SECRET und REVENGE erneut in Erscheinung tritt.

BURN CASE – Geruch des Teufels

ist der erste Roman in der Reihe, die wir inoffiziell die Diogenes-Trilogie nennen. Zwar ist auch dieser Roman in

sich abgeschlossen, doch nimmt er einige Fäden auf, die erstmals in FORMULA gesponnen werden.

DARK SECRET – Mörderische Jagd

ist der mittlere Roman der Diogenes-Trilogie. Obwohl man ihn als in sich abgeschlossenes Buch lesen kann, ist zu empfehlen, BURN CASE vorher zur Hand zu nehmen.

MANIAC – Fluch der Vergangenheit

ist der abschließende Roman der Diogenes-Trilogie. Um das größte

Lesevergnügen zu haben, sollte der Leser zumindest DARK SECRET vorher gelesen haben.

DARKNESS – Wettlauf mit der Zeit

ist ein in sich abgeschlossener Roman, der nach den Ereignissen in MANIAC spielt.

CULT – Spiel der Toten

ist ein eigenständiger Roman, bezieht sich aber teilweise, wie es bei uns üblich ist, auf vorhergehende Romane.

FEVER – Schatten der Vergangenheit

ist der Auftakt zu einer neuen Trilogie um die dunkelsten Geheimnisse der Familie Pendergast.

REVENGE – Eiskalte Täuschung

ist der mittlere Roman der Trilogie um die dunkelsten Geheimnisse der Familie Pendergast. Obwohl man ihn als in sich abgeschlossenes Buch lesen kann, ist zu empfehlen, FEVER vorher zur Hand zu nehmen.

FEAR – Grab des Schreckens

ist der fulminante Abschluss der Trilogie und ist bislang der persönlichste Fall für Special Agent Aloysius Pendergast.

Gideon Crew – unser neuer Ermittler

2011 haben wir eine neue Reihe von Thrillern mit einem ungewöhnlichen Ermittler namens Gideon Crew gestartet. Das erste Buch der Serie, **MISSION – Spiel auf Zeit**, wurde im Mai 2011 veröffentlicht. Dann folgte mit **COUNTDOWN – Jede Sekunde**

zählt der zweite Band. Wir freuen uns sehr, dass Paramount Pictures die Rechte zu den Gideon-Crew-Thrillern erworben hat und sie, wie wir hoffen, bald verfilmen wird.

Wir möchten Ihnen versichern, dass unsere Ergebenheit gegenüber Agent Pendergast ungetrübt bleibt und dass wir auch weiterhin Romane über den geheimnisvollsten FBI-Agenten der Welt mit der gleichen Frequenz wie bisher schreiben werden.

Unsere anderen Romane

Wir haben neben den Fällen von Special Agent Pendergast und Gideon Crew eine Reihe von in sich abgeschlossenen Abenteuerromanen geschrieben, die an dieser Stelle – anders als unsere Soloromane, die in

Deutschland bei verschiedenen Verlagen erscheinen – natürlich nicht unerwähnt bleiben sollen:

MOUNT DRAGON – Labor des Todes

ist unser zweiter gemeinsamer Roman, den wir nach RELIC geschrieben haben.

RIPTIDE – Mörderische Flut

entführt die Leser auf eine spannende Schatzsuche.

THUNDERHEAD – Schlucht des Verderbens

ist der Roman, in dem die Archäologin Nora Kelly eingeführt wird, die als Figur in allen späteren Pendergast-Romanen auftaucht.

ICE SHIP – Tödliche Fracht

stellt unter anderem Eli Glinn vor, der in DARK SECRET, MANIAC und den neuen Gideon-Crew-Romanen eine Rolle spielt.

Und für all diejenigen, die noch dazu auf

einen Blick sehen möchten, in welcher Reihenfolge wir unsere gemeinsamen Romane geschrieben haben:

RELIC – Museum der Angst

MOUNT DRAGON – Labor des Todes

ATTIC – Gefahr aus der Tiefe

RIPTIDE – Mörderische Flut

THUNDERHEAD – Schlucht des

Verderbens

ICE SHIP – Tödliche Fracht

FORMULA – Tunnel des Grauens

RITUAL – Höhle des Schreckens

BURN CASE – Geruch des Teufels

DARK SECRET – Mörderische Jagd
MANIAC – Fluch der Vergangenheit
DARKNESS – Wettlauf mit der Zeit
CULT – Spiel der Toten
FEVER – Schatten der Vergangenheit
MISSION – Spiel auf Zeit
REVENGE – Eiskalte Täuschung
COUNTDOWN – Jede Sekunde zählt
FEAR – Grab des Schreckens
ATTACK – Unsichtbarer Feind

Wir schätzen uns außergewöhnlich
glücklich, dass es Menschen gibt wie

Sie, denen es ebenso viel Freude
bereitet, unsere Romane zu lesen, wie es
uns Freude macht, sie zu schreiben.

Mit besten Grüßen

A handwritten signature in cursive script, reading "Prof. Klein". The word "Prof." is written in a more formal, slightly larger hand, while "Klein" is in a more fluid, cursive style. The signature is written in dark ink on a light background.

Über Douglas Preston / Lincoln Child

Douglas Preston wurde 1956 in Cambridge, Massachusetts geboren. Er studierte in Kalifornien zunächst Mathematik, Biologie, Chemie, Physik, Geologie, Anthropologie und Astronomie und später Englische Literatur. Nach dem Examen startete er seine Karriere beim »American Museum of Natural History« in New York. Eines

Nachts, als Preston seinen Freund Lincoln Child auf eine mitternächtliche Führung durchs Museum einlud, entstand dort die Idee zu ihrem ersten gemeinsamen Thriller, Relict. Douglas Preston schreibt auch Solo-Bücher und verfasst regelmäßig Artikel für diverse Magazine. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern an der US-Ostküste.

Lincoln Child wurde 1957 in Westport, Connecticut geboren. Nach seinem

Studium der Englischen Literatur
arbeitete er zunächst als

Verlagslektor und später für einige Zeit
als Programmierer und System-
Analytiker. Während der Recherchen zu
einem Buch über das American Museum
of Natural History in New York lernte er
Douglas Preston kennen und entschloss
sich nach dem Erscheinen des
gemeinsam verfassten Thrillers Relic,
Vollzeit-Schriftsteller zu werden. Er lebt
mit Frau und Tochter in New Jersey.

Obwohl die beiden Erfolgsautoren 500 Meilen voneinander entfernt leben, schreiben sie ihre Megaseller gemeinsam: per Telefon, Fax und übers Internet.

Über dieses Buch

Pendergasts Schützling Corrie Swanson untersucht in der ehemaligen Silberminen-Stadt Roaring Forks die exhumierten Leichen von elf Minenarbeitern. Laut Folklore soll ein Killer-Grizzly die Männer aufgefressen haben. Eine einzigartige Studienarbeit für die Kriminologie-Studentin!

Doch in dem heute äußerst exklusiven

Skiort boykottiert man Corries
Recherchen mit radikalen Mitteln.
Welches Geheimnis gilt es zu hüten,
dass ein paar alte Knochen verraten
könnten? Als Corrie schließlich im
Gefängnis landet, eilt ihr Special Agent
Pendergast zu Hilfe. Und er kommt zur
rechten Zeit, denn in Roaring Forks ist
nicht nur Corrie in Schwierigkeiten,
sondern auch ein wahnsinniger
Feuerteufel am Werk, der seine Opfer
bei lebendigem Leib verbrennt.

Impressum

Die amerikanische Originalausgabe erschien
2013
unter dem Titel »White Fire« bei Grand Central
Publishing, New York.

eBook-Ausgabe 2013

Knaur eBook

© 2013 by Splendide Mendax, Inc., und
Lincoln Child

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch
teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags
wiedergegeben werden.

Redaktion: Ralf Reiter

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur,
München

Coverabbildung: Gettyimages ADAM GAULT

ISBN 978-3-426-42075-1

Wie hat Ihnen das Buch
'Attack – Unsichtbarer Feind'
gefallen?

Schreiben Sie hier **Ihre
Meinung** zum Buch

Stöbern Sie in Beiträgen
von anderen Lesern

Der Social Reading Stream

Ein Service von **LOVELYBOOKS**

Rezensionen - Leserunden - Neuigkeiten

© aboutbooks GmbH

Die im Social Reading Stream dargestellten Inhalte stammen von Nutzern der Social Reading Funktion (User Generated Content).

Für die Nutzung des Social Reading Streams ist ein onlinefähiges Lesegerät mit Webbrowser und eine bestehende Internetverbindung notwendig.

Hinweise des Verlags

Wenn Ihnen dieses eBook gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne weiteren spannenden Lesestoff aus dem Programm von Knaur eBook und neobooks.

Auf www.knaur-ebook.de finden Sie alle eBooks aus dem Programm der Verlagsgruppe Droemer Knaur.

Mit dem Knaur eBook [Newsletter](#) werden Sie regelmäßig über aktuelle Neuerscheinungen informiert.

Auf der Online-Plattform www.neobooks.com publizieren bisher unentdeckte Autoren ihre Werke als eBooks. Als Leser können Sie diese

Titel überwiegend kostenlos herunterladen,
lesen, rezensieren und zur Bewertung bei
Droemer Knaur empfehlen.

Weitere Informationen rund um das Thema
eBook erhalten Sie über unsere Facebook- und
Twitter-Seiten:

<http://www.facebook.com/knaurebook>

<http://twitter.com/knaurebook>

<http://www.facebook.com/neobooks>

http://twitter.com/neobooks_com